
3 1761 07991565 8

150

Die
Weltgeschichte,
für
Kinder und Kinderlehrer.

Von
Karl Friedrich Becker.

Erster Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin
bey Heinrich Frölich. 1804.

Die Weltgeschichte, für die Jugend.

Von

Karl Friedrich Becker.

Erster Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin 1804.

bey Heinrich Frölich.

Vorrede

zur zweiten Auflage.

Das Werk, welches ich hiermit dem Publikum in einer veränderten Gestalt vorlege, ward vor vier Jahren unter so ungünstigen Umständen empfangen und geboren, daß ich ihm die freundliche Aufnahme, die es gefunden hat, damals nimmermehr zu prophezeihen gewagt haben würde. Niemals aber habe ich seitdem die ersten Bände ohne den sehnlichen Wunsch in die Hand nehmen können, daß es mir doch vergönnt seyn möchte, wenigstens die gröbern Flecken in denselben, so weit sie mir selber sichtbar würden, dereinst noch tilgen zu dürfen. Der Wunsch wäre mir nun wohl gewährt, aber

ob ich die ersehnte Gelegenheit auch ganz so benutzt habe, wie es mancher Freund meiner Arbeiten erwartet haben mag, muß ich dahin gestellt seyn lassen.

Ein Hauptfehler des Werks war unstreitig der Mangel an Einheit des Plans und des Tons. Zuerst geneigt, mich an die kleine Schlözersche „Vorbereitung zur Weltgeschichte" anzuschließen, wählte ich Sachen und Sprache nach dem Muster dieses Führers. Seitdem änderte ich fast mit jedem neuen Bande den Gesichtspunct, und erst bey dem sechsten Theile wurde ich ganz mit mir darüber einig, was ich wollte, und was ich von Anfang an hätte wollen sollen. Mein Bestreben bey der gegenwärtigen Umarbeitung mußte also vorzüglich darauf gerichtet seyn, die ersten Theile den letzten harmonisch zu machen, und einerley Gesichtspunct für alle festzustellen.

Und so mußte dann die Verbesserung schon bey dem Titelblatte beginnen. Nicht für Kinder, sondern für heranwachsende Jünglinge sey nunmehr das Buch bestimmt, und ernst und anständig sey fortan der Ton, wie es die Achtung für Leser, die man bilden will, und die

Würde des Gegenstandes fordert. Daß das Buch nun seine Brauchbarkeit für das frühere Knabenalter ganz verloren haben sollte, fürchte ich doch nicht, denn einmal wird es doch dem Lehrer noch Materialien genug zur Unterhaltung jedes Alters darbieten, und zweitens sehe ich nicht ein, warum man die deutschen Bücher, die man mit Knaben lieset, nicht eben so zweckmäßig, wie etwa die lateinischen, etwas höher wählen sollte, als gerade die sich selbst überlassene Fassungskraft des Schülers reicht. Hier eben kann der Lehrer sich recht hülfreich erweisen, und die so oft empfohlene Kunst ausüben, seine Schüler zu sich heraus zu ziehen.

Die Hauptideen, die mich, vormals dunkler, jetzt heller, bey der Abfassung des gegenwärtigen Buches geleitet haben, sind etwa folgende:

Man kann sich bey einer Weltgeschichte dreierley denken. Entweder

1. Ein ungeheures Repertorium alles dessen, was von Adam an bis auf unsere Zeiten auf der Erde geschehen ist. Das vollkommenste Werk dieser Art müßte den Erbauer jedes Dorfes oder Schlosses, den Urheber jeder Er-

findung, jedes Gesetzes, jeder großen und kleinen Idee, den Zustand jeder Kunst und Wissenschaft in jedem beliebigen Zeitpuncte genau nachweisen können, mithin eine Encyklopädie aller vergangenen Zeiten seyn. Wirklich haben die Verfasser unserer großen Weltgeschichten so etwas im Sinne gehabt, und die der kleinen haben wenigstens von dem allen etwas geben wollen. Allein in den neusten Zeiten hat man diese Danaidenarbeit mit der viel zweckmäßigern vertauscht, jeder Kunst und jeder Wissenschaft ihre eigene Geschichte zu geben, wobey man es, wenn nur diese Bemühung gelingt, für immer bewenden lassen kann.

2. Oder man verlangt von einer Weltgeschichte den Gang der Entwickelung des Menschengeschlechts im Allgemeinen bezeichnet zu sehen, so daß Ursach und Folge wie Factoren und Factum angegeben, und die Mitwirkung jedes Zeitraums und jedes Volks zu dem großen Ganzen stufenweise gezeigt wird. Ein solches Werk, desgleichen wir noch nicht haben, könnte sehr klein, und doch sehr inhaltreich seyn. Auf Namen würde es dabey nicht ankommen, nur die Zustände müßten dargelegt, und jeder

Zuwachs bemerkt seyn. Es würde aber immer nur eine Lectüre für Kenner der Specialgeschichte bleiben.

3. Oder man denkt sich unter einer Weltgeschichte eine moralische Bildergallerie, die uns den Menschen in allen seinen Zuständen und Gestalten vorhält, vor allem aber die Charaktere die Umgebungen und die Bestimmungsgründe jener Heroen der Menschheit, die Tausende von Andern zu ihren Zwecken lenkten, vor unsern Augen entwickelt. Der Verfasser einer solchen Weltgeschichte wird das meiste von dem verschmähen, was der von Nr. 1 sorgfältig sammelt; ihm ist jede Notiz gleichgültig, durch die er nicht mit einem denkenden oder handelnden Menschen bekannt wird, oder die ihn auf einen solchen schließen läßt. Und anstatt daß jener das Biographische nur so beiläufig, bloß um der Vollständigkeit willen, mitnimmt, und der zweite es ganz übergeht, wird es ihm fast immer die Hauptsache. Auf Vollständigkeit im Ganzen macht er gar keine Ansprüche, aber jedes Einzelne, was er aushebt, malt er so vollständig als möglich aus; er sagt auch nicht die trockene Neuigkeit, daß der und der dies und

das gethan; er überzeugt uns vielmehr durch seine Darstellung handgreiflich, daß derselbe unter diesen Umständen dies und nichts anderes thun mußte. Er macht es uns möglich, mit allen seinen Personen mitzufühlen, mitzuhandeln, und so erregt er kein geringeres Interesse in uns, als der Dichter.

Welche von diesen drey Arten, die Weltgeschichte zu behandeln, für die Jugend die passendste sey, ist keine Frage. Die erste würde sie in eine unabsehbare Tiefe führen, und sie durch Trockenheit ermüden. Die zweite setzt zuviel voraus. Die dritte hingegen vereinigt alles in sich, was besonders ein jugendliches Gemüth reizen kann, und wenn die Pädagogik, nach der glücklichen Bezeichnung eines unserer neuesten Philosophen, nichts anders als Erregungskunst seyn kann: welche Wissenschaft könnte ihr dann wohl willkommner die Hand reichen, als eben diese Art der Weltgeschichte?

Sie habe ich mir daher erwählt, und wenn mein Buch schon in seiner ersten Gestalt selbst Knaben angelockt hat, so schreibe ich dies hauptsächlich der Wahl jenes eben bezeichneten Gesichtspuncts zu. Zwar habe ich auch aus

den Weltgeschichten Nr. 1 und 2 manches auf-genommen; aber entweder nur als Staffage, oder so eingekleidet, daß der denkende und handelnde Mensch auch darin sichtbar wird. So hätte ich mir z. B. durch eine abstracte Angabe der früheren orientalischen und griechischen Lebensweise mehrere Bogen ersparen können, welche ich nun mit Scenen aus den hebräischen Dichtern und dem Homer angefüllt habe, allein ich bin gewiß, meinen Zweck so weit besser erreicht zu haben.

Endlich habe ich mir — oft zu meiner Beruhigung — den Gedanken immer gegenwärtig zu erhalten gesucht, daß ich für Anfänger schreibe, die durch mein Buch eigentlich nur zu einem künftigen gründlichern Studium der Geschichte angelockt, keinesweges aber für immer befriedigt werden sollten.

Zu noch größerer Bequemlichkeit der Leser wird nun jeder Theil der neuen Auflage sein eigenes Register erhalten. Für die des Griechischen und Lateinischen Unkundigen habe ich die Betonung der fremden Namen durch die Zeichen der Länge und Kürze (- und ⌣) angedeutet, welche jedoch nicht immer die Quantität der Syl-

ben in der Ursprache bezeichnen, sondern nur den Accent, den das Wort nach der deutschen Aussprache bekommt.

Zum Schlusse wünsche ich dieser zweiten Bearbeitung dieselbe nachsichtsvolle Aufnahme, welche die erste gefunden hat.

Geschrieben auf dem Gesundbrunnen bey Freienwalde, den 8. August 1804.

K. F. Becker,
D. Ph.
privatisirend in Berlin.

Inhalt.

Seite

Einleitung.

Erster Zeitraum. (Abraham — Moses.)

Zweiter Zeitraum. (Moses — Cyrus.)

Seite

Alte

Alte Geschichte.

Erster und zweiter Zeitraum.

Vor Christus 2000 bis 530.

Einleitung.

I.

Begriff der Geschichte.

Es ist das interessante und belohnende Geschäft des Naturforschers, die unendlich mannigfaltigen Erzeugnisse der Natur nach Klassen und Arten zu ordnen, das Wesen und den geheimen Zusammenhang der wunderbaren Naturkräfte zu erspähen, und die Gesetze aufzufinden, nach welchen sie wirken. Ein großes, unerschöpfliches Studium, aber doch beschränkt auf die Gegenwart, indem man doch annehmen muß, daß die heutigen Erscheinungen der Natur noch dieselben seyen, die sie im grauesten Alterthume gewesen, und daß die Pflanzen und Thiere von Erschaffung der Welt an nach den nämlichen Gesetzen entstanden, gewachsen und wieder vergangen sind, nach welchen sie noch bis auf den heutigen Tag entstehen, wachsen und vergehen.

Der Mensch allein macht von dieser Unveränderlichkeit aller erschaffenen Wesen eine höchst merkwürdige Ausnahme. In ihm hat nicht nur die Natur die unerschöpfliche Tiefe ihres Reichthums dadurch bewiesen, daß sie unter so vielen Millionen auch nicht zwey Einzelwesen hervorgebracht hat, die einander in allen Dingen vollkommen glichen; sie hat nicht nur oft in dem kleinsten Bezirke die höchste Schönheit neben die widrigste Häßlichkeit, die riesenmäßigste Kraft neben die winzigste Schwäche, die höchste Einsicht neben die krasseste Dummheit gestellt: sogar ganze Völker hat sie durch so schneidende Kontraste von einander geschieden, daß auf manche derselben kaum der Name Mensch zu passen scheint. Während der Europäer in einem höchst kunstreich zusammengesetzten Staate lebt, schwärmt der Neger und Hottentott fast so ungebunden wie die wilden Raubthiere seines Vaterlandes herum; während der deutsche Handwerksmann und Bauer von früh bis in die Nacht sein Brodt mit saurer Arbeit verdient, lebt der Amerikaner von Fischfang und Jagd, und besieht tagelang auf dem Rücken liegend die Spitzen seiner Nägel; während unsre Astronomen den Lauf der Gestirne berechnen, verscheuchen die Kalifornier durch Trommeln und Geheul die Sonnenfinsternisse; während unsre Weisen die erhabensten, abstractesten Ideen von der Gottheit und der Welt in

Worte zu kleiden suchen, beschmieren die Kamtschadalen ihre Götzenbilder mit Blut, und die Feuerländer wissen nichts als Pescheräh zu schreien; während endlich unsere Künstler die bewundernswürdigsten Werke hervorbringen, geräth der halbnackte Wilde schon über ein Stückchen Glas oder ein schlechtes Messer in Verwunderung und Entzücken.

Im Begriff, die Gründe dieser seltsamen Verschiedenheiten aufzusuchen, erfährt der Naturforscher bald, daß keiner jener Zustände in der Menschheit bleibend ist, sondern daß es einmal eine Zeit gegeben hat, da diejenigen Völker, welche sich jetzt der höchsten Bildung rühmen, jenen Wilden an Dummheit mehr oder weniger ähnlich gewesen sind. In unserm Vaterlande wurden vor hundert Jahren noch Hexen verbrannt, vor 200 Jahren glaubte man noch an Magie und Astrologie, vor 300 Jahren bezahlte man noch Geld für die Erlösung abgeschiedener Seelen aus dem Fegefeuer, vor 400 Jahren wußte man noch nichts von gedruckten Büchern; vor tausend Jahren lebten noch die wenigsten Deutschen in Städten oder ordentlichen Dörfern, und vor 1800 Jahren standen sie mit den heutigen Wilden in Nordamerika auf völlig gleicher Stufe der Kultur.

Offenbar liegt also in der Menschheit eine Fähigkeit, sich von Geschlecht zu Geschlecht zu

vervollkommnen, und an Einsicht zuzunehmen. Offenbar sind aber auch, wenn dies geschehen soll, gewisse Lagen, Umstände und Begebenheiten nöthig, welche ein Volk erfahren muß. Welche nun dies seyen, und wie übereinstimmend und wie verschieden diese Umstände bey jedem Volke wirklich gewesen — siehe da, ein neues und wiederum unerschöpfliches Studium. Hier tritt der Naturforscher billig zurück, und überläßt dem Historiker die Arbeit.

Soviel ergiebt sich schon beim allerersten Blikke, daß die Erweckung und Uebung der Geisteskräfte nicht eher von Statten geht, als bis der Mensch in Gesellschaft lebt, und daß es immer desto besser und rascher geschiehet, je größer und bedürfnißreicher diese Gesellschaft ist. Nun giebt es zwar auch Thierarten, die ein geselliges Leben führen, z. B. Biber, Ameisen, Bienen rc. Allein die Gesellschaften dieser Thiere sind immer nur für einen kleinen Raum berechnet, auch kommen die folgenden Geschlechter nicht um ein Haar breit in ihren Künsten weiter, und lernen nichts von ihren Vorgängern. Noch jetzt bauen die Bienen ihre Zellen genau auf dieselbe Art, wie vor dreitausend Jahren.

Nicht so der Mensch. Jedes Kind, das geboren wird, nimmt allmälig von allen Einsichten und Vortheilen seiner Eltern Besitz, und treibt sie dann immer höher. Für jede neue Entdek-

kung, jeden neuen Gedanken wird auch sogleich ein neues Wort geschaffen, und so wird die Sprache, dieser herrlichste Vorzug des Menschen, der große Behälter aller von Anfang an entdeckten Begriffe, die nun nie wieder für die Nachwelt verloren gehen können, sondern im Gegentheil mit immer neuen vermehrt werden. Mit der Sprache gebildeter Eltern nimmt also jede kommende Generation zugleich auch deren Bildung selbst, die Summe aller bereits entwickelten Begriffe, in sich auf, und darf mithin nie wieder von vorne anfangen. Ein zehnjähriger Knabe im neunzehnten Jahrhundert kann demnach über manche sehr schwierige Gegenstände richtiger urtheilen, als der weiseste Mann im zwölften Jahrhundert.

Der Zwang, mit vielen Tausenden seines Gleichen auf einem kleinen Raume beisammen wohnen zu müssen, beschränkt zwar den freiheitliebenden Menschen nicht wenig, und er selber sträubt sich auch oft wild genug gegen diesen Zwang. Aber dessen ungeachtet kann er doch nie wieder die Zerstörung der Gesellschaft wünschen, weil er nun schon soviel Bedürfnisse hat, daß er ohne die Hülfe vieler andern Menschen gar nicht mehr leben kann. Denn wer ginge wohl gern wieder in den Zustand des Wilden zurück, der sich seine Nahrung, Kleidung und Wohnung unmittelbar suchen und bereiten muß, und keine

andere Sicherheit für sein Leben hat, als die in seiner Faust und in seinem Muthe liegt?

Wie wunderbar ist es doch eingerichtet, daß jeder Mensch den andern eigentlich seiner Natur nach als den Beeinträchtiger seines Daseyns hassen muß, und doch endlich durch den Zwang der Nothwendigkeit, durch eigene Ueberlegung und durch die früh erlernte Gewohnheit so gezähmt werden kann, daß er sich zuletzt geneigt fühlt, ihn sogar zu lieben! Wie wunderbar, daß auch der eigennützigste Mensch, der nur an sich denkt, seinem Vortheile gar nicht sichrer nachjagen kann, als wenn er zugleich den Vortheil des großen Ganzen befördert. Der Kaufmann, der uns die Producte fremder Länder zuführt, will nichts, als seinen Gewinn, aber indem er diesem nachstrebt, bringt er uns andern einen noch viel größeren. Ein großer Regent folgt nur seinem Ehrgeize, aber das was er diesem Triebe zufolge wirkt, ist das Glück aller seiner Unterthanen.

Nur wenn man seinen Mitmenschen nützlich wird, wird man ihnen werth. Dahin also muß, auch wider seinen Willen, ein jeder einzelne streben, der mit Ehren leben will. Dies Streben spornt den Geist zu immer neuen Thätigkeiten an, und so entstehen immer neue Erfindungen, das Leben wird immer bequemer gemacht, die Masse der Kenntnisse immer erweitert. Diese wunderbare Entwickelung zu befördern, ist dem

Menschen eine eigene Fähigkeit verliehen, sich alles unvollkommen vorhandene in einem möglichst vollkommenen Zustande, d. h. idealisch, zu denken, und ein Sehnen, alle seine Bestrebungen diesem Ideale zu nähern, welches letztere aber immer weiter zurücktritt, und immer vollkommner wird, je ernstlicher man demselben nachstrebt. Homers Ideal vom Zeus war ein viel sinnlicheres, als das des Sokrates, aber auch das letztere ist kraß zu nennen gegen die Idee unserer Weisen von dem Wesen der Gottheit. Die Ideale der Alten von der besten Staatsverfassung sind durch unsere heutigen wirklich bestehenden Staatensysteme bey weitem übertroffen.

Jeder gute Kopf, der irgendwo eine Verbesserung anbringt, jeder Lehrer, der eine Menge nützlicher Kenntnisse gemeiner macht, trägt unvermerkt sein Scherflein zu der stets wachsenden Entwickelung des ganzen Geschlechtes bey. Aber von Zeit zu Zeit erweckt die Gottheit einzelne ganz ausgezeichnete Genies, die durch sich selbst mehr neue Ideen hervorbringen, als Millionen gewöhnlicher Menschen zusammen genommen, und die durch eine gewisse ihnen inwohnende magnetische Kraft Millionen anderer für ihre Zwecke begeistern, und auf ihr Denken und Handeln Einfluß gewinnen. So hat oft ein einziger gewaltiger Held, ein Moses, Lykurg, Alexander, Cäsar, Karl und Peter der Große, Frie-

drich, Bonaparte, in wenigen Jahren die bürgerlichen Verhältnisse ganzer Nationen von Grund aus umgekehrt und verbessert. So hat oft ein einziger großer Lehrer eine Menge alter Wahnbegriffe umgestürzt, die Jahrhunderte lang für wahr gegolten hatten, und richtigere Einsichten an deren Stelle gesetzt. Gar nicht zu berechnen ist die Summe veredelter Volksbegriffe und Gefühle, die ein einziger Dichter, wie Homer, Dante, Petrarca, Pope, Rousseau, Klopstock, Göthe, seinen Zeitgenossen unmerklich eingeimpft hat. Solche Heroen der Menschheit machen gleichsam die Säulen und Werkstücke an dem großen Tempel der Menschheit aus, der durch das Leben Aller in einem unendlichen Zeitraum von Jahrhunderten aufgebaut werden soll, und den nun, so weit er jetzt schon fertig ist, der Geschichtschreiber mit spähendem Auge betrachtet, um gleichsam an den Fugen zu entdecken, wann und wie das alles entstanden sey.

Mancher schöne Stein findet sich da eingemauert, von dem niemand mehr weiß, wer ihn dahin geschafft hat. Die sinnreichsten Erfindungen des Alterthums, z. B. die der Schreib- und Rechenkunst, des Geldes, des Webens, Brodtbackens, der Schmelz- und Schmiedekunst rc. verlieren sich im Dunkel der verworrensten Sagen, so daß man kaum das Volk weiß, das den Erfinder hervorbrachte. Und doch ist der Mann,

der z. B. das Spinnrad zuerst ersonnen hat, unstreitig als einer der ersten Wohlthäter der Menschheit zu betrachten.

Was aber von dem wunderbaren Gange der Entwickelung des Menschengeschlechts, von den rohesten Anfängen der Thierheit an bis jetzt, aus alten Nachrichten irgend ausgemittelt werden kann, das sammelt der Historiker sorgsam auf, und läßt es, ganz oder theilweise, wie ein großes, wunderbares Schauspiel vor unsern Augen vorübergehen. Wir sehen da, wie ein Volk nach dem andern entstand und unterging, wie eins dem andern seine Kultur mittheilte, eins das andere in sich aufnahm, manche Staatengesellschaft zertrümmert ward, um einer besser eingerichteten Platz zu machen, wie einzelne Menschen auf die Entwickelung des Ganzen eingewirkt, und in großen Verhältnissen auch große Kräfte entfaltet haben, wie so mancher, der etwas recht kluges zu thun geglaubt, etwas recht albernes gethan, und wie jeder, der nur seinen Neigungen zu folgen wähnte, doch, ohne es zu wissen, nur für das große Ganze nach dem Plane eines höheren Regierers wirksam gewesen ist.

2.

Rückblicke.

Wollten wir bloß dem Gange der Bildung unserer deutschen Voreltern nachspüren, so würden wir, wie schon gesagt ist, nach einem Laufe von 1800 Jahren schon die Spur verlieren; denn so lange etwa ist es her, daß die Deutschen, so wie ihre Nachbarn, die Franzosen und Britten, in der Geschichte bekannt sind. Damals redeten die Schriftsteller kultivirter Nationen gerade so von ihnen, wie jetzt etwa die Reisebeschreiber von den Nadowessiern und Irokesen reden.

Aber wer waren denn diese damals kultivirten Nationen? Die Römer: d. h. eine Congregation von südlichen Völkern, die von der Stadt Rom aus unter dem Titel einer Republik regiert wurden, nachdem sie von Rom aus allmälig im Kriege besiegt, und der römischen Kriegsmacht unterworfen worden waren. Diese Stadt war damals der Mittelpunct der Welt, und außer dem Bezirk des ungeheuren Römerreichs hieß dem stolzen Römer alles Uebrige Barbarenland.

Aber diese Römer, woher nahmen sie ihre Kultur? War denn ihre gewaltige Stadt von Anfang an so mächtig? Keineswegs. Achtehalb-

hundert Jahre früher ward der Grund zu ihr von einer kleinen Anzahl entschlossener Räuber gelegt, während Italien von einer Menge kleiner Völkerschaften bewohnt wurde, davon jede nur eine oder einige Städte besaß, und die größtentheils vom Kriege lebten; Halbwilde also, die von der feineren Menschlichkeit noch weit entfernt waren, und daher von Andern wieder Barbaren gescholten wurden.

Von Andern? Und wer waren diese Andern? Griechen waren es, die ein Häuflein kleiner Republiken in der untern Hälfte der heutigen europäischen Türkey bewohnten, ein so glücklich begabtes Völkchen, wie wenige auf der Erde. Die Heiterkeit des schönen Klima's, und die gesunde und anmuthige Lage an der See gaben dem Körper und dem Geiste der Griechen eine Spannkraft und eine Lebendigkeit, von welcher der kalte Nordländer kaum einen Begriff hat, und aus keiner Nation ist verhältnißmäßig eine so große Menge außerordentlicher Genies aller Art hervorgegangen, als aus dieser. In den schönen Künsten besonders sind sie so einzig, daß z. B. die schönsten Meisterwerke der Bildhauerkunst, die wir noch heut zu Tage aufzuzeigen haben, Reliquien aus dem griechischen Alterthume sind. Die Gabe der Rede und die Kunst des leichten, angenehmen Umgangs ist in neuern Zeiten bey einer Nation nie wieder so allgemein

kultivirt worden, als bey den Griechen. Noch eine Menge hinreißender Gedichte, trefflicher Reden, kernichter Sprüche und witziger Antworten sind uns von ihnen übrig. Sie selber geriethen aus Mangel an einer dauerhaften Staatsverfassung zuletzt unter die Botmäßigkeit mächtigerer Völker, unter welcher ihre Nachkommen noch bis diesen Tag seufzen.

Aber hatten denn die Griechen alle ihre Einsichten aus sich selbst geschöpft? Mit nichten. Auch sie nahmen zur Zeit ihrer Kindheit die Kultur schon früher gebildeter Völker in sich auf, und verarbeiteten sie nur weiter. Solche Völker waren in Afrika die Aegypter, und in Asien die Phönicier, Assyrer, Babylonier, vielleicht noch früher die Indier und Chinesen. Denn hier verlieren sich die letzten Spuren; weiter als 4000 Jahre hinauf reicht die gewissere Geschichte nicht. Das letzte also, was man im Allgemeinen mit Zuverlässigkeit sagen kann, ist das, daß die erste Kultur des gegenwärtigen Menschengeschlechts wahrscheinlich von Asien ausgegangen sey, und sich dann allmälig immer mehr nach Westen hin gezogen habe.

Daß wir nichts näheres von dem frühsten Zustande jener Völker wissen, rührt vorzüglich daher, daß die Schreibkunst erst so spät erfunden, und noch viel später so vervollkommnet worden ist, daß man ganze Bücher mit Leichtigkeit schrei-

ben konnte. Als man aber dahin gekommen war, fehlte es auch an Männern nicht, die das, was man bisher aus fortgeerbten Traditionen von der früheren Geschichte wußte, niederschrieben. Mit dieser Sagengeschichte müssen wir uns dann begnügen. Glücklich genug, daß wir die Sprachen noch verstehen können, in denen jene Erzählungen abgefaßt sind, obgleich diese Sprachen im Munde keines jetztlebenden Volkes mehr gehört werden.

3.

Hebräische Volkssagen vom Ursprunge der Welt.

Die älteste und interessanteste dieser ersten Urkunden des Menschengeschlechts verdanken wir den Vorfahren der Juden, die bekanntlich im Alterthum in einen ordentlichen Staat in Vorderasien vereinigt gelebt, und weit früher als die Griechen eine gesetzliche Verfassung gehabt haben. Diese Juden hatten unter ihren heiligen Büchern auch eine solche Traditionensammlung, die sie fälschlich ihrem berühmten Gesetzgeber Moses zuschrieben, und die auch noch jetzt unter dem Namen des ersten Buchs Mose

an der Spitze unserer Bibel steht. Es ist augenscheinlich eine Reihe von Volksgesängen, in denen, wie im Homer, Wahrheit mit Dichtung vermischt ist, und die in Ton und Inhalt Spuren des höchsten Alterthums verrathen. Den Anfang macht eine Tradition von der Erschaffung der Welt und von den ersten Menschen. Solche Erzählungen haben alle alte Völker, weil es dem Menschen beim ersten Erwachen des Nachdenkens natürlich ist, zu fragen: wie mag wohl die Welt entstanden, und wo mag der erste Mensch oder das erste Thier hergekommen seyn? Niemals aber fehlt es auch dem rohesten Volke an poetischen Köpfen, die ihre Phantasien über solche Gegenstände in dem Entzücken der Begeisterung für göttliche Eingebung, mithin für Wahrheit halten, und sie auch ihren Hörern als solche verkündigen. „So ist es gewesen," sagt der Dichter, wo er sagen sollte: so würde es gewesen seyn, wenn es nach mir gegangen wäre.

Laut jener hebräischen Sage müßte die Welt etwa 6000 Jahre alt seyn. Gott, heißt es, *) habe sechs Tage gebraucht, ehe er mit der ganzen Schöpfung fertig geworden sey. Alle Tage habe er Etwas geschaffen, und des Abends habe er immer nachgesehen, ob auch alles gut sey. Endlich am siebenten Tage habe er ausgeruhet.

(Da-

*) Oder eigentlich die Götter, Elohim.

(Daher noch heut zu Tage die Heiligkeit des Sabbaths oder siebenten Tages, die von den Juden auf die Christen übergegangen ist.)

Alle Leute haben die Einbildung, es sey in alten Zeiten alles weit besser gewesen, als jetzt. Daher singen die Dichter aller Nationen so gern von einer goldnen Zeit, wo die Menschen in Unschuld und Liebe friedlich neben einander gewohnt, gar nichts zu leiden, noch zu arbeiten gebraucht, und doch reichlich zu leben gehabt hätten. Eben so versetzen auch die hebräischen Dichter die ersten Menschen, Adam und Eva genannt, in ein Paradies, oder in den Garten Eden, wo die schönsten Blumen und Früchte ihnen zum Genusse gewinkt hätten, und schildern sie so unschuldsvoll, daß sie ihrer Nacktheit nicht einmal gewahr geworden wären. Gott selber, heißt es, erschien ihnen oft, und redete väterlich mit ihnen. Er gab ihnen die Herrschaft über alle Thiere, die er auch weislich früher erschaffen hatte. Den Adam hatte er zuerst allein gemacht, und zwar aus einem Erdenkloße. Späterhin fiel ihm ein, es sey nicht gut, daß der Mensch allein sey; da raubte er dem schlafenden Adam eine Rippe, und schuf daraus die Eva. Daher, sagt der Dichter, hängt das Weib so an dem Manne, denn sie ist Bein von seinem Bein, und Fleisch von seinem Fleische.

Die nächste Frage, wie nun aber doch das

Unglück, die Arbeit, die Neigung zum Bösen und der allgefürchtete Tod in die Welt gekommen sey, führte den hebräischen Dichter auf folgende Vorstellung: Es stand ein Baum der Prüfung in dem Garten, von dessen Früchten allein dem ersten Menschenpaar zu essen verboten war. Aber siehe, da kam die Schlange, und sprach zur Eva: „Wohl mag euch Gott gesagt haben, ihr würdet sterben von den Früchten dieses Baumes, aber dem ist nicht so. Klug würdet ihr werden, das Gute und Böse zu unterscheiden, darum folgt mir, und esset davon.“ Das lüsterne Weib ließ sich bethören; sie aß, und gab auch ihrem Manne davon. Da plötzlich wurden ihre Augen aufgethan. Sie erkannten mit Scham, daß sie nackt waren, und eilten, sich Schürze von Feigenblättern zu flechten. Am Abend wandelte Gott zu dem Garten hernieder, da versteckten die Ungehorsamen sich hinter den Bäumen. Er rief: „Adam, wo bist du?“ und nach einem kurzen Verhör erfuhr er die Geschichte. Zornig sprach er zur Schlange: „Weil du solches gethan hast, seyst du verflucht vor allen Thieren auf dem Felde! Auf deinem Bauche sollst du gehen, und Erde essen dein Leben lang!“ Und zur Eva sprach er: „Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, dein Wille soll deinem Mann unterworfen, und Er soll dein Herr seyn.“ Und zu Adam: „Verflucht sey der Acker um deinetwillen. Mit

Kummer sollst du dich drauf nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und Feldgewächs soll deine Nahrung seyn. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brodt essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde, und sollst wieder zu Erde werden." Mit diesen Worten stieß er sie zum Paradiese hinaus, machte ihnen Kleider von Fellen, und überließ sie ihrem Schicksal, heftig zürnend, daß nun die Menschen so klug wie er geworden seyen.

So phantasirte der ungebildete Mensch über den Ursprung seiner Natur, und so beschränkt dachte er sich den Schöpfer des Weltalls. Diesemnach zu untersuchen, wo das Paradies gelegen, würde eben so thöricht seyn, als ergründen zu wollen, zu welcher Thiergattung die Cherubim gehört, die Gott nach der Erzählung desselben Dichters vor den Eingang des Paradieses gestellt haben soll, um den Verwiesenen die Rückkehr zu verwehren.

Nach den Phantasien desselben hebräischen Dichters ging gleich von Adams Söhnen die ihm bekannte doppelte Lebensart der Menschen aus. Abel, heißt es, wurde ein Hirt, (Nomade) Kain ein Ackersmann. Daß sie schon Sprache und Vernunft gehabt, schon die Natur und Benutzung der Getreidearten gekannt, und die zum Säen und Pflügen erforderlichen Werkzeuge er-

funden haben, wird als eine Kleinigkeit vorausgesetzt. Dem Adam wird übrigens außer jenen zweien noch ein dritter Sohn, mit Namen Seth, gegeben.

Wie es nun zugegangen, daß die Menschen sich so bald von einander getrennt, und sich allmälig über die ganze Erde verbreitet haben, diese Frage entwickelte in der Phantasie jenes Dichters eine neue Erzählung, so kindlich einfach und ächt antik, wie alle vorigen. Kain, heißt es, brachte Gott die Früchte seines Ackers, Abel die Erstlinge seiner Heerde zum Opfer. Da bezeigte sich Gott dem Abel gnädiger, weil der Dunst des gebratenen Fleisches ihm besser als des gerösteten Kornes gefiel, und neidisch darüber erschlug Kain seinen Bruder auf dem Felde. Gott, der nach diesen dichterischen Vorstellungen immer auf der Erde herumging, verzieh zwar dem reuigen Sünder, verurtheilte ihn aber, unstät und flüchtig umherzuirren. So entfernte er sich dann aus dem väterlichen Schooße, wandte sich gegen den Morgen, nahm ein Weib (wo er sie hergenommen, wird nicht gesagt) und zeugete mit ihr viele Söhne und Töchter, indeß sein jüngerer Bruder Seth zu Hause blieb, und dasselbe that. So theilt sich also die erste Menschenfamilie in zwey Haushaltungen, und es entsteht allmälig ein Völkchen der Kainiten und Sethiten. Unter den Kainskindern soll hierauf einer, Na-

mens Jubal die Harfe und Flöte, und ein anderer, Tubal, die Bearbeitung des Kupfers und Eisens erfunden haben. Die Vermehrung des Menschengeschlechts sey nun, sagt die Urkunde, ins Unendliche fortgegangen, und Adam sowohl als seine Nachkommen haben jeder ein Alter von mehr als 900 Jahren erreicht. Wenn man weiß, was die Alten von dem hohen Alter der Krähen, Hirsche und Raben gefabelt haben, *) und wie gern überhaupt die Dichter ungebildeter Nationen ihre Zuhörer durch solche ungeheure Angaben in Staunen zu versetzen suchen, **) so wird man über die so oft angestellten Untersuchungen, was für Jahre hier gemeint, und ob ein solches Alter möglich gewesen, leicht hinweggehen können.

Unser Dichter fährt fort, uns von den Nachkommen Kains und Seths zu unterrichten. Einer derselben, Henoch, ward wegen seiner Fröm-

*) Die Krähe, sagt Hesiodus, überlebt neun Menschenalter, vier Krähen der Hirsch, drey Hirsche der Rabe, und neun Raben der Phönix.

**) Man denke nur an die hundertarmigen und funfzigköpfigen Titanen, an den Polyphem, der einen Stein aufhebt, den 22 Wagen nicht fortzubringen vermöchten (Odyss. 9.), an Hektors und Herkules Stärke, an Simsons Eselskinnbacken, und an die Reisen des Propheten Muhammed und dessen Beschreibung der sieben Himmel ꝛc.

migkeit von Gott lebendig von der Erde weggenommen; die andern lebten desto ruchloser, überhoben sich ihrer Klugheit, griffen immer nach den schönsten Weibern, wurden tyrannisch, und machten dem längst erzürnten Gott seine Schöpfung so leid, daß er sich vornahm, alles wieder in einer großen Fluth zu vertilgen. Hundert und zwanzig Jahre wollte er dem ungerathenen Geschlecht noch Frist geben, ob es sich etwa bessern möchte, aber da das nicht geschah, so schritt er zum Werke. Ein einziger Mann, mit Namen Noah, schien ihm wegen seiner Frömmigkeit der Erhaltung werth. Zu ihm stieg er hernieder, und befahl ihm, einen großen Kasten zu bauen und wohl zu verpichen, von allen Thieren ein Pärchen darin aufzunehmen, und vor allem mit seiner Familie selbst hineinzusteigen. Kaum war dies geschehen, so thaten die Brunnen der Tiefe sich auf, und ein vierzigtägiger Regen vergrößerte die Fluth von oben her. Hundert und funfzig Tage stieg das Wasser, bis es zuletzt die höchsten Berge überdeckte. Endlich sank es wieder, und trocknete ein, und die Spitzen der Berge wurden wieder sichtbar. Da wollte Noah gern wissen, ob das Wasser gefallen sey: er öffnete deshalb eine kleine Klappe in der Decke des Schiffes, und ließ einen Raben hinaus. Der Rabe flog von Berg zu Berg, und kam nicht wieder zurück. Da ließ Noah eine Taube flie-

gen, aber sie fand nicht Korn, nicht Baum, und flatterte wieder der Arche zu; und Noah streckte die Hand hinaus, und nahm sie herein. Nach sieben Tagen ließ er eine andere Taube fliegen, die kehrte wieder in der Abenddämmerung, und hatte ein Oelblatt im Schnabel. Daraus schloß Noah, daß das Wasser gefallen sey; und bald darauf ließ sich die Arche auf einem Berge nieder, und Noah trat mit den Seinigen ans Land, brachte Jehoven ein Dankopfer, bebaute die Erde wieder, und pflanzte Weinstöcke darauf. Und Gott roch im Himmel den lieblichen Geruch von Noahs Opfer; da rührte ihn die Dankbarkeit des Menschen und die traurige Niederlage der vielen Ersäuften auf der mit Schlamm bedeckten Erde, und er sprach: „Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen, denn das Tichten des menschlichen Herzens ist ja nun einmal böse von Jugend auf. So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Erndte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Auch dem Noah bestätigte er diese Verheißung, und zum Wahrzeichen, daß nie wieder eine Sündfluth kommen solle, schuf er mit einem allmächtigen Wink den sanften Regenbogen. „Sehet da, sprach er, meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen seyn des Bundes zwischen mir und der Erde. Und wenn es kommt, daß ich

Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch und allem lebendigen Thiere, daß nicht mehr hinfort eine Sündfluth komme, die alles Fleisch verderbe." Die drey Söhne Noahs, Sem, Ham und Japhet, machten darauf das Menschengeschlecht wieder zahlreicher als vorher, und von diesen drey Brüdern, sagt der Dichter, stammen alle Menschen auf dem Erdboden ab.

Wiederum eine neue Frage, welche sich jetzt darbot, wie nämlich die verschiedenen Sprachen auf der Erde entstanden seyn möchten, veranlaßte in der Phantasie des Dichters folgende Vorstellung: Eine zahlreiche Menschengesellschaft versammelte sich in einer Ebene des Landes Sinear, zwischen dem Euphrat und Tigris, und beschloß, einen Thurm zu bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reichte. Das sah Gott mit Unruhe, und um dem gefährlichen Unternehmen zu steuern, verwirrte er ihre Sprachen, daß keiner den andern verstand. Daher nannte man diesen Bau den Thurm zu Babel, d. i. den Thurm der Verwirrung. Verdrossen trennte sich nun die Gesellschaft, und jeder zog mit seiner Maurerkelle und seiner neuen Sprache von dannen, die er dann in einem Bezirke für sich auf seine Nachkommen verpflanzte.

4.

Griechische Sagen.

Wie man auch über die eben erzählten Dichtungen der Hebräer urtheilen mag, soviel muß man doch bewundernd anerkennen, daß sie in einem äußerst friedlichen Geiste gedichtet sind, so daß man vermuthen muß, das Völkchen, von welchem sie abstrahirt sind, sey von einem milden, freundlichen Temperamente gewesen, wie es etwa die heutigen Hindus noch sind. Ganz anders phantasirten die Dichter der frühsten Griechen, eines wilden, kriegerischen Volks, in den starren Gebirgen Thessaliens. Nach ihrer Vorstellung ging die Schöpfung der Welt so ruhig, so paradiesisch nicht ab. Alle Elemente in brausendem Gemische bildeten das sogenannte Chaos, einen gestaltlosen Klumpen, aus dem sich allmälig die Erde entwickelte. Die einzigen lebenden Wesen waren damals die Erdgöttin (Tellus) und der Himmelsgott (Uranus). Beide vermählten sich, und zeugten vier verschiedene Geschlechter von Götterungeheuern, die Hekatonchiren, die 100 Hände und 50 Köpfe hatten, die Cyklopen, mit einem großen Auge mitten auf der Stirn, die Titanen und die Giganten, sämmtlich Riesen von ungeheurer Kraft. Aber bald zürnte Uranus auf die Cyklo-

pen, und schleuderte sie gebunden in die Tiefen des Tartarus (Hölle). Da beredete Tellus ihre anderen Kinder, den Tod ihrer Brüder zu rächen. Sie thatens, überfielen den Vater, Saturn, (Kronos) der jüngste der Titanen, verstümmelte ihn, setzte sich auf den Thron, erlösete jedoch aus Furcht seine Brüder aus dem Tartarus nicht. Dann nahm er seine Schwester, die Titanin Rhea, zur Gemahlin, aber da ihm Uranus und Tellus prophezeiht hatten, daß einer seiner Söhne ihn auf gleiche Weise entthronen werde, so verschlang er jedes Kind, das ihm geboren ward. Betrübt darüber verbarg sich Rhea, als sie des jüngsten Kindes genesen wollte, auf die Insel Kreta, gebar den Zeus (Jupiter) in der diktäischen Höhle, und gab ihn zweien Nymphen zur Erziehung, die ihn mit der Milch der Ziege Amalthea nährten, während kriegerische Männer, Kureten genannt, draußen Wache hielten, und mit ihren Spießen und Schilden ein lautes Getöse machten, damit der Vater Kronos auf dem Olymp das Schreien des Knaben nicht vernähme. Rhea, zurückgekehrt, überreichte darauf dem Fordernden einen Stein in Windeln gewickelt, den er hastig statt des Kindes verschlang.

Sobald Zeus erwachsen war, verband er sich mit Metis, (Klugheit) der Tochter des Titanen Oceanus. Diese gab dem alten Kronos einen

Trank ein, nach welchem er den Stein sammt allen früher verschluckten Kindern, Vesta, Ceres, Juno Pluto und Neptun, wieder von sich gab. Zeus kündigte ihm darauf offenen Krieg an, konnte ihn aber in zehn Jahren nicht bezwingen. Da verhieß ihm Tellus den Sieg, wenn er die in den Tartarus verstoßenen zu Hülfe nehmen würde. Sogleich kamen die Cyklopen herauf, und schmiedeten ihm Blitze, dem Pluto einen Helm und dem Neptun einen Dreizack. Auch die mächtigen Hekatoncheiren kamen, die Kronos erst verbannt hatte, und stellten sich mit in die Reihen. Fürchterlich war der Kampf. Die Titanen wälzten die beiden Berge Pelion und Ossa auf einander, um so in den Olymp steigen zu können, aber Zeus zerschmetterte sie mit seinen Blitzen wieder, stieß seinen Vater Kronos aus dem Himmel, schleuderte die Titanen in den Tartarus, und wies den Cyklopen die Insel Sicilien zum Wohnsitz an. Dann loosete er mit seinen beiden Brüdern um die Herrschaft der Welt, wovon ihm selbst der Himmel, dem Neptun das Meer, und dem Pluto die Unterwelt zufiel.

Zuletzt gebar Tellus noch dem Tartarus einen Sohn, Typhon oder Typhoeus, das scheußlichste aller Ungeheuer. Auf seinen Schultern bewegte sich ein Bündel von hundert Schlangenköpfen mit langen Hälsen durch einan-

der, die mit giftigen Zungen überall umherleckten, und Feuer aus den zahllosen Augen sprühten. Gräßliche Töne, bald wie Löwengebrüll, bald wie Hundegeheul, bald wie Schlangengezisch, entstiegen den vielen geöffneten Rachen. Pluto selbst und die Bewohner des Tartarus erbebten vor dem entsetzlichen Unhold. Endlich schleuderte Zeus ihn mit seinem Blitzstrahl tief in die innerste Erde, und wälzte den Aetna auf ihn. Seitdem sucht er, wiewohl vergeblich, auf allen Seiten durch Schnauben und Stöhnen sich Luft zu machen, und das sind die Winde und die heulenden Stürme, sagt der Dichter.

Prometheus, ein Titanensohn, war dem Zeus in dem großen Kampfe entronnen. Jetzt vergnügte er sich damit, aus Erde und Wasser Figuren zu bilden, und ihnen einen lebendigen Athem einzuhauchen. So entstanden die ersten Menschen, ein elendes, hülfloses Geschlecht, den Thieren gleich, ohne alle Kunst und Geschicklichkeit, denn sie kannten das Feuer nicht, ohne welches der nothwendigste Hausrath nicht verfertigt werden kann. Da stieg Prometheus heimlich zur Sonne empor, entwandte etwas von dem himmlischen Feuer, barg es in ein hohles Rohr, und theilte es den Menschen mit, die es sorgfältig durch tägliche Fortpflanzung zu erhalten suchten, *) und seitdem in jeglicher Kunst und Le-

*) Homer kannte die Kunst, Feuer anzuschlagen, noch nicht. S. Odyss. V. 490.

bensbequemlichkeit vorwärts schritten. Aber schrecklich erwachte jetzt der Neid in dem stets eifersüchtigen Zeus. Er sandte seine furchtbaren Boten, Kraft und Gewalt, und ließ den Verräther an eine Felswand des Gebirges Kaukasus schmieden, wo täglich ein Adler seinen Leib aufschlitzte, und ihm die des Nachts wiedergewachsene Leber ausfraß, bis, nach des Schicksals Schluß, nach Jahrhunderten voller Qual, ein Göttersohn (Herkules) ihn mit starken Händen befreite. Die von ihm geschaffenen Menschen wurden durch eine schreckliche Wassersfluth, die Zeus über die thessalischen Berge und Thäler stürzte, vernichtet. Kaum daß sich Prometheus eigener Sohn, Deukalion, mit seiner Gattin Pyrrha rettete. Sie schwammen, wie Noah, in einem Kasten, neun Tage lang herum, und wurden, da das Wasser sich verlief, an den Parnaß niedergesetzt. Hier opferten sie dankbar dem Zeus, der zur Belohnung ihrer kindlichen Gesinnung ihnen die Erlaubniß gab, sich eine Gnade auszubitten. Sie baten um Wiederherstellung des Menschengeschlechts. Da erhielten sie die Weisung, Steine hinter sich zu werfen, und siehe, aus Deukalions Steinen wurden Männer, aus Pyrrha's, Weiber. Deukalions Söhne und Enkel wurden die ersten Könige des neu entstandenen Geschlechts, und ihre Namen erhielten sich in den griechischen Völkernamen.

Die Götter im Olymp gewannen allmälig die Schöpfung des Prometheus lieb, und stiegen oft hernieder, sich unter die Menschenkinder zu mischen. Demeter, (Ceres) die Schwester des Zeus, lehrte ihnen die Kenntniß der Feldfrüchte und den Ackerbau, Bacchus die Bereitung des Weins, Athene (Minerva) die Kunst des Spinnens und Webens, Hephaistos (Vulkan) das Schmieden, Apollon Gesang und Saitenspiel u. s. w.

Auch diesen Dichtungen sieht man es an, daß sie im Kinderalter der Menschheit entstanden sind, aber sie tragen doch einen ganz eigener, von den hebräischen sehr verschiedenen Charakter. Alles soll durch Krieg und wilde Wuth entstanden seyn, alles ist ins Fürchterliche, Ungeheure gemalt, ein merkwürdiges Abbild der Menschen, von denen diese Göttergeschichten unstreitig abstrahirt sind. Ganz gewiß waren diese Bergbewohner in ihrer frühesten Lebensart den Raubthieren vollkommen ähnlich, und unbekannt mit jeder sanfteren Empfindung. Der Hunger und andere Triebe warfen sie unaufhörlich auf einander, und wenn sie mit der Thierjagd fertig waren, zerfleischten sie sich gegenseitig selbst.

5.

Aegyptische Sagen.

Die Aegypter hatten gleichfalls sehr alte Sagen, von denen uns jedoch nur mittelbar durch griechische Schriftsteller etwas zu Ohren gekommen ist. Sie verehrten unter andern Gottheiten auch eine Isis und einen Osiris, als die ersten Ordner einer bürgerlichen Gesellschaft und als die Urheber einer edleren Menschlichkeit. Diese waren es, sagten sie, die die wilden Menschen zuerst von der Sitte entwöhnten, einander zu fressen. Isis hatte (vielleicht durch die Vögel geleitet) die Nahrhaftigkeit des Weizens und der Gerste entdeckt, die vorher vermischt mit andern Grasarten und Kräutern wild auf dem Felde gewachsen, und von den Menschen nicht gekannt worden waren. Sie hatte darauf in ein gereinigtes Feld bloß Körner des Getreides, Osiris in ein anderes bloß Weinstöcke nach einer gewissen Ordnung gepflanzt, und seitdem hat man zuerst Kornfelder und Weingärten gesehen. Beide sind hierauf, nachdem sie den Aegyptern diese Kunst gelehrt, mit einem großen Gefolge zu den Aethiopen und andern Völkern herum gereiset, um auch ihnen diese nützliche Entdeckung mitzutheilen. Die Aegypter hatten noch in spätern Zeiten gewisse heilige Gebräuche bey der Erndte,

die sich auf diese Tradition bezogen. Auch von einer Ueberschwemmung wußten sie zu sprechen, die sie aber ganz natürlich aus dem Nil ableiteten.

6.

Neuere Vermuthungen.

Wie nun aber die Welt wirklich entstanden sey, das hat noch Niemand ergründet. Denn der Mensch ist ja so beschränkt, daß er für seines eigenen Daseyns Anfang und Ende gar keine Begriffe hat, wieviel weniger für die Möglichkeit einer Schöpfung oder Zerstörung der Welt. Der Gedanke an ein Chaos ist bis jetzt noch immer der äußerste, zu dem wir es bringen können, und wir thun wohl, ihn fest zu halten. Auf der ganzen Erde finden sich Spuren einer ehemaligen fürchterlichen Gährung der Elemente, so daß die Sage von einer Sündfluth gewiß nicht ohne allen Grund ist. Die Berge, die das unterirdische Feuer nicht emporgehoben hat, sind offenbar von einer mächtigen Wasserfluth angeschwemmt worden, und noch jetzt giebt es Gebirgsthäler genug, die ganz das Ansehen ehemaliger Flußbetten haben. In Südamerika

ist

ist noch jetzt ein Theil des festen Landes so sumpfig und feucht, daß man schließen möchte, das Meer sey noch nicht allzu lange aus demselben zurückgetreten. In Sibirien und Nordamerika hat man Knochen von so ungeheuren Thieren gefunden, als es jetzt gar nicht mehr giebt. Allein in der Gegend von Paris sind wenigstens funfzehn Arten von jetzt ganz unbekannten Thierskeletten entdeckt worden. Hin und wieder trifft man auf entlegenen Berggipfeln Erzeugnisse des Meeres, und im Norden Producte des Süden. So sind auf dem Pilatusberge in der Schweiz Muscheln, auf dem Harze Korallen, in Thüringen ein Elephantengerippe, in Holland versteinerte Bäume tief in der Erde, in einem Kreidegebirge in England Kinderschädel ausgegraben worden, u. dgl. Daraus geht augenscheinlich hervor, daß in alten Zeiten mit der Erde Veränderungen vorgegangen sind, von denen wir jetzt nichts wissen. Vielleicht hatte das Meer damals noch nicht seine jetzt bestimmten Betten, und umwälzte in einer vulkanischen Revolution das feste Land so lange, bis es sich diese gegenwärtigen Betten ausgewühlt hatte.

Nächst der Sage von der Sündfluth hat auch die von der frühen Bevölkerung Asiens und Afrika's hohe Wahrscheinlichkeit. Hier, wo die Natur am freigebigsten mit allen Arten von labenden Früchten gewesen ist, wo ein ewig milder

Himmel lacht, und Palmenwälder ein natürliches Obdach für die nackten Bewohner bilden, hier mußte die höchste Weisheit es am zweckmäßigsten finden, die unbehülflichen Geschöpfe auszusetzen. Wollte man jedoch sagen, daß die vermuthlich überall hingestreuten lebendigen Wesen an jedem Orte die Beschaffenheit des Klima's angenommen, mithin sich nirgends übel befunden haben werden, so muß man doch wenigstens zugeben, daß nichts der ersten Kultur so nöthig und förderlich seyn konnte, als das sanfte, weiche, körperlich trägere Temperament der Indier, das sich weniger zum kriegerischen Leben und zur wilden Grausamkeit hinneigt, als zum behaglichen Genuß der Liebe und Ruhe und zum beschaulichen Nachdenken. Gewiß ging auch hier die Bevölkerung sehr schnell von Statten, gewiß wurden die Väter sehr alt, und machten durch ihr langes Verweilen die Familien noch zahlreicher. Dadurch wurden die Bedürfnisse vermehrt, und die Erfindungskraft in Thätigkeit gesetzt. Gehorsam gegen die Alten machte früh geneigt, gewissen beschränkenden Gesetzen zu gehorchen, denen man lieber folgen, als sich trotzig absondern wollte. Auch die Sprache mußte sich hier am ersten einstellen, wo viele eng beisammen lebten. Aber wie unvollkommen diese noch lange geblieben seyn muß, kann man sich denken. Gewiß haben sich die ersten Menschen nur wie ein Paar Schafe

angeblökt, und nach vielen Generationen sprachen unstreitig die ältesten Männer noch nicht zusammenhängender und bestimmter, als jetzt dreyjährige Kinder. Betrachtet man den wunderbaren Bau einer so vollkommen ausgebildeten Sprache, als etwa die deutsche ist, so begreift man kaum, wie es möglich gewesen, daß Menschen etwas so wunderähnliches aus sich selbst entwickeln konnten; und findet man nun schon in den ältesten griechischen und hebräischen Urkunden eine solche Gewandtheit des Ausdrucks, als wirklich darin ist, so muß man schon daraus schließen, daß das Menschengeschlecht bey weitem alter seyn müsse, als die gewöhnlichen Angaben aussagen.

Aus welchem Wuste der Thierheit sich dies Geschlecht habe hervorarbeiten müssen, davon wird sich ein Sprößling des neunzehnten Jahrhunderts ohne eine ganz besondere Abstractionsgabe schwerlich einen ganz deutlichen Begriff machen können. Viele glauben schon, das sey der Naturzustand des Menschen, in welchem man die Wilden in Amerika angetroffen hat. Aber diese hatten doch schon Sprache, schon Oberhäupter, schon Religion. Dies zu erlangen, mußte schon Jahrhunderte erfordert haben. Ein einziges Völkchen fand man auf dem Feuerlande, unterhalb Südamerika, das keinen andern Ton als Pescheräh! Pescheräh! von sich hören ließ, und diese könnten uns schon ein sichereres Bild von

der totalen Unbehülflichkeit unserer Stammeltern geben. Auf die richtigste Vorstellung aber, wie man sich den Urmenschen zu denken habe, leitet uns die bekannte Geschichte der beiden wilden Mädchen, die man im J. 1731 in dem Walde bey Songi in Champagne fand. *) Diese völlig thierähnlichen Geschöpfe beherrschten in einem Alter von 9 bis 10 Jahren mit ihren Knitteln in den Händen schon alle Thiere des Waldes, verfolgten laufend die Hirsche, kletternd die Eichhörnchen, schwimmend die Fische und Frösche, schliefen auf Baumästen und bezeigten Gewandtheit, Vorsicht, List und Stärke in einem unglaublichen Grade. Bekanntlich fing man nur eine derselben, die nichts sprechen konnte, und es auch nur mit vieler Mühe lernte, und aus allem war ihr abzumerken, daß sie sich in ihrer Freiheit im thierischen Zustande recht wohl befunden, und von der Kultur, die man ihr hernach beibringen wollte, nichts vermißt habe.

Das also wäre etwa das Modell zu einer Eva, nach welchem man sich den Adam leicht hinzudenken kann. Ganz gewiß war zwischen dem vollkommensten Affen- und dem ersten Menschenpaar in der Stunde der Schöpfung kein größerer Unterschied als höchstens zwischen Esel

*) Den jungen Lesern ist sie vielleicht aus Vieths physikalischem Kinderfreunde, Th. I. bekannt.

und Pferd. Allein schon wenige Jahre nachher mußte der Unterschied immer größer werden, je mehr die wunderbare Entwickelungsfähigkeit des Menschen hervortrat. Was in der hebräischen Dichtung von der ihm verliehenen Herrschaft über die Thiere gesagt wird, bewährte sich gewiß in den ersten Tagen, indem der Mensch sich nicht nur als das grausamste der Raubthiere ankündigte, sondern auch einen ganz eignen Trieb verrieth, die übrigen Geschöpfe beherrschen, fesseln und bändigen zu wollen. Denkt man sich nun große Heerden von Schafen, Ziegen und Rindern in seiner Nähe, so kann man sich bald vorstellen, wie er sich darüber ein Eigenthumsrecht werde angemaßt haben, das allmälige Abtretungen und Theilungen unter seine Kinder veranlassen mußte: nothwendige Handlungen, durch welche allmälig die Begriffe des Mein und Dein und des Recht und Unrecht hervorgelockt wurden. Das Auffangen der Milch, mithin auch das Gefäßeflechten, lag nun sehr nahe. Wenn auch die ersten Menschen gegen Kälte und Hitze wohl nicht so empfindlich, als wir, waren, und sich nackt viel freier bewegten, so machte doch die Zartheit mancher Theile des Leibes wenigstens eine theilweise Bedeckung nothwendig, und was hätte man eher dazu nehmen sollen, als das Fell eines Thiers, das man geschlachtet hatte?

Wohnten die ersten Menschen wirklich da,

wo man das Paradies hingemuthmaßt hat, an der Gränze des heutigen Persiens, so könnte man annehmen, daß sie das Wesen und die Wirkungen des Feuers früh an den Naphtaquellen jener Gegend kennen gelernt hätten. Wo nicht, so darf man nur an einen Blitz denken, der vielleicht einen Baum entzündete, worüber sie vermuthlich das erste Mal heftig erschracken, die folgenden Male aber neugierig hinzuliefen, und zuletzt gar, da sie die Unterhaltbarkeit dieses Elements durch hinzugelegtes Holz entdeckt hatten, es absichtlich ins unendliche fortzupflanzen suchten. Schon der liebliche Geruch eines hineingeworfenen Stückchens Fleisch mußte sie reizen, künftig absichtlich ihr Essen zu braten, wobey man gewiß allmälig durch den Zufall noch eine Menge anderer Vortheile des Feuers kennen lernte. Fast alle Völker haben auch von der Einführung des Feuergebrauchs den ersten Grund ihrer nachmaligen Kultur angerechnet; viele haben sogar aus Dankbarkeit das Feuer göttlich verehrt; den Griechen war, nach dem Obigen, Prometheus ein sehr gefeierter Heros, vielleicht eben, weil er die Fortpflanzung des Feuers und dessen Nutzen zuerst entdeckte, und die Römer hatten noch spät, da das Anschlagen durch Stahl und Stein längst bekannt war, zum Andenken an die ursprüngliche Sitte einen Gottesdienst, vermöge dessen ein eignes Chor von Priesterin-

nen Tag und Nacht ein heiliges Feuer auf dem Altar der Göttin Vesta ununterbrochen zu erhalten bey Lebensstrafe verpflichtet war, welche Sitte in neuern Zeiten auch bey den Peruanern gefunden worden ist.

Daß Fleisch und Baumfrüchte die einzige Nahrung der ersten Menschen gewesen seyen, ist ausgemacht. Man mußte also die Erhaltung und Vermehrung der Heerden als eine der nothwendigsten Maaßregeln ansehen, und sich selbst in der Wahl des Aufenthalts darnach richten. Daher finden wir auch in den ältesten Urkunden nur Nomaden, d. h. Hirtenvölker ohne bleibende Wohnsitze, die immer weiter ziehen, wenn ihre Heerden in einer Gegend das Gras abgeweidet haben. Eher konnte auch diese herumziehende Lebensart nicht aufhören, als bis der Werth und die Behandlungsart des Getreides entdeckt war. Mit Recht macht also diese Entdeckung, gleich der des Feuers, Epoche in der Geschichte der Menschheit. Doch sind vielleicht Jahrtausende darüber hingegangen.

Höchst merkwürdig wird nun die Sage von dem herumziehenden Osiris, der fliehenden Ceres, und dem aus Indien kommenden Bacchus. Wie wahrscheinlich ist es nicht, daß der aufmerksame Naturbeobachter und Empiriker, der die genialische Entdeckung machte, daß sich aus dem zwischen Steinen zerriebenen, mit Wasser

durchkneteten und am Feuer gerösteten Korne des Weizens ꝛc. eine wohlschmeckende und nährende Speise bereiten lasse, an der nie ein Mangel zu fürchten sey, wenn man durch eigenen Anbau die Fortpflanzung dieser nützlichen Gräser befördere — wie wahrscheinlich ist es nicht, daß der Urheber dieser Entdeckung voll Entzücken und Stolz darüber von Hürde zu Hürde gezogen seyn werde, um seinen „göttlichen“ Einfall allen Hirten mitzutheilen, so weit die Erde bewohnt war. Wie wahrscheinlich, daß man ihn als einen göttlichen Gesandten aufnahm, und seinen Lehren überall ein williges Ohr lieh. Zog doch wohl ein starker Thierjäger, (Herkules) der sich ganz vorzüglicher Kräfte bewußt war, in alle Länder umher, um auch fernwohnende Familien von gefürchteten wilden Thieren zu befreien.

Erst seitdem man diesem neuerfundenen Nahrungsmittel zu Liebe eigene Felder mit Korn besäete, also Ackerbau anfing, mußte man sich zu festen Wohnsitzen entschließen. Daß aus diesen allmälig Dörfer entstanden, war natürlich. Zur Erhaltung des Friedens und der Ordnung unterwarf man sich gern dem Aeltesten in der großen Familie, oder irgend einem Starken, der ein vorzügliches Ansehen hatte. So sehr der Mensch seine Freiheit liebt, so bringt doch die Natur immer einzelne außerordentliche Herrscherköpfe hervor, die wie mit einer Zauberruthe tau-

send andere nach ihrem Willen leiten können, und deren hohe Geistesüberlegenheit auch der Neidischste fühlt, selbst wenn er sie nicht anerkennen will. Wir finden daher alle kleine Völkerschaften der ältesten Geschichte solchen kleinen Königen unterworfen, und fast immer sind dies tüchtige Männer gewesen.

Was die Bändigung eines so wilden, fast vernunftlosen Haufens sehr erleichterte, war die auf unserer Unvollkommenheit beruhende Neigung des Menschen, über alles Sichtbare hinaus höhere Mächte und furchtbare Regierer der irdischen Verhängnisse zu ahnen. Je größer jene Unvollkommenheit ist, desto krasser erscheint auch diese Neigung. Daher ist die Religion aller rohen Völker nichts als eine grobe Furcht, nicht bloß vor der Gewalt, sondern selbst vor der Tücke jener Mächte, die man in auffallenden Naturerscheinungen (Bliz, Donner, Sturm, Wasserfluthen) wirksam glaubt. Ueberall ahnet man verborgene Geister; alles Unbekannte betet man an; gern will man sich das Furchtbare versöhnen, gern sich das Wohlthätige erhalten. So entsteht Anbetung des Himmels, der Gestirne, des Feuers, des Meeres, großer Gebirge, so entstehen Opfer und Gelübde. Wir finden aber die aus Asien stammenden Religionsvorstellungen viel freundlicher, als andere, gewiß aus keinem andern Grunde, als weil hier der Himmel viel

mehr freundliche und wohlthätige, als schreckende und schädliche Erscheinungen zeigte.

Wer hätte nun nicht gern etwas Näheres von jenen unsichtbaren Gewalten gewußt, deren Wirkungen man täglich empfand, von dem Urheber dieses mild erwärmenden Sonnenscheins, dieser unerschöpflichen Quellen, dieser stets wogenden Meeresfluthen, dieser schaffenden Kraft des Erdreichs, dieser so regelmäßig kreisenden Gestirne? Auch für dies Bedürfniß der erwachenden Vernunft hatte die Natur gesorgt. Menschen von vorzüglich fruchtbarer Einbildungskraft, in Nachdenken über solcherley Erscheinungen verloren, bildeten sich bald ein System romantischer Ideen zur Erklärung derselben, und erfreut über das Zusammenstimmen ihrer Einfälle standen sie nicht an, diese Einfälle für unmittelbare Eingebungen der Götter zu halten, und sie nun geradehin als solche den andern Menschen mitzutheilen. Man verkennt den Geist des Alterthums ganz, wenn man, klebend an neueren Ideen, solche Männer Betrüger nennt. So wie noch jetzt jeder enthusiastische Kopf seine Einfälle für die einzig mögliche Wahrheit hält, so hielt der religiöse Sinn der alten Zeit jeden treffenden Einfall für höhere Inspiration, und dies scheint, näher betrachtet, wahrlich auch vernünftiger, als sich zu brüsten, man habe durch eigenes Verdienst

dasjenige selbst hervorgebracht, was einem so eingefallen ist.

So wurden oft die Phantasien eines einzigen poetischen Kopfs die Basis zu einer länger als tausend Jahre geglaubten Dogmatik eines Volks. Dieselben Götter, welche ein griechischer Dichter für seine noch halb rohen Landsleute in den thessalischen Gebirgen ersann, wurden noch lange nach dem Umsturze aller griechischen Staaten verehrt, ja wie sich der uralte Moses den Gott der Juden dachte, so denkt ihn sich der größte Theil der Juden noch bis auf den heutigen Tag. Das höchste Ideal der Gottheit, das der Mensch erreicht, ist immer nur das Bild des vollkommensten Menschen, den man sich denken kann. Daher stellten die ältesten Dichter die Götter vor allen Dingen als Riesen oder Könige von ganz ungeheurer Kraft und heftigen Leidenschaften dar. Sie als moralisch gute Wesen zu schildern, fiel ihnen noch nicht ein, denn von einer solchen Güte wußten sie selber nichts, und das Charakteristische an einem großen Herrscher schien ihnen nur die Kraft. Aber als Rächer der Beleidigten mochten sie sie gern denken, und öfter noch, als fähig, selbst beleidigt zu werden. So ward manches Geschichtchen erdichtet von großem Unglück, das einem Menschen begegnet sey, der den Göttern zu opfern vergessen, der einen ihrer Diener beleidigt, der einen Un-

schuldigen getödtet habe, u. dgl. Gesänge dieser Art erzeugten in den rohen Gemüthern eine ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Unsichtbaren und zugleich vor den Dichtern und andern Personen, die sich einer nähern Gemeinschaft mit den Göttern rühmten. Solche Personen nannte man Priester; ihr Geschäft war, den Himmlischen zu opfern, oder auch ihren Willen zu erforschen, denn auch diese Gabe trauten sie sich zu, eben weil sie das, was sie selbst für das Richtigste und Beste hielten, als den Willen der Götter ansahen.

Meistens nahmen die ersten Volkshäupter auch das Amt des Priesters auf sich, zuweilen jedoch bildeten die Priester eine besondere Kaste, die aber alsdann mit den Königen stets in gutem Vernehmen stand. Das Volk, das oft dem bloßen Worte des Herrschers widerstrebt haben würde, fügte sich nun willig, da ihm dies Wort als Befehl der Götter angekündigt ward, und der Gedanke an die rächenden Unsichtbaren verhinderte manchen Ausbruch der Leidenschaftlichkeit und manche unredliche That. So ist die Religion, noch ehe man Gesetze hatte, die Zähmerin der wilden Begierden, die Urheberin der Vermenschlichung, und die Vorläuferin der reinern Sittlichkeit gewesen.

7.

Zeiträume der Weltgeschichte.

Indem wir uns nun anschicken, die ganze Geschichte des Menschengeschlechts von dem allerdürftigsten Ursprunge desselben an, bis zu der hohen Vollkommenheit, zu der es sich jetzt entwickelt hat, zu durchlaufen, gleichen wir Wanderern, die von dem traurigen Nova Zembla aus von Grad zu Grad durch die allmälig angebauteren Gegenden des Nordens herwärts schreitend, immer blühendere Städte kennen lernen, immer mehr den Kunstfleiß der Menschen bewundern, bis sie endlich in den Kunstsälen von Paris verstummend still stehen. Fassen wir den Zustand der ersten kleinen Menschengesellschaften noch einmal ins Auge, damit wir doch ja nichts von heutigen Begriffen in die Köpfe jener Halbwilden legen. Sie sind durchaus keine idyllische Naturmenschen, die bey wenig Bedürfnissen zufrieden und glücklich sind. Sie sind höchst unwissend, haben nur wenige, und nur sinnliche Begriffe, nur thierische Bedürfnisse, nur eine abgebrochene, thierähnliche Sprache, und nicht das Geringste von jenen feineren Gefühlen, die die Menschlichkeit im edleren Sinne bezeichnen. Die Scythen z. B., ein wildes Hirtenvolk zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, gebrauchten zum Melken ihrer Kühe

und Stuten vorzüglich Sklaven, d. h. im Kriege gefangen genommene Feinde. Damit nun diese sich nie empörten, oder davon liefen, stachen sie ihnen gleich zu Anfange die Augen aus, und empfanden dabey so wenig Mitleid oder Rührung, als heut zu Tage eine Köchin, die einen Fisch lebendig zerschneidet, oder eine Taube würgt.

Von diesem Zustande der thierischen Rohheit an, bis zu dem der gegenwärtigen Verfeinerung kann man am bequemsten die ganze Entwickelungsgeschichte der Menschheit in 7 Perioden theilen.

1) Von den familienweise in Asien und Afrika herumwandernden Nomaden bis auf Moses, den Gründer des ersten Staatenvereins, von dem wir eine genauere Nachricht haben.

2) Von da bis auf Cyrus, der durch seine erstaunlichen Eroberungen ein so großes Reich in Asien errichtete, als man bisher noch nicht gekannt hatte. (530 vor Chr.)

3) Von da bis auf einen noch größern Eroberer, Alexander, nach dessen Tode die Freiheit der griechischen Republiken zerfiel, und mehrere ganz neue Reiche in Asien und Afrika zum Vorschein kamen. (324 vor Chr.)

4. Von da bis auf Jesus Christus, den größten Reformator der Menschheit, der durch eine einzige, von ihm zuerst ausgesprochene gro-

ße Idee etwa 500 Jahre nach seinem Tode das ganze religiöse Denksystem der Vorwelt umwarf, und eine ganz neue politische Verfassung in Europa hervorbrachte.

5) Von da bis zur Bildung dieser neuen (hierarchischen) Verfassung, nach dem Untergange der gewaltigen Römerherrschaft im Abendlande. (476 nach Chr.)

6) Von da bis zur Zertrümmerung dieses geistlichen Universalreichs durch das Aufleben der Wissenschaften, die Erfindung des Pulvers und der Buchdruckerkunst, und durch Luthers und Zwingli's Reformation, mit andern Worten: bis auf die Entstehung unsrer heutigen europäischen Staatsverfassungen. (1453)

7) Von da bis auf die neuesten Begebenheiten.

Den Zeitraum, welchen die fünf ersten der eben genannten Abschnitte umfassen, nennt man die alte, den sechsten Abschnitt die mittlere, und den siebenten die neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von Abraham bis Moses.

(vor Christus 1960 bis 1276.)

I.

Abraham in Mesopotamien.

(v. Chr. 1960.)

Abraham ist als der angebliche Stammvater des jüdischen Volks berühmt, mit ihm bekommen die althebräischen Volkssagen ein mehr historisches Ansehen, und sie verdienen es, auch hier umständlicher erzählt zu werden, weil sie uns zum wenigsten von dem Geiste der Zeit ein treueres Bild geben, als alle abstracte Culturangaben es vermögen.

Angeblich noachische Abkömmlinge durchzogen Abraham und sein Vetter Lot mit ihren Heerden und vielen Knechten das sogenannte Chaldäa, auch Mesopotamien genannt,

zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, wandten sich dann nach Kanaan (späterhin Palästina genannt) und wurden bald darauf durch einen Mißwachs genöthigt, südwärts durch die Erdenge bey Suez in Aegypten einzubrechen. Hier gab Abraham in der Noth seine schöne Frau Namens Sarah, dem Könige des Landes Preis, indem er sie nur für seine Schwester ausgab, und das verschaffte ihm in dem fremden Lande eine freundliche Aufnahme. Doch als der König erfuhr, daß Sarah Abrahams Weib sey, scheute er diese unrechtmäßige Ehe, und gab sie aus religiöser Furcht ihrem rechten Manne zurück. Dieser mußte darauf das Land wieder verlassen, und suchte nun seinen vorigen Weideplatz, Kanaan, wieder auf. Hier trennte er sich von seinem Vetter Lot, der sich nun für seine Heerden die fruchtbare Gegend am Jordan aussuchte, während er selbst sich mehr zur Linken nach dem mittelländischen Meere zu hielt. Vor der Hand ließ er sich in dem Hain Mamre in der Landschaft Hebron nieder, und erwarb sich bald ein Ansehen bey den Nachbarn durch die Menge seiner Knechte und seines Viehes. Man nannte ihn Heber, den Ankömmling von jenseits, und daher stammt der Name Hebräer.

Lot war nicht zum besten angekommen. In seiner Gegend hatten schon mehrere Völkerstämme stehende Wohnsitze aufgeschlagen, die in der

Tradition sogar Städte genannt werden. Dergleichen waren Sodom, Gomorra, Adama, Zeboim, Zoar. Jede derselben hatte ihren eigenen König. Ueber ihnen aber, jenseit des Euphrats, wohnte ein sehr zahlreiches Volk, dessen kriegerischer König Kedor Laomor sie oft überfiel, und jedesmal einen Haufen Viehes und Gefangener mit sich hinwegführte. Dasselbe that er auch jetzt. Zwar gingen ihm die Könige von Sodom und Gomorra mit ihren Knechten entgegen, aber als es zum Schlagen kam, flohen die letztern auf die Gebirge, und ihre Wohnsitze wurden rein ausgeplündert, auch viele Weiber, Kinder und Männer — unter diesen Lot — als Sklaven weggeführt. Abraham hörte nicht sobald von dem traurigen Schicksal seines Vetters, als er sich mit allen seinen Knechten, 318 an der Zahl, aufmachte, und den Räubern nachzog. Er überfiel die Sichern des Nachts, richtete eine große Niederlage unter ihnen an, und nahm ihnen ihre ganze Beute wieder ab. Die befreiten Gefangenen beeiferten sich nun, die Tapferkeit und Großmuth des hebräischen Mannes um die Wette zu preisen, und dies erwarb ihm solchen Ruhm, daß die Könige von Sodom und Salem persönlich zu ihm kamen, um den Retter ihrer Völker kennen zu lernen. Der erstere wollte ihm die Beute alle schenken, aber Abraham hatte schon Edelmuth genug, sie auszuschlagen. Der

letztere kam als Priester und Landeseigenthümer, denn er überreichte ihm Brodt und Wein „im Namen des höchsten Gottes." Ehrfurchtsvoll beugte sich Abraham vor ihm, bot ihm zum Zeichen der Unterwürfigkeit den Zehnten von seinen Gütern dar, und nahm dessen Nationalgott an.

Schon früh achteten es die orientalischen Weiber für einen Schimpf, kinderlos zu seyn. Auch die schöne Sarah war traurig, daß sie keine Kinder bekam, und um doch wenigstens eins adoptiren zu können, erlaubte sie ihrem Manne den Umgang mit ihrer Sklavin Hagar, deren Kinder sie nachher als die ihrigen aufziehen wollte. Aber bald machte ihr die Eifersucht die Hagar verhaßt, daß sie sie zum Hause hinausstieß. Da floh die Arme in die Wüste, und kam an eine Quelle, wo, wie der Dichter sagt, ein Engel ihr erschien, und ihr befahl, in Abrahams Hütte zurückzukehren. Sie gebar darauf einen Sohn, den man Ismael nannte. Als dieser schon ziemlich erwachsen war, verließ Abraham nochmals seinen Wohnplatz, und zog in das Gebiet der Philister, deren Hauptansiedelung Gerar hieß. Mit derselben Furchtsamkeit, wie vormals in Aegypten, gab er auch hier seine Frau für seine Schwester aus, und ließ es sich gefallen, daß Abimelech, der Philisterkönig, sie in seinen Harem nahm. Jetzt endlich, ganz

unerwartet, erwies sie sich auch fruchtbar, denn bald darauf, nachdem sie wieder zu ihrem Manne zurückgekehrt war, gebar sie einen Sohn, den sie Isaak (d. i. man wird lachen) genannt wissen wollte. Wer darüber am wenigsten lachte, war Abraham, zumal da Sarah sich seitdem so herrisch bezeigte, daß die arme Hagar sammt ihrem Sohne Ismael, trotz allen Verwendungen von seiner Seite, das Haus auf immer verlassen mußte. Verzweiflungsvoll durchstrich sie mit dem Knaben die Wüste, und wandte sich nach Aegypten, ihrer Heimath, hin. Der Sage nach stammen von diesem Ismael, der in der Folge ein starker und muthiger Mann ward, die späteren Araber ab, so daß also diese, und nicht die Juden, die wahren Nachkommen Abrahams wären.

Unmöglich konnte wohl der gutmüthige Abraham bey dem Verluste seines geliebten Sohnes gleichgültig bleiben, doch scheint es, als habe die cholerische Sarah eine so unbeschränkte Gewalt über ihn gehabt, daß er seine Empfindungen nicht laut habe äußern dürfen. Wie er aber gegen Isaak im Herzen gesinnt gewesen, mag man aus folgender Geschichte errathen.

Nach langem Sinnen und manchem Kampfe mit sich selbst setzte sich endlich der Gedanke in ihm fest, er müsse den Knaben Gott zu Ehren schlachten. Menschenopfer waren nichts un-

gewöhnliches in jenen rohen Zeiten, und gerade der Religiöseste konnte am ersten auf den Gedanken kommen, daß Gott nichts wohlgefälliger seyn könne, als wenn man ihm das liebste, das man habe, zum Opfer darbrächte. Ohne seiner Frau ein Wort zu sagen, ging er früh am Morgen mit dem Kinde und einigen Knaben, die das Scheitholz zum Opfer trugen, zu einem Berge, Moria (⏑-⏑) genannt, drey Tagereisen weit von seinen Hütten. Am Fuße des Berges nahm er den Knaben das Holz und das Feuer ab, und sprach zu ihnen: „Bleibet hier, ich und der Knabe wollen dort hinauf ins Dickigt gehen, und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen.“ Und als er nun mit Isaak den Berg hinaufstieg, sagte der Knabe: „Vater, hier ist wohl Feuer und Holz, aber wo ist das Schaf zum Brandopfer?“ Der Alte erwiederte: „Mein Sohn, Gott wird sich sein Schaf zum Brandopfer schon ersehen.“ So gingen sie weiter, und als sie an einen Stein kamen, der zum Altar bequem schien, schichtete Abraham das Holz darauf, band dann hastig den erschrockenen Knaben, warf ihn über den Holzstoß, und zog ein Messer hervor, ihn abzuschlachten. Und siehe, in dem Augenblick rannte ein Hirsch vorüber, und blieb mit seinen Hörnern in dem Gesträuche hangen; auch eine Stimme vom Himmel ward gehört, die dem Abraham zurief, seines Kindes

zu schonen. So opferte er dann den Hirsch, und band den Knaben wieder los. Daß die Stimme vom Himmel ein dichterischer Zusatz ist, sieht man leicht, auch ist in der Urkunde selbst die Sache so vorgestellt, als sey der ganze Einfall Abrahams eine Eingebung von Gott gewesen, der seinen Gehorsam habe auf die Probe stellen wollen. *) Daher schließt auch die Sage mit den größten Gnadenversicherungen Jehovens, (so hieß dieser Nationalgott) und mit der Weissagung, daß zum Lohn für dies Vertrauen seine Nachkommen sich mehren sollten, wie der Sand am Meer, und wie die Sterne am Himmel.

2.

Isaaks Heyrath.

(1900.)

In den allerfrühesten Zeiten, da der Menschen nur noch sehr wenige waren, ging wahrscheinlich gerade ein Mann auf ein Weib, so daß die einfache Ehe schon dadurch nothwendig wurde.

*) Die von mir hingegen angedeuteten wahrscheinlichern Motive sind mit sehr sinnreichen Beweisen unterstützt worden von Lessing. S. dessen Leben, Thl. 2, gegen das Ende.

Aber auch späterhin, da der Weiber mehrere vorhanden waren, mußte die Natur doch bestimmt genug auf bleibende Ehen führen. Denn einmal trieb die Nothwendigkeit, den Säugling während seiner langen Unbehülflichkeit zu erhalten, jede Mutter an, den Vater nie zu verlassen, und mehrere Weiber neben einander zu hüten that wegen der uns von der Natur so weislich eingepflanzten Eifersucht fast niemals gut. Auch finden wir in der Geschichte aller edleren Völker, daß man schon früh die lebenslängliche Vereinigung eines Mannes mit einer Frau als eine göttliche Anordnung betrachtet, und eine solche Verbindung durch religiöse Ceremonien geheiligt habe. Wie die Hebräer freiten, mag die Erzählung von Isaaks Heyrath lehren.

Als Abraham seinen Tod nahe fühlte, sprach er zu dem ältesten und treusten seiner Knechte: „Lege deine Hand unter meine Hüfte, und schwöre mir, daß du meinem Sohne kein Weib werben wollest von den Kanaanitern rings umher, sondern aus meinem Vaterlande und von meiner Verwandtschaft." — „Wie aber, sprach der Sklave, wenn sie mir hierher nicht folgen wollte?" — „Dann sollst du deines Eides ledig seyn," entgegnete Abraham. Da legte jener die Hand unter des Greises Hüfte, und sprach den Schwur aus; belud dann zehn Kameele mit Geschenken, und zog damit nach Mesopotamien. Als

er die ersten Wohnplätze der dort hausenden Nomaden von ferne liegen sah, ließ er die Kameele außen an dem Wasserbrunnen sich lagern, und erwartete die Abendstunde, wo die Jungfrauen aus dem Weiler dorthin zu kommen pflegten, Wasser zu schöpfen. Ungewiß, wie er seinen Auftrag am besten ausrichten könne, betete er zu dem Schutzgott Abrahams: „Herr, du Gott meines Herrn, begegne mir heute, und thue Barmherzigkeit an meinem Herrn Abraham. Siehe ich stehe hier bey dem Wasserbrunnen, und der Leute Töchter in diesem Flecken werden herauskommen, Wasser zu schöpfen. Wenn nun eine Jungfrau kommt, zu der ich spreche: neige deinen Krug und laß mich trinken, und sie sagen wird: trink, ich will deine Kameele auch tränken, — daran laß mich erkennen, daß sie die sey, die du deinem Diener Isaak beschert habest.“ Und siehe, ehe er noch ausgeredet hatte, kam eine schöne sittsame Jungfrau mit einem Wasserkruge, stieg hinab zum Brunnen, und füllte den Krug. Und als sie wieder herauf kam, trat der fromme Diener zu ihr heran, und sprach: „Laß mich ein wenig Wassers aus deinem Kruge trinken.“ Und sie schenkte ihm freundlich, und sprach, da er getrunken: „Ich will deinen Kameelen auch schöpfen.“ Verwundernd schwieg der Mann, und sah dem freundlichen Mädchen zu, und als sie fertig war, überreichte er ihr eine goldene

Spange und zwey Armringe (vielleicht ägyptische oder phönizische Arbeit) und sprach zu ihr: „Meine Tochter, wem gehörst du an, und hätten wir wohl Raum in deines Vaters Hütte zu herbergen?" Sie antwortete: „Ich bin Rebekka, Bethuels Tochter. Es ist viel Stroh und Futter bey uns, und Raum genug, euch zu herbergen." Und hurtig lief sie voran, ihrer Mutter die Geschenke zu zeigen, der Knecht aber folgte ihr langsam, und dankte dem Gotte für die wundervolle Erhörung. Vor Bethuels Gehöfte empfing ihn Laban, Rebekka's Bruder, und sprach gastfreundlich zu ihm: „Komm herein, du Gesegneter des Herrn, ich habe die Hütte geräumet, und auch für die Kameele Raum gemacht." So führte er ihn und die andern Sklaven herein, gab ihnen Wasser, ihre Füße zu waschen, und setzte ihnen zu essen vor. Aber der redliche Diener sprach: „Ich will nicht eher essen, als bis ich zuvor meinen Auftrag bestellt habe," und nun erzählte er weitläuftig von seinem Herrn und dem Zweck seiner Reise, und vergaß auch das Wahrzeichen am Brunnen nicht. Erfreut und verwundert antworteten ihm Laban und Bethuel: „Das kommt vom Herrn, darum können wir nichts wider dich reden. Dort draußen ist das Mädchen, nimm sie, und ziehe hin, daß sie deines Herrn Schwiegertochter sey." Da bückte sich der Diener dankbar bis zur Erde, und

zog noch mehr goldenen Schmuck zum Geschenk für die Braut, für die Eltern aber duftende Gewürze hervor. Rebekka ward herein gerufen, ihre Meinung zu sagen. „Willst du mit diesem Manne ziehen?" fragten die Eltern, und schamhaft antwortete sie Ja. Unter den Segnungen aller Verwandten bestieg sie eins der Kameele, begleitet von ihrer Amme und mehreren Sklavinnen. Der alte treue Diener führte die kleine Karavane an. Herzlich bewillkommt traten sie nach einigen Tagereisen in Abrahams und Isaaks Hütten ein.

Isaak führte übrigens nach seines Vaters bald erfolgtem Tode ein herumziehendes Hirtenleben wie jener. Sein Oheim Lot hatte einige Jahre vorher eine schreckliche Naturbegebenheit erlebt. Ein Bliß hatte die Naphtaquellen in der Gegend von Sodom und Gomorra entzündet, und nach einem entseßlichen Erdbrande hatte sich die ganze Stätte, wo jene Weiler gestanden, in einen übelriechenden Sumpf, das todte Meer genannt, verwandelt. Lot hatte noch eben Zeit genug gehabt, mit seinen Töchtern nach Zoar zu flüchten, aber seine Frau hatte er wirklich bey dem Unglück eingebüßt. Die Dichtung stellt diese Begebenheit als eine göttliche Strafe dar, weil die Bewohner von Sodom gar zu gottlos, und besonders zu unnatürlicher Wollust geneigt gewesen wären. Eben dieser Dichtung zufolge

ist auch Lots Weib in eine Salzsäule verwandelt worden, dafür, daß sie sich, gegen das göttliche Verbot, auf der Flucht umgesehen.

3.

Esau und Jakob.

(v. Chr. 1860.)

Im frühen Alterthum, wo man von allgemeinen Gesetzen noch nichts wußte, war der Wille der Väter ein lebendiges, heiliges Gesetz, Ungehorsam gegen ihn ein himmelschreiendes Verbrechen, und der Segen eines alten sterbenden Vaters hatte in der schönen kindlichen Meinung jener Zeiten eine göttliche, beglückende Kraft. Um auch davon ein rührendes Beispiel zu geben, erzähle ich die folgende Geschichte.

Esau und Jakob waren die beiden einzigen Söhne Isaaks, und erst spät, nach langer Unfruchtbarkeit der schönen Rebekka geboren. Obgleich Zwillinge, zeigten sie schon früh einen widerstrebenden Charakter. Esau, ein rascher, offener und kräftiger Mann und rüstiger Jäger, ward des Vaters Liebling; Jakob, ein Weichling und versteckter Schlaukopf, ward von der Mutter verzärtelt. Um den größten Theil des väter-

lichen Reichthums einst zu erben, der eigentlich dem älteren zufiel, benutzte Jakob einmal eine günstige Stunde, als eben Esau, von langem fruchtlosen Jagen entkräftet, nach Hause kam, und ihn bey einem schönen Linsengerichte fand. „Laß mich kosten von deinem Essen, bat er; ich bin sehr matt und hungrig." Schlau antwortete Jakob: „Ueberlaß mir dein Erstgeburtsrecht, so soll das ganze Essen dein seyn." Der Fahrlässige beschwur es ihm, und an die Uebertretung eines Schwurs wagte damals niemand zu denken.

Der Vater Isaak, der über diesen Streich sehr böse geworden war, hatte sich vorgenommen, dafür dem braven Esau auf dem Sterbebette seinen ausschließenden Segen zu geben. Als er sich daher im hohen Alter dem Tode nahe fühlte, und schon das Gesicht ihm vergangen war, rief er ihn zu sich, und sagte zu ihm: „Nimm deinen Köcher und Bogen, geh aufs Feld, und fange mir ein Wildpret, davon mach mir ein Essen, wie ichs gerne habe, und bringe mirs herein, damit ich mich noch einmal labe, und dann dich segne und sterbe." Diese Worte hatte Rebekka mit angehört, und aus Neid, daß der ihr verhaßte Esau den Segen des Vaters bekommen sollte, sagte sie eilig zu ihrem Liebling Jakob: „Höre, so hat dein Vater geredet, aber hole mir ein Böcklein von der Heerde, das will ich ihm zurichten, wie er gern isset, und da er nicht mehr

sehen kann, so wird er dich leicht für deinen Bruder nehmen, wenn du es ihm hineinbringst, deinen glatten Rock ausziehst, und deine Stimme verstellst. Alles geschah, die partheiische Mutter schickte den gleich unredlichen Sohn in Esaus rauhen Kleidern und mit dem Essen hinein, und als der Vater fragte, wer da komme, antwortete jener: „Ich bin Esau, dein Sohn; ich habe gethan, wie du mir befohlen hast, richte dich auf, iß von meinem Wildpret, und segne mich dann.“ Verwundert sprach der Alte: „Mein Sohn, wie hast du so bald etwas gefunden?“ Der Lügner antwortete: „Der Herr, dein Gott, bescherte mirs.“ — „Tritt doch näher, sagte Isaak, daß ich dich befühle, ob du es auch wirklich seyst.“ Und da er ihn betastet hatte, sagte er: „Die Arme sind Esaus Arme, aber die Stimme ist wie Jakobs Stimme.“ Er aß indessen von dem lieblich Gebratenen, und trank einen Becher Weins dazu, und nun verschwand der letzte Verdacht in der Zerstreuung des Alters. „Komm her und küsse mich, mein Sohn, sprach er liebreich. Gott gebe dir vom Thau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde, und Korns und Weins die Fülle. Völker müssen dir dienen, und Männer dir zu Füßen fallen. Sey ein Herr über deinen Bruder. Verflucht sey, wer dir fluchet, und gesegnet, wer dich segnet.“

Kaum war der Betrüger hinausgegangen,

da kehrte Esau athemlos von der Jagd zurück, briet sein erlegtes Wild, und brachte es freudig dem Vater. Groß war das Schrecken des alten blinden Mannes, als er des schändlichen Betrugs inne ward. Der redliche Esau weinte laut auf. „Ja, rief er, er heißt wohl mit Recht Jakob, er hat mich schon zweimal untertreten. Meine Erstgeburt hat er dahin, und nun nimmt er mir auch meinen Segen noch. Hast du mir denn keinen Segen vorbehalten, mein Vater?"

„Ach, seufzte Isaak, ich habe ihn zum Herrn über dich gesetzt, und alles habe ich ihm unterworfen. Mit Korn und Wein habe ich ihn begabet. Was soll ich dir nun thun, mein Sohn?"

„Hast du denn nur einen Segen? schluchzete Esau. Segne mich auch, mein Vater."

„Nun wohl, sprach der Alte; du sollst einen fruchtbaren Acker haben. Deines Schwerdtes wirst du dich nähren, und nicht auf immer deinem Bruder unterworfen seyn. Vielmehr wird eine Zeit kommen, da du auch ein Herr seyn, und sein Joch von deinem Halse reißen wirst."

„Ja, murmelte der Sohn im Hinausgehen, die Zeit soll bald da seyn." Und zornig blickte er Mutter und Bruder an, nicht ohne blutige Rachegedanken. Da rieth Rebekka ihrem geliebten Jakob, eilig von hinnen zu flüchten in Labans, ihres Bruders, Haus in Mesopotamien,

und dort so lange zu verweilen, bis der Zorn seines Bruders besänftigt sey. Scheu und schwachmüthig, wie er war, befolgte er schnell den Rath, ergriff den Pilgerstab, und machte sich heimlich auf den Weg.

4.

Jakobs Brautwerbung.

Nach langer Wanderung erreichte er das Land. Da traf er auf dem Felde an einem Brunnen drey Hirten, die sich dort mit ihren Heerden gelagert hatten. „Wo seyd ihr her, liebe Brüder?“ fragte er sie. Sie sprachen: „Aus Haran.“ — „Kennet ihr Laban, den Sohn Nahors?“ — „Wir kennen ihn wohl; siehe, dort kommt seine Tochter Rahel mit den Schafen, sie zu tränken.“ — Freudig ging er auf die Jungfrau zu, stellte sich ihr als ihren Vetter dar, und stieg dann zum Brunnen hinab, um den übergedeckten Stein wegzuwälzen, damit ihre Schafe trinken möchten. Sie aber lief nach Hause, ihrem Vater Laban die Botschaft anzusagen. Dieser empfing ihn freundlich, und da er hörte, daß Jakob ihm eine Zeitlang als Hirte dienen wolle, forderte er ihn auf, selbst seinen Lohn zu bestimmen. „Wohlan, sprach Jakob,

ich will dir sieben Jahre lang um Rahel, deine jüngste Tochter, dienen." Denn Lea, die ältere, war häßlich, aber Rahel schön und liebreich. Laban wars zufrieden, und Jakob hütete nun seine Heerden unverdrossen sieben Jahre. Da machte Laban ein großes Hochzeitmahl, und lud alle Bewohner des Dorfes dazu, aber im Dunkel des Abends, da der Bräutigam zur Ruhe gehen wollte, sandte er ihm die häßliche Lea in die Brautkammer. Man denke sich Jakobs Verdruß, da er am Morgen erwachte. Er sprach zu Laban: „Warum hast du mir das gethan? Habe ich dir nicht um Rahel gedienet?" Laban antwortete: „Es ist nicht Sitte in unserm Lande, daß man die jüngste Tochter ausgebe vor der ältesten. Halte indeß mit dieser die Woche aus, so will ich dir die andere dazu geben, wenn du dann noch sieben Jahre bey mir bleiben, und mir dienen willst." — So haben wir also hier schon ein Beispiel von Vielweiberey, die nachher im Orient so üblich geworden ist. Auch Esau, der zu Hause geblieben war, hatte mehrere Weiber zugleich genommen.

Die Doppelehe Jakobs lief aber um so unglücklicher ab, da die natürliche Eifersucht beider Schwestern noch durch Rahels Unfruchtbarkeit vermehrt ward. Lea hatte schon vier Kinder geboren, als Rahel noch kein einziges hatte. Diese wurde darüber so wüthend, daß sie sich das

Leben

Leben nehmen wollte, und zuletzt von ihrem Manne verlangte, nach Abrahams Beyspiel ihre Sklavin Bilha an ihrer Stelle anzunehmen. So gebar dann diese auf Rahels Namen drey Söhne nach einander, worüber nun wieder Lea, die jetzt zu gebären aufgehört hatte, so neidisch wurde, daß auch sie dem Jakob mit aller Gewalt ihre Sklavin Silpa als ihre Stellvertreterin unterlegen wollte. In diesem tollen Wettstreit der beiden eifersüchtigen Weiber kam immer eine Sklavin nach der andern nieder, ja zuletzt fingen die Weiber selbst wieder an, Lea bekam noch zwey Söhne, und Rahel endlich den ersten, den sie Joseph nannte. Daß dieser der Liebling des Vaters und der Mutter werde geworden seyn, kann man sich denken. Er war übrigens der elfte unter den sämmtlichen Söhnen Jakobs, der nun bald nach dessen Geburt Labans Haus verließ, und sich mit seinen Weibern, Kindern und Sklaven und einem Theil der Labanschen Heerden in seine Heimath wandte. Hier nahm er den Namen Israel an, von welchem seine Nachkommen Israeliten genannt wurden. Er eignete sich die Fluren am Jordan zu, und um seinen Bruder Esau zu versöhnen, bot er ihm schüchtern einen Theil seiner Heerden an. Aber Esau verleugnete auch hier seinen offenen Charakter nicht. Er hatte längst die Beleidigung vergessen, küßte seinen Bruder herzlich, und sag-

te: „Ich habe genug, mein Bruder, behalte was du hast.“ Und als er endlich doch Jakobs dringenden Bitten nachgeben mußte, lud er ihn ein, bey ihm zu wohnen, aber dem wich Jakob klüglich aus, und so wandte sich Esau nach Arabien, Jakob nach Kanaan. Hier, in dem bekannten Hain von Mamre, gebar Rahel noch einen Sohn, Benjamin, aber diese Niederkunft kostete ihr zugleich das Leben.

5.

Jakobs Söhne.

(1750 v. Chr.)

Eine so starke Familie sah, als sie herangewachsen war, schon einem kleinen Völkerstamme ähnlich. Wenn gleich ihr Nomadenleben die Viehzucht zu ihrem Hauptgeschäfte machte, so hatte man sich doch bereits zu sehr an die Vermischung der Fleischspeisen mit Brodt und andrer vegetabilischer Nahrung gewöhnt, um des Ackerbaues ganz entbehren zu können. Man theilte demnach die Geschäfte in Ackerbau und Viehzucht, und was man von Zeugen oder Metallarbeiten brauchte, tauschte man wahrscheinlich gegen Vieh von den oft durchziehenden phönizischen oder ägyptischen Karavanen ein.

Als Jakob alt ward, und seine liebste Frau, die Rahel, durch den Tod verloren hatte, waren die beiden mit ihr erzeugten Kinder, Joseph und Benjamin, seine einzige Freude. Beide, besonders den Joseph, begünstigte er so auffallend vor allen übrigen, daß diese dem letztern desto mehr gram wurden. Er behielt ihn fast immer zu Hause, kleidete ihn in bunte, feine Gewänder von ausländischem Zeuge, und gab ihm von allem das Beste, während die ältern Brüder in Hitze und Regen über Feld mußten, oft meilenweit von ihren Hütten seine Heerden zu weiden. Zur Erhöhung ihres Neides entwickelte sich in dem Knaben ein ganz ungewöhnlicher Geist, der, mit seinem gefälligen Aeußern verbunden, aller Leute Aufmerksamkeit auf sich zog, und ihm ein wahrscheinlich nicht schlau genug verborgenes Selbstgefühl einflößte. Unvorsichtig genug erzählte er einmal seinen Brüdern, ihm habe geträumt, sie bänden Garben auf dem Felde, und seine Garbe richte sich auf, während die ihrigen sich gegen seine neigten. Ein andermal, die Sonne, der Mond und die Sterne hätten sich vor ihm geneigt. „Wie? sprachen die Brüder, denkt der Träumer etwa, er werde einmal über uns herrschen?“ Und sie haßten ihn immer mehr.

„Einmal, da sie weit von den väterlichen Hütten das Vieh hüteten, schickte der alte Jakob seinen Liebling Joseph zu ihnen hinaus,

um zu sehen, was sie machten. „Da kommt der Träumer her, schrieen sie schon von weitem! Auf, laßt uns ihn todtschlagen!" — Alle stimmten ein, nur der Bruder Ruben hatte Mitleid, und sagte: „Nein, Brüder, tödtet ihn nicht. In der Wüste ist eine Regengrube (Cisterne) da wollen wir ihn hinein werfen." Es geschah, und der Unglückliche ward hinuntergestürzt. Ruben hatte sich vorgenommen, ihn nachher heimlich wieder herauszuziehen, aber es kam dazu nicht. Eine vorüberziehende Karavane, die nach Aegypten reisete, kaufte ihn seinen Brüdern ab, und führte ihn als Sklaven mit sich fort. Die zehn unbarmherzigen Brüder brachten dem alten Vater den bunten Rock, den sie mit Blut bespritzt hatten. „So haben wir ihn gefunden, sagten sie, gewiß hat ein wildes Thier unsern Bruder zerrissen." Wie dem alten Vater dabey zu Muthe geworden, kann man sich leicht vorstellen.

Indessen verflossen viele Jahre, und Joseph ward allmälig vergessen. Der jüngste Sohn, Benjamin, wuchs unterdessen heran, dem Vater Jakob zu einer süßen Entschädigung.

Aber was wurde aus Joseph? was half ihm fort in einem fremden Lande, wo er niemanden kannte, und nicht einmal die Sprache verstand? Sein Verstand, seine Geschicklichkeit, seine gute Aufführung und seine Treue. Einer der vornehmsten Hofbedienten des Königs von Aegyp-

ten, Namens Potiphar, kaufte ihn als Sklaven den Kaufleuten ab, und übertrug ihm die Verwaltung seines Hauswesens. Hier konnte er Vieles lernen, denn er bekam hier so viel Neues zu sehen, als er in seinem dürftigen Vaterlande Kanaan niemals würde gesehen haben. In Aegypten war damals schon eine Hauptstadt, Memphis, und viele Dörfer, ansehnliche Göttertempel von Stein, eine gut eingerichtete Regierung, ein König, der sich Minister und Priester hielt; die Leute verstanden hier schon die Kunst, Metalle zu bearbeiten, sie machten leinene und baumwollene Kleider, goldene Ringe, silberne Becher, und andere artige Sachen, wovon die Hebräer nichts wußten. Er lernte bald die ägyptische Sprache, und machte sich bey seinem Herrn sehr beliebt.

Aber dieser Herr hatte eine pflichtvergessene Frau, die ihrem eigenen Manne nicht gut war, und dem armen Joseph oft etwas befahl, das er nicht thun konnte, ohne sein Gewissen zu verletzen. Weil er dies aber nicht übers Herz bringen konnte, so brachte die Frau aus Rache soviel falsche Anklagen gegen ihn bey ihrem Manne vor, daß dieser endlich gegen den treuen Diener mißtrauisch wurde, und ihn ins Gefängniß werfen ließ. Aber auch dieses neue Unglück schlug zu Josephs Glücke aus. Denn im Gefängnisse fand er den Bäcker und den Mundschenk des Kö-

nigs, die beide Böses gethan hatten, und dafür des Nachts von bösen Träumen beängstigt wurden. Joseph, der ihre Verbrechen kannte, sagte ihnen ihr Schicksal vorher, welches auch nachher genau in Erfüllung ging. Der Bäcker wurde nämlich gehängt, und der Mundschenk begnadigt. Alle ungebildete Völker sind abergläubisch; Joseph kam daher bey den Aegyptern in den Ruf, als ob er Träume auslegen könnte, und das machte sein Glück.

Der Pharao, oder König von Aegypten, hatte auch einmal einen Traum, so wunderlich, wie Träume gewöhnlich zu seyn pflegen. Ein vernünftiger Mann unserer Zeit würde nicht darauf geachtet haben, aber der Pharao schickte zu seinen Priestern, und verlangte von ihnen eine Auslegung. Es hatte ihm nämlich geträumt, sieben fette Kühe stiegen aus dem Wasser und weideten. Darauf erschienen sieben magere Kühe, die fraßen die fetten auf, und blieben doch so mager als zuvor. Die Traumdeuter wurden verlegen, und wußten nicht, was sie aus dem Traume machen sollten. Da erinnerte sich der begnadigte Mundschenk seines Freundes im Gefängnisse, und erzählte dem Könige von ihm. Der König ließ Joseph kommen, und dieser, der die Natur des Landes und den Charakter des Königs kannte, sprach also: „Mein König, es sind jetzt fruchtbare Zeiten, und diese werden

vielleicht noch sieben Jahre fortdauern. Dann aber werden sieben magere Jahre kommen, die alles das verschlingen werden, was du in den sieben fetten Jahren gewonnen haben wirst. Willst du nun klüglich handeln, so laß in diesen fruchtbaren Jahren deine Magazine mit Korn füllen, damit wir in den sieben dürren Jahren auch noch etwas zu leben haben."

„Wohl gesprochen, sagte Pharao. Um dieser guten Traumdeutung willen sollst du von Gefängniß und Sklaverey befreit seyn. Noch mehr — da du mir einen so klugen Rath gegeben hast, so sollst du ihn auch ausführen. Komm, sey mein erster Diener, und besorge das ganze Korngeschäft in meinem Lande, wie dirs am besten dünkt." — So hat oft der Mensch durch Klugheit und Geistesgegenwart sein gutes Schicksal in seiner Gewalt!

Joseph, kurz vorher noch ein gefangener Sklave, war nun, nach unsrer Art zu reden, Minister. Er kaufte in den fruchtbaren Jahren um geringe Preise das überflüssige Korn auf, und sammelte davon einen solchen Vorrath, daß das Volk in den ganzen sieben Jahren des Mangels vor dem Hunger gesichert war.

In Kanaan, wo Vater Jakob wohnte, war man nicht so vorsichtig gewesen. Als nun wirklich einmal Mißwachs entstand, hatten die Leute nichts zu essen. Da verbreitete sich ein

Gerücht, in Aegypten sey noch Getreide zu haben, und Vater Jakob schickte seine zehn ältesten Söhne hin, um welches zu kaufen.

Als die Brüder vor Joseph kamen, erkannte er sie sogleich, ließ sich jedoch nichts merken. Sie aber kannten ihn nicht mehr. Wer seyd ihr? fuhr er sie an.

„Wir sind aus Kanaan, und kommen, um Korn zu kaufen."

Das ist nicht wahr, versetzte Joseph mit strenger Miene. Ihr scheint mir Kundschafter zu seyn, die nur sehen wollen, wo das Land offen ist.

„Nein, Herr, wir sind ehrliche Leute, und unser alter Vater schickt uns her. Wir sind zwölf Brüder, der jüngste ist zu Hause geblieben, und Einer ist nicht mehr vorhanden."

Kundschafter seyd ihr! wiederholte Joseph. Daran will ich euch prüfen, ob ihr wahr redet: ihr sollt meine Gefangenen seyn, und nicht eher loskommen, bis einer von euch hingeht, und euern jüngsten Bruder herbringt.

Die Unglücklichen zitterten, denn sie dachten an den Schmerz, den es ihrem Vater verursachen würde, wenn sie ihn seines lieben Benjamins beraubten. Drey Tage lagen sie im Gefängnisse und seufzten, und sprachen untereinander: Das haben wir an unserm Bruder Joseph verschuldet, da wir seine Angst sahen, und sein

Flehen hörten, und ihn dennoch verkauften. — Endlich ward einer von ihnen gebunden, und als Geisel zurückbehalten; die übrigen aber zogen fort, und Joseph gab ihnen Korn mit.

Sie kamen wehmüthig mit ihren Eseln nach Hause. Jakob konnte sich vor Kummer nicht fassen, da er ihre Erzählung anhörte. Ich unglücklicher Mann! rief er aus. Zwey Söhne habe ich nun schon verloren, und den dritten wollt ihr nun auch vor meinen Augen fortführen! — Aber o Wunder! als die Brüder ihre Kornsäcke öffneten, fand jeder sein Geld mit eingebunden. Darüber erschraken sie noch mehr. Endlich erbot sich Juda mit seinem Leben für seinen jüngsten Bruder zu haften, und so traten sie dann alle zehen die Reise wieder an. Sie nahmen das geschenkte Geld wieder mit, und noch anderes dazu, um neuen Vorrath zu kaufen.

Diesmal grüßte Joseph sie freundlicher, und lud sie zum Essen bey sich ein. Der Schatzmeister wollte von dem Gelde in den Säcken nichts wissen, und behauptete, sie wären ihm nichts mehr schuldig. Geht es eurem alten Vater wohl? fragte Joseph mit Rührung; und ist dies euer jüngster Bruder, von dem ihr mir saget? — Gott sey dir gnädig, mein Sohn, sprach er weiter. Aber er konnte die Brüder nicht mehr ohne Thränen ansehen, besonders Benjamin nicht, den er am meisten liebte. Er ging fort,

und suchte sich ein stilles Plätzchen, wo er weinen konnte. Nach einer Weile kam er wieder, und aß und trank mit ihnen, und nach dem Essen befahl er dem Schatzmeister, einem jeden wiederum sein Geld in seinen Kornsack zu legen, seinen eigenen silbernen Becher aber heimlich in Benjamins Sack zu thun. Er wollte nämlich die Brüder noch einmal recht ängstigen. Edler würde es freilich gewesen seyn, wenn er ihnen auch das noch erspart hätte.

Auf seinen Befehl mußte der Haushofmeister den Reisenden nachsetzen, und ihnen zurufen: Haltet, ihr Schelme! Warum habt ihr meinem Herrn Gutes mit Bösem vergolten, und ihm seinen Becher gestohlen? — Die erschrockenen Brüder sprachen: Herr, wir wissen von nichts. Wir wollen unsere Säcke öfnen, und bey wem du etwas findest, der soll des Todes seyn. — Die Säcke wurden aufgebunden, jeder fand wieder sein Geld, wie das erstemal, und ach! in Benjamins Sacke lag der Becher.

Sogleich mußten sie zurück, und wurden vor den Diener des Königs gebracht. In der Angst ihres Herzens erboten sich alle, seine Knechte zu seyn, aber Joseph bestand darauf, daß nur derjenige bestraft werden sollte, in dessen Sacke sich der Becher gefunden hätte. Die Angst der Brüder und Benjamins Thränen mag man sich denken!

„Herr, sprach endlich Juda, indem er sich vor dem Minister niederwarf, sey barmherzig gegen deinen Knecht. Siehe, du verlangtest unsern jüngsten Bruder zu sehen, und wir mußten ihn dir bringen, ungeachtet der Bitten und Thränen unsers alten Vaters. Nehmt ihr mir diesen noch, sprach er zu uns, so werde ich mein graues Haar mit Jammer hinunter in die Grube bringen. Da erbot ich mich, für ihn zu haften, und die Schuld auf mich zu nehmen, wenn ihm etwas Böses begegnete. Wenn ich nun heim käme, und brächte den Knaben nicht mit — o Jammer! so müßte ichs sehen, wie meines Vaters graues Haupt vor Schmerz ins Grab sänke. Darum laß mich an seiner Stelle die Strafe leiden, damit nur unser Vater Jakob seinen Liebling wiedersieht."

Länger konnte es Joseph nicht aushalten. — Söhne meines alten Vaters, rief er aus, und weinte laut — seht mich an! Ich bin Joseph, euer Bruder, den ihr verkauft habt.

Alle verstummten vor Schrecken und Verwunderung. Aengstigt euch nicht, fuhr Joseph fort, und denket nicht, daß ich darum zürne, daß ihr mich hierher verkauft habt, denn um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch hergesandt. Nicht ihr, sondern Gott hat mich hierher gesandt, um euer Leben zu erretten. Aber eilet und ziehet hin zu meinem Vater, und bringet

ihn her zu mir mit seiner ganzen Habe. Erzählet ihm von meiner Herrlichkeit, und kommt bald zurück, dann sollt ihr ein Land in Aegypten zum Wohnsitz bekommen.

Voller Freuden eilten die Brüder zurück zum Vater Jakob, der über die unerwartete Nachricht von seinem längst verloren geglaubten Sohne süße Freudenthränen weinte. Das ganze Haus, 66 an der Zahl, zog nun aus Kanaan nach Gosen, einer Provinz von Aegypten, die nahe an Kanaan gränzte. Hier fanden sie lauter grüne Triften und fette Weiden für ihr Vieh, und ließen sichs daher in ihrem neuen Wohnsitze wohl seyn. Sie vermehrten sich daselbst so stark, daß sie nach 430 Jahren aus einem bloßen Nomadenstamme zu einem Nomadenvolke von vielen tausend Köpfen angewachsen waren.

6.

Die Israeliten in Aegypten.

(vor Chr. 1746 — 1316.)

Jeder Mensch möchte gern jedem andern recht unbesorgt vertrauen, und gern alles um sich her recht sicher wissen. Dazu gehört vor allen Dingen, daß er alle Glieder der Gesellschaft, in der er lebt, für einerley politisches und religiö-

ses Interesse beseelt, und dem großen Ganzen mit Leib und Leben zugethan wisse. Findet er nun einzelne Nachbarn, die sich von diesem gemeinschaftlichen Interesse geflissentlich absondern, etwas eignes vor den andern voraus haben wollen, und sich nach der gemeinen Sitte und Denkart nicht bequemen, so bricht augenblicklich Mißtrauen, Widerwille, Haß, ja Vertilgungssucht aus, und dies ist der natürliche Grund, warum wir noch jetzt gegen alle Separatisten und Andersglaubende in einem Staate eine unüberwindliche geheime Abneigung empfinden. So ging es auch den Aegyptern mit der neuen Kolonie, die ihnen Joseph ins Land gezogen hatte. Nimmt man dazu, daß diese Israeliten eine der fruchtbarsten Provinzen des Landes inne hatten, daß sie Viehzucht trieben, welche Lebensart den Aegyptern von Hause aus ein Gräuel war, daß sie andere Götter anbeteten, und endlich, daß sie sich durchaus nicht in die Ordnung des Landes fügen, und sich nicht ruhig niederlassen wollten, sondern unaufhörlich in großen Schwärmen herumzogen: bedenkt man alles dies, so wird man es nicht unbillig finden, daß die Pharaonen auf die möglichste Beschränkung dieser sich mit jedem Tage mehrenden, gefährlichen Unterthanen dachten.

Zuerst setzte man Frohnvögte über sie, und hob eine Menge rüstiger Arbeiter unter ihnen aus, um sie bey der Erbauung zweier Städte

zu gebrauchen. Vielleicht wollte man sie selbst dadurch gewöhnen, sich feste Wohnplätze zu bauen, aber dazu liebten sie das Herumschwärmen viel zu sehr. Spätere Pharaonen fanden gegen die ungeheure Ausbreitung dieses Volks immer strengere Maaßregeln nöthig, wenn sie nicht befürchten wollten, daß mit der Zeit ihr eigener Staat durch die Uebermacht dieser Fremdlinge zertrümmert werden möchte. Man vertheilte daher überall Aegypter unter sie, drang ihnen ägyptische Richter, Aerzte, Policeyaufseher, Priester und Hebammen auf, und befahl endlich den letzteren, alle männliche Geburten der Israelitinnen anzuzeigen, damit sie sogleich ersäuft würden.

Wenn gleich dieser letzte Befehl nicht mit aller Strenge mag vollzogen worden seyn, so war doch die Lage der Israeliten schon wegen des allgemeinen Hasses, von dem sie zu leiden hatten, immer drückend genug. Daß sie an keine Empörung dachten, lag wohl theils in der zu fest geordneten Einheit des ägyptischen Staats, theils an ihrer zu großen Vertheiltheit. Auch war ihre Zahl wohl nicht so groß, als man sie gewöhnlich macht, und vor allen Dingen mangelte ein kluger Anführer. Der letztere erstand ihnen endlich, da wo man es wohl am wenigsten erwartet hätte, am Hofe des ägyptischen Königs selbst.

7.

Moses.

(geb. 1356, † 1276 v. Chr.)

Einmal nämlich gebar auch eine Israelitin, Jochebed, einen Sohn, den sie, dem Gesetze gemäß, ersäufen sollte. Einen älteren, Aaron, hatte sie schon glücklich durchgebracht, auch diesen hätte ihr mütterliches Herz gern erhalten, aber länger als drey Monate war es ihr nicht möglich, das arme Kind vor den Aufsehern zu verbergen. Anstatt es indessen ins Wasser zu werfen, legte sie es in ein kleines, von Papyrstauden geflochtenes Schiffchen, und setzte es so auf dem Nilstrom aus, gerade um die Zeit, da die ägyptischen Jungfrauen sich in demselben zu baden pflegten. Mirjam, ihre kleine Tochter, mußte am Ufer stehen bleiben, und dem Schiffchen nachsehen. Da sah sie zu ihrer Freude, wie eben in einiger Entfernung eine der Töchter des ägyptischen Königs ins Wasser stieg, auf das heranschwimmende Schiffchen aufmerksam ward, es anhalten ließ, und den schreienden Knaben liebkosend herausnahm. Und da mehrere Neugierige zusammenließen, das Abentheuer anzusehen, schlich auch die kluge Mirjam, wie zufällig, herbey, und fragte die Königstochter, ob sie etwa hingehen, und eine hebräische Amme dingen solle. Die junge Fürstin

wars zufrieden, und eilig holte jetzt das Mädchen ihre Mutter Jochebed herbey, die nun unbekannt, aber man kann denken, wie treu, Ammendienst bey ihrem eigenen Söhnchen verrichtete. Die Königstochter nahm ihn an Kindes Statt an, nannte ihn Moses (den aus dem Wasser gezogenen) und ließ ihn unter ihren Augen in den Wissenschaften der ägyptischen Priester unterrichten. Vielleicht sollte er nach ihrem Plane ein Mann wie Joseph werden. Er stand auch bis in sein 40stes Jahr in Gunst und Ehren am Hofe ihres Vaters. Aber da er einmal einen ägyptischen Aufseher einen ebräischen Knecht unbarmherzig zerprügeln sah, überlief ihn die Galle dergestalt, daß er den Aufseher auf der Stelle erschlug, und seitdem hielt er sich in Aegypten nicht mehr für sicher. Er entfloh in die angränzende arabische Wüste, zwischen dem rothen Meere und dem Berge Horeb, wo er einen Zweig der Midianiter antraf, dessen Emir (Beherrscher und Priester) Reguel hieß, und sieben Töchter hatte. Diese Jungfrauen fanden ihn zuerst bey einem Brunnen, an welchem er sich, von der Flucht ermüdet, gelagert hatte. Er stand ihnen gegen feindselige Hirten bey, als sie ihre Schafe tränken wollten, und zur Dankbarkeit luden sie ihn gastfreundlich ein, mit zu ihrem Vater zu kommen. Hier ward er so gut aufgenommen, daß er sogar eine der

Jung=

Jungfrauen, Zipora genannt, zum Weibe nahm, und sich entschloß, sein Leben unter diesen Nomaden hinzubringen. Er weidete die Heerden seines Schwiegervaters, und durchstrich bey dieser Gelegenheit nach und nach die ganze arabische Wüste. Von den Gipfeln des erhabenen Sinai und seiner niedrigern Nebenkoppe, Horeb genannt, überschaute er oft mit ganz besonderen Empfindungen die unabsehbare Ebene, vorzüglich nach der Gegend hin, wo das viel gepriesene Kanaan, das theure Land seiner Urväter lag. Er gedachte seiner armen geplagten Landsleute in Aegypten, und der vielen Orakel, die sie hatten, der Gott ihrer Väter werde ihnen einmal ihr altes Stammland wiedergeben, und sie zu einem mächtigen Volke machen. Oft besprach er diese Dinge mit dem verständigen Reguel und dessen Sohn Jethro, und in der langen Einsamkeit, umringt von großen Naturscenen am Sinai und Horeb, ward allmälig seine starke Seele von dem großen Gedanken begeistert, er könne wohl der Mann seyn, durch welchen Jehova die Befreiung seines Volks, und die Hinüberführung nach Kanaan beschlossen haben möchte.

Die alten Traditionen, aus denen wir diese merkwürdige Begebenheit allein kennen, erzählen hier viel von feurigen Erscheinungen, welche Moses am Sinai gehabt, von Gesprächen, die Je-

hova unmittelbar mit ihm geführt, und von Wundergaben, mit denen er ihn ausgerüstet habe. So gewiß dies nur poetische Verschönerungen sind, so schwer möchte es uns trockenen Vernunftmenschen des 19ten Jahrhunderts doch wohl fallen, uns den wahren inneren Zustand des begeisterten Mannes richtig vorzustellen. So rein politisch die Unternehmung war, die er im Sinne hatte, so wunderbar vermischt mit tausend fremdartigen Bildern stand sie doch gewiß vor seiner Seele. Der religiöse Enthusiasmus sieht überall nur Wunder, jeder Einfall ist ihm ein göttlicher Befehl, und im Eifer für das, was er die Sache Gottes glaubt, wird er sichs selber kaum bewußt, daß er zuweilen auch Betrug und Dichtung unter die erlaubten Mittel mischt. Wie Moses fest bey sich überzeugt war, daß seine Ideen Jehovens Eingebungen seyen, so trug er auch kein Bedenken, jedes seiner Worte als Jehovens Befehl auszusprechen, und seine inneren Zweifel und Kämpfe mit sich selbst als Gespräche mit der Gottheit einzukleiden. Dadurch allein fand er auch nur Glauben bey dem großen Haufen, welcher ihm nimmermehr gefolgt seyn würde, wenn er ihn nicht als ein übermenschliches Wesen angesehen hätte. Die alten Geschichten stellen uns daher ihn und alle große Männer geradezu als auserwählte Gesandte der Gottheit vor, wie sie es denn auch wirklich sind.

Merkwürdig ist es, daß diesem außerordentlichen Manne ein Hauptorgan für die Beherrschung eines wilden Schwarms abging; er hatte eine schwere, stammelnde Sprache. Dennoch verzweifelte er nicht, denn der Herr befahl ihm, (um mit dem Dichter zu reden) seinen beredten Bruder Aaron zu seinem Sprecher zu machen. Mit diesem hatte er schon am Sinai eine Zusammenkunft, in der er ihn mit seinem Plane bekannt machte. Hierauf reiseten sie beide nach Aegypten, versammelten zuerst insgeheim die hebräischen Familienväter, machten sie mit dem Rufe Jehovens bekannt, der an Moses ergangen sey, und überzeugten sie zuletzt, wie die Tradition sagt, durch einige Wunder. Sodann gingen sie geradezu an den König, naanten ihm gleichfalls den göttlichen Befehl, und baten für das ganze israelitische Volk um die Erlaubniß, auf drey Tage in die benachbarte arabische Wüste ziehen zu dürfen, um daselbst ihrem Jehova ein recht groses Nationalopfer zu bringen. Der Pharao merkte die List, und ließ die Strenge gegen die hebräischen Frohnarbeiter verdoppeln, die dadurch nur gegen ihren neuen Propheten aufgebracht wurden, dem sie mit Recht die Verschlimmerung ihres Zustandes beimaßen.

Moses und Aaron ließen indessen den Muth nicht sinken. Das nächste Frühjahr brachte eine ungewöhnliche Menge Ungeziefer mit, es fielen

dicke, finstere Nebel, und eine Epidemie brach aus, Dinge, die — so natürlich sie in einem so feuchten Lande sind — doch von jenen schlecht unterrichteten Menschen für göttliche Strafen und Landplagen gehalten wurden. Dies benutzte Moses. Er ging abermals zum Könige, und stellte ihm jene Plagen als Wirkungen des Zorns des beleidigten Jehova vor. Aber auch dies gelang ihm nicht, und vermuthlich rettete nur sein Priesterstand ihm das Leben.

Jetzt blieb ihm nichts übrig, als Gewalt. Es waren der streitbaren Männer genug unter den Hebräern vorhanden, um in einem Ueberfall alle ihre ägyptischen Herren niederzuwerfen. Die Verschwörung ward glücklich eingeleitet. Die tapfersten und verschwiegensten sollten in einer Nacht alle ägyptischen Männer niederstoßen, ihr Geld und Silber wegnehmen, *) dann, ein jeder stehend in seiner Hütte mit den Seinigen ein gebratenes Lamm verzehren, und hierauf sollten sie alle in Masse auswandern. Nicht genug, daß den Israeliten diese That als von dem Gott ihrer Väter befohlen vorgestellt ward; das Ganze sollte noch einen ganz besondern Glanz durch die Religion empfangen. Jehova, hieß es, habe verordnet, daß von dem Blute der in jener Nacht

*) Dies liegt zwar nicht bestimmt in 2 Mos. 12, ist aber wohl die wahrscheinlichste Erklärung jener seltsamen Erzählung.

geschlachteten Lämmer die Thüren aller hebräischen Hütten bestrichen werden sollten, damit die „Engel des Herrn,“ die zum Morden ausgingen, wissen konnten, welche Häuser sie verschonen sollten. Um deswillen sollte dieser Tag Pascha (Verschonungstag) heißen, und alle Jahre als das größte Nationalfest mit einem Lamme (Osterlamme) gefeiert werden. Bekanntlich ehren die Juden dies Fest noch bis auf den heutigen Tag auf die vorgeschriebene Weise.

In der ersten Bestürzung scheint der Pharao mit dem Moses gewissermaßen kapitulirt, und nothgedrungen den Abzug bewilligt zu haben. In der Gegend von Raemses (späterhin Heliopolis) ging der Ausmarsch an. Weiber, Kinder, Vieh und Gepäck mitgerechnet mag der Zug ansehnlich genug gewesen seyn. Moses und Aaron gingen immer voran, und ließen statt der Fahne das Feuerbecken vorauf tragen, in welchem man (da man von Feuerzeugen noch nichts wußte) das nöthige Feuer unaufhörlich unterhielt. So hatte der Troß bey Tage an dem Rauch, bey der Nacht an der Flamme einen Leitstern. Die erste Rast ward zu Suchot (d. i. Hirtenlager) gemacht, dann wandten sie sich südlich in die arabische Wüste hinein, längs dem arabischen Meerbusen. Nicht weit von dem heutigen Suez sahen sie zu ihrem Schrecken ein zahlreiches Heer bewaffneter Aegyp-

ter hinter sich her kommen. Diese hatten den Abzug so vieler tüchtigen Arbeiter, die ihnen etwa das gewesen waren, was jetzt die Neger den amerikanischen Pflanzern sind, unmöglich so ruhig verschmerzen können, und wollten daher noch einen Versuch machen, sie wieder zurückzubringen. Aber das war vergebens. Moses kannte eine Furth im rothen Meere, wo man zur Zeit der Ebbe ohne Gefahr durchwaten konnte. Diesen Umstand benutzte er, sein ganzes Volk hindurchzuführen, ehe die noch fernen Aegypter sich nähern konnten, und als diese herankamen, machte die unterdessen zurückgekehrte Fluth alles weitere Nachsetzen unmöglich.

Moses unterließ nicht, auch diese Rettung als ein außerordentliches Wunder darzustellen, aber wie sehr er auch das Vertrauen auf die unsichtbare Leitung Jehovens zu stärken suchte, so konnte er zuletzt doch kaum das allgemeine Murren stillen. Er hatte sie in ein Land, „wo Milch und Honig fließe," zu führen versprochen, und schleppte sie nun in brennenden Sandwüsten herum, wo sie oft vor Durst verschmachteten. Aus ruhigen, wenn gleich sklavischen, Wohnsitzen hatte er sie gerissen, um sie jetzt aufs ungewisse in unbekannte Gegenden zu führen, wo sie sich mit andern herumziehenden Haufen nicht selten um ihre Habe oder um einen bequemen Lagerplatz schlagen mußten. Zuweilen fehlte es so sehr an

Nahrung, daß die Aermsten sich mit dem Absuchen des Manna, eines aus Dornsträuchen quillenden Safts, oder mit Wachteln und Heuschrekken das Leben erhalten mußten. Noch hätten vielleicht die Männer das unruhige Leben ertragen, aber man denke sich den Haufen der schreienden Weiber und Kinder! Doch überall bewährte sich Moses als einen großen Mann. Bald wandte er Ueberredungen, bald Drohungen an, bald kam ihm ein glücklicher Zufall zu Hülfe, aus dem er ein Wunder machen konnte. Den ganzen Tag hatte er mit Entscheidungen von Streitigkeiten zu thun, doch übergab er bald dies lästige Geschäft redlichen Gehülfen, wodurch also schon eine Art von Departementsverfassung in den kleinen wandernden Staat kam.

8.

Das mosaische Gesetz.

Aber Moses dachte in der Disciplinirung dieses rohen Haufens noch viel weiter zu gehen. Er hatte in Aegypten schon längst das Bild eines regelmäßig eingerichteten Staats aufgefaßt, und ging nun damit um, sein Volk allmälig in eine ähnliche Form zu zwängen. Dies große Werk konnte ihm nur durch die weiseste Benutzung der

Religion gelingen. Als er sich daher nach einer Wanderung von zwey Monaten dem majestätischen Sinai näherte, der ihm als der Schauplatz seiner vormaligen einsamen Betrachtungen und seiner feurigen Gespräche mit dem Gott seiner Väter so heilig war, kehrte schnell die alte Begeisterung zurück; er hieß das Volk sich in den umliegenden Thälern lagern, wo es reiche Weide fand, und bestieg ganz allein nach einem heftigen Gewitter, das man immer für ein Zeichen der Nähe Jehovens hielt, den Berg. Kein anderer durfte ihm folgen, bey Todesstrafe. So habe es der Gott befohlen, sagte er. Als er wieder zurückkam, verkündigte er dem Volke durch Aarons Mund den Willen Jehovens. Nach diesem sollte das israelitische Volk von nun an ein priesterliches Reich bilden, dessen König Jehova selbst seyn wolle. (Theokratie.) Abgötterey war demnach Staatsverbrechen. Jehova behielt sich die unmittelbare Bestrafung des ganzen Volks vor, durch Krieg, Pest, Hungersnoth u. dgl. Ihm sollte ein Zelt mitten unter den Zelten der Israeliten errichtet werden, in dessen Allerheiligstes aber selbst der Hohepriester jährlich nur einmal, und außer ihm niemand treten dürfe. Alles übrige ward nach Art einer orientalischen Hofhaltung eingerichtet. Die Priester waren die Minister und Willensvollstrecker des Königs, und niemand durfte vor dem letztern

ohne Geschenke (Opfer) erscheinen. Die Aeltesten des Volks nahmen diese göttlichen Verordnungen voll Ehrfurcht an, und blickten mit Staunen auf Moses, der das alles aus Jehovens eignem Munde gehört, und das Antliz des Furchtbaren geschauet hatte.

Nach einiger Zeit erstieg er den Gipfel des Berges zum zweitenmal, und empfing daselbst die ersten Geseze. Mehrere Tage blieb er oben, und niemand durfte, beim Verluste des Lebens, ihm nachgehen. Endlich erschien er wieder mit ernstem, verklärtem Gesicht, forderte auf die feierlichste Weise Gehorsam für Jehoven, und veranstaltete ein großes Brandopfer am Fuße des Berges. Mit dem Blute der Opferthiere wurde alles Volk besprengt, zum Zeichen des Bundes, den Jehova mit seinem Volke schließen wolle; und alle wiederholten einmüthig den Schwur, die Geseze des Gottes zu halten, und seine Oberherrschaft anzuerkennen. Durch diese Ceremonien wollte Moses seine lezte und längste Unterredung mit der Gottheit recht feierlich vorbereiten. Zu dieser nahm er diesmal seinen Vertrauten Josua mit, und die 70 Aeltesten der Israeliten, die mit ihm auf einem niedrigern Hügel niederknien, und Jehoven die Erklärung des Volks, daß es den Bund annehme, hinterbringen mußten. Dann ließ er die Aeltesten auf dem Hügel zurück, und stieg mit Josua allein in

die äußerste, neblichte Spitze hinauf, wo er 40 Tage blieb, um die Gesetze niederzuschreiben. Es waren außer den sogenannten zehn Geboten noch eine Menge positiver Gesetze, auch Verordnungen, wie es mit dem Gottesdienst und der Rechtsverwaltung gehalten werden sollte, die vielleicht nicht alle aufgeschrieben, sondern noch eine Weile als Tradition von den Priestern aufbewahrt wurden, da kaum zu glauben ist, daß die Schreibekunst schon damals in einer solchen Vollkommenheit sollte vorhanden gewesen seyn. Die zehn Gebote aber, als das Fundament aller Gesetze, hatte er (vielleicht hieroglyphisch) in zwey steinerne Tafeln gegraben.

9.

Das goldene Kalb.

Dem unruhigen Volke währte unterdessen die 40tägige Abwesenheit ihres Führers doch zu lange. Sie meinten, er werde wohl gar nicht mehr wiederkommen, und verlangten von Aaron andere Götter, denn mit der Führung dieses Jehova waren sie — Troz dem mit ihm geschlossenen Bunde — gar nicht zufrieden. Aaron, dem seines Bruders allgewaltiges Ansehen fehl=

te, verstand sich nach einigen Weigerungen dazu, forderte ihnen aber all ihr goldenes Geschmeide ab, um daraus das Götzenbild zu bereiten. Vielleicht glaubte er, ehe sie dies hergäben, würden sie es noch eine Weile anstehen lassen, aber er irrte sich. Sie brachten eine Menge Goldes auf einen Haufen, das schmolz er dann, und überzog damit das aus Holz geschnitzte Bild eines Rindes, desgleichen die Aegypter unter dem Namen Apis verehrten. Kaum war es aufgestellt, so richtete das Volk rings um dasselbe Altäre auf, zündete Opferfeuer an, und tanzte jauchzend um den neuen Gott, welchem Aaron umsonst den Namen Jehova's unterzulegen suchte.

Eben als der festliche Jubel am lautesten ertönte, kamen Moses und Josua von dem Sinai herunter. Außer sich vor Zorn warf jener die beiden Gesetztafeln in den Sand, daß sie zerbrachen, und fuhr fürchterlich unter die Ungehorsamen. Seinem erschrockenen Bruder machte er die heftigsten Vorwürfe; dann warf er das Bild ins Feuer, und streute die Asche und das Gold in den vorüberfließenden Bach. Hierauf rief er laut: „Wer dem Herrn angehört, der trete vor!" Viele blieben trotzig zurück, aber die meisten traten doch hervor, und unter diesen der ganze Stamm Levi *). „Wohlan,

*) Nach 10 Söhnen Jakobs und 2 Söhnen Josephs

sprach er zu diesen, ergreifet die Schwerdter, geht durchs ganze Lager, und hauet sie alle nieder, die Jehoven verlassen haben. Nicht Freund, nicht Bruder werde verschont!" Und solche Kraft hat das Wort eines ausgezeichneten Herrschergeists, daß der schreckliche Befehl auf der Stelle vollzogen ward. Dreitausend Halsstarrige wurden niedergehauen. Der Stamm Levi hingegen ward für einen heiligen Stamm erklärt. Moses stieg hierauf noch einmal auf den Berg, um, wie er sagte, den Herrn wegen der Sünde des Volks um Gnade zu bitten. Sehet da das erste Beispiel, wie zuweilen ein einziger Mann durch die Stärke seines Geistes eine ganze Nation zu seinem Willen zwingt. Ein solcher heißt mit Recht ein großer Mann.

Moses stieg darauf abermals auf den Berg, machte zwey neue Gesetztafeln, und blieb wieder 40 Tage abwesend. Diesmal rührte sich aber niemand im Lager, vielmehr nahmen sie alle, da er zurückkam, willig die Gesetze an.

wurden die 12 verschiedenen Stämme der Israeliten benannt. Moses selber war aus dem Stamme Levi, und daher die besondere Anhänglichkeit dieses Stammes an ihn.

10.

Die Stiftshütte.

Jetzt ging Moses mit den Kunsterfahrenen unter dem Volke zu Rathe, wie man das königliche Haus des unsichtbaren Jehova, von welchem oben geredet ist, recht würdig erbauen wolle. Jeder Israelit mußte dazu von seinen in Aegypten gestohlenen Schätzen etwas hergeben, und da man von diesem Volke allerley künstliche Arbeiten gelernt hatte, so wandte man alles an, das Haus des Herrn so zierlich als möglich zu machen. Dennoch war es nichts anders, als eine bretterne Hütte mit Fellen ausgeschlagen, und hie und da mit Teppichen und Gold verziert. Drinnen stand ein vergoldeter Kasten, die Bundeslade genannt, in welchem die Gesetze aufbewahrt wurden. Vor der Hütte stand auch der Altar, auf welchem das ewige Feuer brannte. Rings umher waren die Hütten der Priester errichtet. Kein gemeiner Israelit durfte die Stiftshütte betreten. Die Priester aber empfingen darin, ihrem Vorgeben nach, ihre Orakel, d. h. unmittelbare Offenbarungen des göttlichen Willens, welche sie hernach dem Volke bekannt machten. Es ist hart, solche Männer deshalb Betrüger zu schelten. So gewiß wir Bürger eines policirten Staats einander die redlichste Wahrheit schuldig sind, so muß doch dem übrigens red-

lichen Führer eines noch ungebändigten Volks jedes Mittel und besonders jede List zu gute gehalten werden, weil er sonst, auf dem geraden Wege, nicht das mindeste ausrichten würde.

Es gereicht dem Moses zur Ehre, daß er sich selber keine Würde zutheilte. Als die Stiftshütte fertig war, weihete er seinen Bruder Aaron (als den Erstgebornen) und dessen Söhne zu Priestern, und verordnete, daß künftig allein aus dem Stamm Levi die Richter und die Priester gewählt werden sollten. Hierauf wurden — immer im Namen Jehovens — eine Menge der kleinlichsten Ritualgesetze für die Israeliten festgestellt, die dies unbändige Volk in die allersklavischste Abhängigkeit von ihrem Gotte brachten. Mit dem Opfern, Beten, Fasten, Reinigen und andern religiösen Pflichten hatten sie täglich so viel zu thun, daß sie fast keine Stunde aufhören konnten, an ihn zu denken. Viele Speisen durften sie gar nicht, manche nur zu gewissen Zeiten nicht essen, weil sie unrein wären, und man weiß es ja, wie enge sogar noch die heutigen Juden durch dies uralte mosaische Gesetz beschränkt sind. Eigentlich dürfen sie noch jetzt kein Schweinefleisch, am Sabbath (Sonnabend) kein gesäuertes Brodt rc. essen, und was der lästigen Zwangsgesetze mehr sind, durch welche jener kluge Despot den Willen eines zur

Vernunft noch nicht gereiften Barbarenvolkes zu brechen suchte.

Noch ein treflicher Einfall von ihm war der, daß er allen Stämmen ihr abgesondertes Landeigenthum in dem zu erobernden Kanaan verhieß, nur dem Stamm Levi nicht. Dieser, als der gottgeheiligte, sollte unter den 11 andern zerstreut wohnen, und das Recht haben, sich jährlich den Zehenten von ihrem Eigenthume einzufordern. Diese Tausende von Menschen hatten also ein immerwährendes Interesse, die bestehende Verfassung ja nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen, und durch sie vorzüglich wurde das mosaische Gesetz so lange aufrecht erhalten. Daher haben fast unter keinem Volke die Priester so hitzig für ihre Religion geeifert, als unter den Israeliten.

II.

Einzug in Kanaan.

Die alten hebräischen Dichter lieben in ihren chronologischen Angaben eine gewisse Harmonie, der zu Gefallen sie z. B. den Moses 40 Jahre in Aegypten, und 40 Jahre bey seinem Schwager Jethro wohnen, und wieder 40 Jahre mit den Israeliten in der Wüste herumziehen

lassen. Aber keine von diesen drey Angaben hat Wahrscheinlichkeit, am wenigsten die zweite. Daß der nomadenmäßige Durchzug durch die Wüste eine Reihe von Jahren gedauert habe, ist auch wohl gewiß, denn Moses hielt das Volk absichtlich so lange auf, damit es sich durch eine längere Abhängigkeit von ihm erst recht zum Gehorsam gegen seine vielen neuen Verordnungen gewöhnen sollte. Vielleicht wollte er auch gern erst die Alten aussterben lassen, von deren Halsstarrigkeit das meiste zu fürchten war. Und da sie durch die lange Sklaverey in Aegypten ganz unkriegerisch geworden waren, so wollte er ihre Kräfte durch tüchtige Strapazen erst recht üben, und ihre ungeduldige Sehnsucht nach der neuen Heimath durch die langen Streifereien aufs höchste spannen, ehe er sie gegen die kriegerischen Bewohner Kanaans anführte, die nach seinem Plane alle hinausgeschlagen und gänzlich vertilgt werden mußten, damit die Israeliten daselbst einen eben so reinen und geschlossenen Staat ausmachen könnten, als die Aegypter.

Am Sinai hielt man sich allein ein ganzes Jahr auf. Dann ward ein Pascha gefeiert, und nun brachen sie auf. Die Stiftshütte ward auseinander genommen, und von den Leviten getragen. Der Zug durch das peträische Arabien erregte soviel Unmuth, daß die Empörungen gegen Moses aufs neue ausbrachen. Von Kades

aus,

aus, einer arabischen Landschaft an der Gränze von Kanaan, sandte er den Josua, und einen eben so wackern Mann, Namens Kaleb, nebst mehreren Aeltesten als Kundschafter hinein, um zu sehen, ob die darin wohnenden Völker wohl zu bezwingen seyn möchten. Jene beiden bejaheten muthig die Frage, aber die andern, die mit ihnen gegangen waren, machten ein solches Geschrey von den Riesen, die sie angetroffen hätten, daß das ganze Volk muthlos gemacht ward, und von einem andern Anführer sprach, der sie wieder nach Aegypten zurückführen solle. Selbst Aaron und Mirjam, seine Schwester, redeten wider Moses. Dennoch gelang es der unüberwindlichen Standhaftigkeit des großen Mannes, seinen Willen durchzusetzen. Ein andermal, da sich 250 der angesehensten Israeliten förmlich gegen ihn verschworen, und ihm den Gehorsam auffündigten, beschied er sie auf den folgenden Tag zu einem Opfer vor die Stiftshütte, und hier geschah es nach der Tradition, daß die Erde sich öfnete, und die Häupter der Verschwörung Korah, Dathan und Abiram, lebendig verschlang. Auf welche Art Moses dies Wunder hervorgebracht habe, kann man zwar nicht bestimmen, indessen reicht es hin, anzunehmen, daß er jedes Mittel versucht haben werde, die Widerspenstigen über die Seite zu schaffen, und sein Ansehen zu behaupten.

Endlich nach langem Umherziehen, da Moses sein Volk genug abgehärtet glaubte, beschloß er, es gerade auf Kanaan los zu führen. Es kam dabey zu einigen Schlägereien, in denen die Israeliten wirklich die Oberhand behielten. Als die Midianiter von ihrer Ankunft hörten, luden sie sie zu einer feierlichen Opfermahlzeit ein, und siehe, so schlecht bewährte sich hier die Ehrfurcht der Israeliten gegen den Gott ihrer Väter, daß sie auf der Stelle den fremden Götterdienst mitmachten, und bey dieser Gelegenheit recht von Herzen fröhlich waren. Aber hier ergrimmte Moses am heftigsten, und zum Glück hatte er alle Leviten auf seiner Seite. Die Israeliten und Midianiter wurden mit Gewalt aus einander getrieben, einer sogar erstochen. Die letztern wurden hierauf feindlich angegriffen, und fast alle Männer getödtet.

Jetzt empfing Moses ein Vorgefühl von seinem nahen Tode. Er legte demnach in einer feierlichen Versammlung seine Anführerwürde in Josua's Hände nieder, und ließ diesen durch den Hohenpriester Eleasar, Aarons Sohn, (Aaron war das Jahr zuvor gestorben) öffentlich zu seinem Nachfolger weihen. Dann empfahl er allen nochmals Gehorsam gegen Jehovens Gesetze, und Ausrottung aller fremden Stämme in Kanaan. Zuletzt ließ er sich noch auf einen Berg führen, von dem man eine weite Aussicht in das

gelobte (verheißene) Land hatte, in welches zu gelangen ihm selber leider nicht vergönnt war. Er weidete sein Auge an dem erhabenen Anblick, und starb bald darauf, noch in der Fülle der Kraft, in dem Lande der Moabiter. Die Priester begruben ihn heimlich, ohne zu sagen, wo, und erzählten dem Volke, Jehova habe ihn begraben.

Zum Glück war Josua der Mann dazu, ein von einem Moses begonnenes Werk fortzuführen. Er besiegte nach und nach gegen dreißig kleine Emirn in Kanaan, und reinigte das ganze Land, bis auf die Philister und Phönicier, die ihm doch zu mächtig waren. Das Weitere im folgenden Zeitraume.

12.

Die Aegypter.

Da die Israeliten fast ihre ganze Bildung den Aegyptern verdankten, und alle ihre Künste und Bequemlichkeiten des Lebens von diesem Volke entlehnt hatten, so versteht sich schon von selbst, daß nicht bloß alles, was in dieser Hinsicht von den Israeliten gesagt ist, auch von den Aegyptern gilt, sondern daß diese auch noch mehrere Künste besaßen, die sie jenen noch nicht mit-

getheilt hatten. Sie hatten z. B. schon große Vorrathsmagazine, ein Beweis von einer vollkommneren Staatseinrichtung, und da ihr Land ein wahrer Gemüsegarten war, so finden wir bey ihnen schon Reis, Kürbisse, Melonen, Zwiebeln und Knoblauch. Das ganze Land wird von einem großen Flusse, dem Nil, durchströmt, der in den Gebirgen von Habessinien entspringt, und sich in das mittelländische Meer ergießt. Dieser Fluß ist die größte Wohlthat für Aegypten, und war es schon in den frühesten Zeiten. Er schwillt nämlich jährlich von dem häufigen Schnee und Regen, der im Winter in jenen Gebirgen fällt, dergestalt an, daß er (um die Mitte des Junius) von beiden Seiten übertritt, und nun das seltsamste Schauspiel gewährt. Fast das ganze Land ist von der Ueberschwemmung blank wie ein Spiegel, die Erde sieht man nicht, nur Berge, Häuser und Bäume ragen über der großen Wasserfläche hervor, und die Einwohner können während dieser Zeit nicht aus den Häusern gehen. Dafür sehen sie nun aber, sobald das Wasser gefallen ist, ihre Felder mit einem zähen, äußerst fruchtbaren Schleime bedeckt, den das abgelaufene Wasser zurückgelassen hat, und ihre Saaten gehn nun desto schneller und üppiger auf. Außer Aegypten giebt es weiter kein Land in der Welt, für dessen Befruchtung die Natur auf eine so wunderbare Weise gesorgt hat.

Pferde finden wir zuerst in Aegypten, wo dagegen Schafhirten ein Gräuel waren. Das Verschneiden der Thiere, wodurch ihnen die Wildheit und der widrige Geschmack ihres Fleisches benommen wird, ist ebenfalls eine ägyptische Erfindung. Hier hatte man schon zu Moses Zeiten vielerley Arten von Backwerk, Töpfe, Pfannen, Wassereimer, eiserne Aexte, silberne Trinkbecher, Leuchter und ähnliche Geräthschaften. Josephs Ministerkleid war von einem feinen leinenen, vielleicht auch baumwollenen Gewebe. Die Aegypter besaßen schon die Kunst, ihre Zeuge zu färben, Tapeten zu machen, und Edelsteine einzufassen, um sie als Ringe an den Fingern zu tragen.

Von Malerey findet man in diesem Zeitraume noch keine Spur, wohl aber von Bildhauerkunst, wozu die Anbetung der Götter Gelegenheit gab. In der Musik und Dichtkunst waren die Aegypter weit hinter den Israeliten zurück. Sie waren überhaupt weniger zur lauten herzlichen Fröhlichkeit geneigt, als zum stillen Nachdenken; ihre Gemüthsart war finster, ernsthaft und schwermüthig, und diejenige Lebhaftigkeit des Geistes, die einzelne Menschen so liebenswürdig macht, und ganze Völker zur Vollbringung großer Thaten und glänzender Werke anfeuert, fehlte ihnen gänzlich. Ihr mißtrauischer Charakter und ihr Stolz auf ihre Vorzüge

erregte in ihnen eine feindselige, mißgünstige Gesinnung gegen alle Ausländer. Sie aßen nie mit Fremden an einem Tische. Die Priester verbargen ihre Wissenschaften wie Geheimnisse, und theilten sie nur ihres Gleichen entweder mündlich oder durch Hieroglyphen (Bilderschrift) mit. Di Könige hießen Pharaonen. Ihre Namen sind ungewiß. Alle Bürger hatten ihr angewiesenes Gewerbe, aus welchem weder sie noch ihre Kinder jemals heraustreten durften. Wessen Vater also ein Handwerker war, der mußte nothwendig das nämliche Handwerk ergreifen, und wenn er noch so wenig Lust dazu hatte. Mehr als die Hälfte der Einwohner lebte in der drückendsten Sklaverey, und mußte glauben und thun, was die Priester befahlen.

Aus diesem finstern, stillen, geheimnißvollen Lande konnten natürlich nur wenig gewisse Nachrichten zu uns kommen. Wirklich wissen wir auch fast nichts Zuverlässiges von demselben, außer was in den israelitischen Nachrichten enthalten ist. Im folgenden Zeitraume werden wir etwas mehr von den Aegyptern hören.

13.

Die Phönicier.

Das war ein anderes Volk; lebhaft, frei-

herzig, und immer thätig, etwas neues zu erfinden, dies und jenes zu versuchen, und sich hier und dort in der Welt umzusehen. Sie bewohnten einen kleinen von Gebirgen eingeschlossenen Bezirk, an der Küste des mittelländischen Meeres, im südlichen Syrien, unterhalb Kleinasien. Handel war ihr Leben, und überall, wo etwas brauchbares zu holen war, gingen sie hin und machten sichs zu Nutze. Da sannen sie denn hin und her, wie sie sich ihre Reisen erleichtern könnten; sie zimmerten sich große dichte Kästen, schoben sie ins Wasser, und das Schiffchen schwamm glücklich fort. Einer wagte es, sich hinein zu setzen, dann zwey zugleich, dann eine ganze Gesellschaft mit Waaren und Lebensmitteln, ein jeder nahm sich eine Stange zur Hand, und nun wurde lustig fortgerudert, vor der Hand aber nur ganz behutsam an der Küste entlang. So trotzt der muthige Mensch den gewaltigsten Elementen, und gewinnt fast immer, wenn er mit Ueberlegung wagt. Die Phönicier ruderten so allmälig bis nach Afrika hin, wo sie sich in der Folge eine Pflanzstadt, Karthago, erbaueten, und von da machten sie dann mancherley kleine Streifereien, selbst bis nach Spanien hin, von wo sie sich verschiedene theils kostbare, theils nützliche Metalle holten. Dies Land war damals wenig bewohnt; den Namen Spanien

hat es erst später bekommen, die Phönizier nannten es Tartessus.

Unterdessen erfand ein Anderer, der zu Hause geblieben war, den Wagen, Anfangs nur mit zwey, hernach mit vier Rädern; und der Zufall, der den Phöniziern besonders günstig schien, brachte sie auf ein Paar Erfindungen, wodurch sie in kurzer Zeit berühmte und reiche Leute wurden.

Einmal nämlich stiegen phönizische Schiffer am Ufer aus, und wollten sich ein Mittagessen kochen. Ihr Feuerheerd war ein Plätzchen auf der Erde, wo schöner reiner Kiessand lag. Einen Dreifuß hatten sie nicht, sie nahmen daher ein Paar Salpeterstücke, die gerade in der Nähe waren, zur Unterlage, setzten ihren Kessel darauf, und machten Feuer darunter. Aber o Wunder, so wie das Wasser zu kochen anfing, ward es auch unter dem Kessel lebendig, die Salpeterklumpen zerschmolzen, vermischten sich mit der Asche und dem Kiessande, und als das Feuer ausgebrannt war, verhärtete sich der Brey zu einem schönen, blanken, durchsichtigen Steine, und wurde — Glas.

Ein andermal weidet ein phönizischer Hirt seine Heerde nicht weit vom Meeresstrande. Sein Hund schnöbert überall umher, und kommt endlich zurück mit blutendem Maule. Der Hirt will den Schaden besehen, aber siehe da, es ist

kein Blut, es ist der Saft der Purpurschnecke, deren Muschel der Hund am Gestade zerbissen hat. Eine schönere Farbe hatte der Mann nie gesehen; er macht die Sache bekannt, man versucht es, Zeuge mit diesem Safte zu färben, und diese Purpurkleider wurden so kostbar geachtet, daß nur Könige und sehr reiche Leute im Alterthum dergleichen tragen konnten. Jetzt bedient man sich dieser schönen Schnecke nicht mehr zum Färben, seitdem man die Scharlachfarbe aus gedörrten Cochenillewürmern kennt.

Das waren den Phöniciern ein Paar ganz unverhoffte Glücksfälle. Mit dem Glase wußten sie indessen nicht viel mehr anzufangen, als daß sie es zum Putz oder Zierrath brauchten, oder es im Handel gegen andere, weit kostbarere Sachen vertauschten. An Fensterscheiben, Spiegel und Ferngläser dachten sie noch nicht.

Wenn nun die Hirten in der Nacht mitten unter ihren Heerden auf der Erde lagen, und den schönen wunderbaren Sternenhimmel betrachteten, so bemerkten sie bald eine gewisse unwandelbare Ordnung in den Bewegungen der Sterne, sie fanden, daß die Sterne gegen Norden immer sichtbar blieben, indeß die südlichen merklich schneller fortrückten und verschwanden. Sie merkten sich bald einzelne Sterne und Sterngruppen, und gaben ihnen Namen, die sich zum Theil noch jetzt erhalten haben. Wie mancher

phönizische Seefahrer, der um Mitternacht an den Ufern des mittelländischen Meers herumkreuzte, mag wohl vor viertausend Jahren seine Augen voll Bewunderung und Andacht zu dem schönen Siebengestirne gerichtet haben, das noch jetzt in eben dem Glanze allnächtlich am nördlichen Himmel prangt, indeß die guten Phönizier längst ausgestorben sind.

Bekanntlich ging in der Folge aus dieser Beobachtung der Gestirne eine sehr wichtige Wissenschaft, die Astronomie oder Sternkunde hervor, durch welche die Menschen (erst spät) erfuhren, wie es zugehe, daß allemal nach 365 Tagen dieselbe Tageslänge herrscht, daß die Tage im Winter kurz und kalt, im Sommer lang und heiß sind, daß Sonnen- und Mondfinsternisse entstehen und vorher berechnet werden können, daß der Mond bald ab, bald zunimmt, was für eine Gestalt unsere Erde hat, und tausend andere sehr wissenswürdige Dinge, deren glückliche Erforschung ein herrliches Dokument des menschlichen Beobachtungsgeistes und Scharfsinns schon in jener frühen Periode der Weltgeschichte ist.

Aus der Betrachtung der Sterne wurde bald Bewunderung und religiöse Verehrung derselben. Diese Tausende von goldenen Kugeln, die in unwandelbarer Ordnung durch die unermeßlichen Räume des Himmels schweben, diese mögen es wohl seyn, dachte man, die unsrer

Erde den Segen der Fruchtbarkeit schenken. Von der Göttlichkeit der Sonne war man früh überzeugt, denn sie erleuchtete, erwärmte und belebte ja sichtbar die Welt mit jeder neuen Morgenröthe. Und so war es natürlich, daß man im Morgenlande sie und verschiedene Sternbilder als Götter anbetete, ja sogar aus den Sternen menschliche Schicksale vorher erforschen zu können glaubte. Diesen Kinderglauben, den man Astrologie nennt, hatten besonders die Chaldäer, Assyrer und Babylonier, deren Priester dies Geheimniß zu besitzen vorgaben, und damit das Volk fast immer nach ihrem Willen lenkten. Nachbarn von diesen drey asiatischen Völkern waren die Magier, ein kleines Volk, das sich vorzüglich auf Wahrsagerey, Traumdeuterey und Taschenspielerstückchen legte. Das brachte Ehre und Geld ein, denn alle sinnliche Menschen haben eine unersättliche Neugier, das Zukünftige zu wissen, und die alten Magier haben die Ehre, daß noch heut zu Tage Zauberer und Geistercitirer nach ihrem Namen genannt werden.

Höchst wahrscheinlich gehört den Phöniciern auch die Erfindung des Kalenders, der Rechenkunst, der Buchstabenschrift und des Geldes. Auf die Eintheilung der Zeit in Monate führte die Beobachtung des Mondes, dessen Veränderungen bekanntlich regelmäßig alle 28 Tage wiederkehren, daher auch die ersten Monate

Mondmonate von 28 Tagen waren, die dann freilich am Ende jedes Jahres einen Schaltmonat nöthig machten. Die Abtheilung der Wochen ward durch die früh entdeckten 5 ersten Planeten herbeigeführt, zu denen man noch Sonne und Mond (Sonntag und Montag) hinzufügte. Auf das Decimalsystem beim Zählen ward man vielleicht durch die 10 Finger geleitet. Die Kunst, mit geschriebenen Zahlen zu rechnen, und mit 24 Buchstaben alles mögliche zu schreiben, gehört zu dem Sinnreichsten, was Menschen je erfunden haben. Als Erfinder der Buchstabenschrift wird gewöhnlich ein Phönicier, Namens Taaut genannt.

Der älteste Handel ist der Tauschhandel. Viehzüchttreibende Völker, wie z. B. die Israeliten, bezahlten alles mit Schafen und Rindern. Noch die Griechen zu Homers Zeit schätzten unter andern eine Rüstung neun Ochsen werth, und eine andere, goldene, hundert. Diejenigen Länder, welche einen Reichthum an gediegenem Silber und Golde in ihren Bergen hatten, bezahlten andere Waaren mit Stücken von diesen Metallen, die wegen ihres schönen Scheins selbst den rohesten Völkern schon werth waren. Späterhin erfand man bestimmte Gewichte, nach denen man die Goldkörner oder Silberbarren abwog, und allmälig erhoben sich diese zwey Metalle zu einem allgemein gültigen Aequivalent für

alles, was man kaufen wollte. Damit man nun den Austausch derselben noch bequemer machte, so prägte man runde Stücke von bestimmtem Gewichte daraus, die nun auf den ersten Blick überall angenommen wurden. Seitdem ist gemünztes Geld die Seele des Handels, ja jedes Verkehrs der Menschen unter einander, weil nach einer in der ganzen Welt angenommenen Uebereinkunft jede Waare gegen dasselbe ein- und ausgetauscht werden kann.

Die älteste phönicische Stadt hieß Sidon.

14.

Die Assyrer und Babylonier.

(in Vorderasien.)

Wenn wir den hebräischen Sagen trauen dürfen, so müssen die Gegenden am Euphrat und Tigris zuerst einen geschlossenen, aus mehreren Städten bestehenden Staat gebildet haben. Ein alter Heros, Namens Nimrod, wird uns als der Bildner desselben genannt. Er war, heißt es, ein muthiger, kraftvoller Mann, der sich ein Geschäft daraus machte, umherzuziehen, und Jagd auf die reißenden Thiere zu machen, durch deren Erlegung er so sehr die Dankbarkeit der

einzeln lebenden Menschen reizte, daß sie sich freiwillig unter seinen Schutz begaben, und ihn als ihren König anerkannten. Sie rückten nun nach seinem Befehl zusammen, und bildeten durch ihre vereinigten Hütten mehrere Städte, die sehr groß gewesen seyn mögen, weil es wilden Völkern unmöglich ist, so zusammengepreßt, wie kultivirte, zu wohnen. Indessen umgaben sie sie doch schon mit Mauern, gegen wilde Thiere und Feinde. Eine derselben, Babylon, lag am Euphrat, eine andere, Ninive, am Tigris. Nach einer andern Sage soll die letztere von einem gewissen Ninus gestiftet seyn, etwa 2100 Jahre vor Christi Geburt. Das Volk lebte anfänglich von Ackerbau und Viehzucht, nachher aber, als es sich sehr vermehrt hatte, und einige kriegerische Könige bekam, zog es aus, um benachbarte Städte (Kolonien) zu erobern, die Einwohner in sich aufzunehmen, und so seinen Staat immer mehr zu vergrößern.

Als ein solcher Eroberer wird uns der vorhin erwähnte Ninus besonders geschildert. Die Tradition nennt uns auch ein ausgezeichnetes Weib in seinem Heere, Namens Semiramis (⏑-⏑⏑), die zuerst in männlicher Rüstung ihren Mann begleitet, und sich bey der Belagerung einer Stadt Baktra durch ihre Tapferkeit dergestalt hervorgethan haben soll, daß Ninus sie zu seiner Gemahlin gemacht, und ihr ein-

mal auf 5 Tage unumschränkte Macht bewilligt habe. Diese, heißt es, habe sie dazu benutzt, zuerst ihn selbst umzubringen und dann in Mannstracht, fast immer zu Pferde, 40 Jahre lang alle ihre Völker mit hohem Geiste zu regieren, ja mit denselben ungeheure Eroberungszüge bis nach Indien und Aethiopien zu thun. Auch die neuere Geschichte stellt uns dergleichen weibliche Herrschergenien auf; im Alterthume mußte eine solche Erscheinung aber noch weit mehr Staunen erregen, da das weibliche Geschlecht dort nur zum Dienen verdammt war, und in Sklaverey und Verachtung lebte. Wie wenig aber auch an solchen Sagen ganz zuverlässig seyn mag: soviel sehen wir daraus, daß das **mittlere** Asien lange vor Abrahams Zeit sehr menschenreich gewesen, und schon aus ziemlich großen Staatengesellschaften bestanden haben müsse. Auch die Assyrer und Babylonier (oft collective **Chaldäer** genannt) waren bey ihrem Wohlstande schon auf künstlerische Beschäftigungen verfallen, sie webten, färbten, bauten, machten Götterbildnisse, und wahrsagten aus den Sternen. Sie feierten die Feste ihrer Götter nicht bloß durch Opfer, Musik und Tanz, sondern sogar durch Ausschweifungen.

15.

Die Griechen.

Die zunehmende Bevölkerung des mittleren Asiens trieb auch manche Völkerschaften mit ihren Heerden in das östliche Europa hinein. Scythen und Thracier heißen mit allgemeinen Namen die ältesten Bewohner des heutigen Südrußlands und der nördlichen Türkey. Sie waren Nomaden der auhesten Art; ihre Berge und ihr härteres Klima spiegelten sich in ihrem Charakter ab, so wie im Gegentheil der schöne, milde Himmel Kleinasiens die Bewohner dieser Gegend zu einem der heitersten, liebenswürdigsten Völkchen machte.

Die leztern theilten sich, gleich den Bewohnern Arabiens und Kanaans, in viele kleine Stämme. Noch spät erhielten sich die Namen der Phrygier (Erfinder des Ankers und des Stickens), der Lydier, Jonier, Karier, Lycier, Mysier, Pamphilier rc. Von hier aus wurde vermuthlich der untere Theil der jezzigen europäischen Türkey zuerst bevölkert, und derjenige Stamm, welcher sich besonders in der jetzigen Halbinsel Morea niederließ, wird Pelasger, sein Anführer Inachus genannt (1857). Diese fanden den Boden sehr feucht, woraus man hat schließen wollen, daß vielleicht dies Land, so wie die vielen Inseln im Archipelagus,

nicht

nicht lange vorher (etwa 2000 vor Chr.) erst aus dem Meere hervorgetreten seyn müßten.

Die Pelasger waren lange ein wildes Volk, das sogar Menschenopfer brachte, nichts von gesetzlichen Ehen wußte, sich in Thierfelle kleidete, und zum Theil in Höhlen und Klüften wohnte. Nächst dem Fleische waren Eicheln ihre Kost, bis sie sich späterhin zum Ackerbau bequemten. Allmälig sanfter geworden, legten sie den Grund zu den nachmaligen Städten Argos und Sicyon*), und überzogen auch den obern Theil des Landes jenseit des Isthmus. Aber hier machten ihnen von Zeit zu Zeit neue Ansiedler den Boden streitig. 1558 führte ein gewisser Cekrops eine Kolonie Aegypter nach Attika, und erbaute auf einem Felsen die Burg Cekropia, die Grundlage zu dem nachmals so berühmten Athen. Sechzehn Jahre später (1542 v. Chr.) wanderte ein Schwarm kaukasischer Asiaten unter der Anführung eines gewissen Deukalion von oben her in Phocis ein, und litt daselbst 1514 eine große Ueberschwemmung, die ihn nöthigte, nach den thessalischen Gebirgen zu flüchten, und die dort wohnenden Pelasger zu vertreiben. Die in Ar-

*) Ich werde in dem ganzen Werke die gewöhnliche Orthographie griechischer Namen befolgen, also auch statt des K immer ein C, statt os immer us setzen. Die Griechen selber schrieben bekanntlich Sikyon, Kekrops, Inachos &c.

gos (unten in der Halbinsel) wurden fast um dieselbe Zeit (1511) durch eine neue Aegypterkolonie unter der Anführung eines gewissen Danaus verdrängt. Sechzehn Jahre nach diesem (1495) sezte ein Phönicier, Kadmus, einen Haufen seiner Landsleute an der böotischen Küste ans Land, und erbaute Theben.

Jedem dieser verschiedenen Pflanzer verdankt das vorher so rohe Griechenland etwas von seiner nachmaligen Kultur. Cekrops lehrte die rohen Pelasger Altäre bauen, führte den Dienst der 12 großen Gottheiten der Aegypter ein, gewöhnte sie an beständige Ehen und an einen regelmäßigen Ackerbau. Kadmus brachte von Phönicien manche nüzliche Erfindung, selbst Buchstabenschrift und Handlungsschiffarth nach Europa herüber, Danaus lehrte die Griechen Brunnen graben, und Deukalions zwey treffliche Söhne, Hellen und Amphiktyon (◡◡–◡) machten die einzelnen Völkerschaften, die bisher abgesondert das Land bewohnt hatten, zuerst freundlich mit einander bekannt. Von jenem nannten sich in der Folge sämmtliche Bewohner des Landes mit einem allgemeinen Namen Hellenen, und ihr Land Hellas. *) Nach seinen zwey

*) Die Griechen haben sich selber niemals Griechen genannt, so wie sich kein Deutscher einen Allemand nennt. Die Römer aber, die, wie die heutigen Franzosen, alles Fremde verdrehten, nannten sie, wer

ältern Söhnen Aeolus und Dorus, und seinen Enkeln Jon und Achäus (Söhne seines dritten Sohnes Xuthus) hat man späterhin die vier Hauptdialekte der griechischen Sprache, den äolischen, dorischen, ionischen und achäischen oder attischen benannt. Amphiktyon war der trefliche Fürst, der zu den Anführern der übrigen Stämme herumreisete, und ein Bündniß mit ihnen zu Stande brachte, kraft dessen keiner mehr den andern bekriegen, sondern seine Streitigkeiten den versammelten Fürsten zur Entscheidung vorlegen sollte. (1507 v. Chr.) Zu diesem Endzweck versammelten sich die Glieder dieses sogenannten Amphiktyonenbundes, jährlich zweimal in dem engen Thale bey Thermopylä, das rechts am Meeresufer, aus dem eigentlichen Hellas (Griechenland) nach Thessalien führte, (späterhin in der Stadt Delphi in Phocis) und besprachen sich über die besten Maaßregeln zur innern und äußern Sicherheit des Ganzen. Welch ein wichtiger Schritt zur Vermenschlichung und Cultur!

In der untern Halbinsel (Morea) dauerten unterdessen die Einwanderungen fort. Der letz-

weiß nach welchem kleinen Stamme oder Anführer Graeci. Daraus machten die Deutschen (noch zu Luthers Zeiten) Greken, und weil dies den Hochdeutschen zu platt klang, so machten sie Griechen daraus.

te fremde Kolonist, Pelops, aus Kleinasien, der 1310 daselbst landete, gab ihr endlich den Namen Peloponnesos (Pelopsinsel), bey dem wir sie künftig immer nennen werden. Auf derselben hatten sich bereits die einzelnen Staaten Argolis, Arkadien, Lakonien, Messenien, Elis und Achaja abgesondert. Die Staaten des eigentlichen Hellas hießen Attika, Böotien, Phocis, Locris, Dorien, Aetolien und Akarnanien. *)

Unter den Inseln um Griechenland zeichnet sich keine so früh aus, als Kreta, jetzt Kandia. Sie war nicht nur früh bevölkert, und trieb Handel und Schiffarth, sondern sie hatte auch schon um das Jahr 1400 vor Chr., also hundert Jahre vor Moses, einen strengen Gesetzgeber in ihrem berühmten Könige Minos, der in der Folge den nächsten griechischen Gesetzgebern mehr oder weniger zum Muster gedient hat. Näheres weiß man wenig von diesem merkwürdigen Manne, denn sein Zeitalter ist in der griechischen Geschichte noch das der Fabeln und Traditionen.

Wie schön aber auch aus dieser und andern Angaben ein Streben der Griechen nach Veredlung hervorblickt, so darf man doch nicht glauben, daß

*) Kein Jüngling sollte dies Buch ohne eine danebenliegende Landkarte lesen. Von den 6 Karten der Berliner Akademie, welche die alte Welt vorstellen, kostet das Stück einzeln nur 3 Gr.

sie damals schon die feinen, geistreichen Menschen gewesen seyen, die wir uns jetzt bey diesem Namen gewöhnlich denken. Die meisten dieser kleinen Könige hatten keinen bessern Hofstaat, als der israelitische Abraham, oder irgend ein Emir der Philister oder Midianiter. Viehheerden waren ihr einziger Reichthum, sie zu weiden, das Geschäft ihrer Söhne, und Hütten ihre Wohnungen. Raubsucht, Neid, Wollust, Rachgier veranlaßten nicht nur häufig kleine Kriege, sondern auch, bey der Rohheit jener Zeit, empörende Gräuelthaten. Was die späteren Dichter uns aus den Traditionen der früheren Bewohner, besonders des Pelóponnes, gerettet haben, sind nichts als Züge der allerwildesten Grausamkeit. Danaus in Argos, heißt es, hatte viele Schwiegersöhne, *) und da ihm geweissagt worden war, einer derselben werde ihm einst Herrschaft und Leben rauben, so befahl er seinen Töchtern, sie alle in einer Nacht zu ermorden. Sie thatens, heißt es, bis auf eine, die mit Gefahr ihres eigenen Lebens den Lynceus, ihren Gemahl, entfliehen ließ. Das sind die berühmten Danaiden, die, wie die spätern Dichter sagen, in der Unterwelt zur Strafe unaufhörlich Wasser in ein durchlöchertes Faß gießen mußten.

Akrisius, des Danaus Enkel, sperrte sei-

*) Nach den Dichtern 50.

ne eigene Tochter Danae in einen Thurm, damit sie nie einen Mann erhielte, der ihn aus seinem Reiche vertreiben möchte. Allein dies widerfuhr ihm früher schon von seinem Bruder Prötus, und Danae fand doch einen Befreier (angeblich den Göttervater Zeus selbst) dem sie einen starken Knaben, Namens Perseus, gebar, welcher auf Abentheuer herumzog, bald wilde Thiere erlegte, bald ungerechte Menschen erschlug, und zuletzt die Stadt Mycene erbaute.

Nach einigen Menschenaltern bemächtigen sich Pelops Söhne, Atreus und Thyestes, des mycenischen Reichs mit Gewalt. Der eine schlägt seinen Wohnsitz in Argos, der andere in Mycene auf. Thyestes verführt seines Bruders Gattin, und wird dafür von dem ergrimmten Atreus von Land und Leuten gejagt. Aber mit dieser Rache nicht zufrieden, brütet dieser Atreus noch einen andern Plan aus. Er ruft den Verjagten wieder zurück, bietet ihm Versöhnung an, und ladet ihn zu einem fröhlichen Opfermahl. Thyestes schmauset, nichts ahnend, an der Tafel seines Bruders, doch als er nach der Gattung des zarten Bratens fragt, der ihm so gut schmeckt, zeigt ihm der unmenschliche Atreus in einem verdeckten Korbe die Köpfe und Arme — seiner beiden jüngsten Kinder.

Von Abscheu und Furcht ergriffen, flieht Thyest sogleich nach Sicyon, und zieht sich in

seinem ältesten, noch übrigen, Sohne Aegisthus einen beherzten Rächer groß, der sich hernach glücklich in den Besitz von Argos setzt, und seinen barbarischen Oheim Atreus in Mycene am Opferaltare überfällt und erschlägt.

Doch genug jetzt von diesen Gräuelscenen. Der folgende Zeitraum wird uns noch manches Aehnliche darbieten. Was aber auch hier, vor allen Gesetzen, am meisten zur Verhinderung des Bösen wirkte, war die Religion, die Furcht vor den rächenden Göttern. Wie und wo man sich diese Götter gedacht, und wieviel man ihrer angenommen, ist eine Frage, die sich durchaus nicht genau beantworten läßt. Jede Schaar Eingewanderter brachte die Götter ihres Vaterlandes mit, und nahm auch von dem Cultus fremder Völker etwas an, weil man die Maxime hatte, man müsse es mit keinem verderben, und man könne doch nicht wissen, ob nicht auch ein fremder Gott, vernachlässigt, schaden könne. Im Allgemeinen schimmern in dem Gottesdienst der Griechen die ägyptischen Hauptgottheiten, nur unter andern Namen, durch. Zeus war das Haupt, Poseidon und Aides (Neptun und Pluto) seine Brüder, Here (Juno) seine Gemahlin, Demeter und Hestia (Ceres und Vesta) seine Schwestern, seine Kinder Apollon, Hephästos (Vulcan), Ares (Mars), Bacchus, Artemis (Diana), Athene (Mi-

nerva), und Aphrodite (Venus). Den Berg Olymp in Thessalien dachte man sich als den Wohnsitz dieser Götter, von welchem aus sie oft unter den Menschen herumwandelten, und diejenigen besonders liebten, die ihnen recht fette, schön duftende Opfer brächten. Jeder Ort verehrte auch eine dieser Gottheiten als seinen Schutzgott besonders, z. B. Cecropia die Athene, Argos die Here, Delphi den Apoll rc. Die mancherley reizenden Dichtungen, die man noch jetzt von vielen dieser Götter kennt, sind erst aus den Phantasien späterer Dichter hervorgegangen.

Zweiter Zeitraum.

Von Moses Tod bis auf Cyrus.

(v. Chr. 1276—530.)

I.

Uebersicht.

Nur so weit also waren die muthmaßlich ersten Völker unserer Erde in den tausend Jahren erst gekommen, die man ihnen etwa nachrechnen kann. So klein war noch die Summe der erlangten Begriffe, der gemachten Entdeckungen, der ersonnenen Lebensbequemlichkeiten; so nahe gränzte noch hie und da die menschliche Lebensart an die thierische; so lose waren noch die gesellschaftlichen Verhältnisse, so wenig unter vernünftige Beschränkungen gebeugt der wilde Freiheitstrieb, so wenig verfeinert die Gefühle. Aber es war doch ein Anfang gemacht, und durch das Zusammenrücken vieler einzelnen Schwärme in vereinigte Staaten war ein großer Vorschritt zur

Kultur geschehen. Mit den Massen wachsen auch die Bedürfnisse, und diese sind es dann, die den menschlichen Geist zu ihm selbst unglaublichen Anstrengungen spornen, und von Erfindung zu Erfindung forttreiben. Es ist also eine trefliche Einrichtung der menschlichen Natur, daß der verfeinerte Mensch nicht wieder in den Urzustand der Bedürfnißlosigkeit zurückkehren mag, denn könnte er sich dazu leicht entschließen, so bürgte uns nichts dafür, daß das ganze Geschlecht nicht wieder in seine ehemalige Wildheit zurückfallen könnte, was doch die Vorsehung durch die weisesten Maaßregeln auf ewig verhütet hat.

Indem der einzelne Mensch nur darauf bedacht ist, seine individuelle Lage zu verbessern, muß er, auch wider seinen Willen, zum Vortheil anderer mitwirken, und indem ein Herrschergenie kein eifrigeres Streben in sich fühlt, als recht viele zu beherrschen, muß er zugleich darauf denken, wie er ihnen seine Herrschaft angenehm und nothwendig machen wolle, und daher hat jeder große Herrscher, selbst absichtslos, die bürgerlichen Verhältnisse seines Volks bedeutend verbessert. Diese allmäligen Verbesserungen zu verfolgen, ist das schönste und vornehmste Geschäft des Geschichtschreibers.

Was hat nicht der einzige Moses, der einzige Osiris gethan! Und was der Erfinder der Schreibkunst, des Webens, der Schiffahrt, des

Geldes! Erfindungen, ohne welche wir armselige Geschöpfe seyn würden.

In dem bevorstehenden Zeitraume wollen wir die Kulturfortschritte der schon bekannten Völker weiter verfolgen. Bemerken muß ich dabey, daß auch hier noch alles Historische auf mündlicher Tradition beruht, die erst, wer weiß wie lange nachher, durch die Schrift verewigt worden ist. Die meisten Bücher des alten Testaments z. B. sind aus alten hebräischen Volksliedern zusammengesetzt. Was aber auch die Urheber derselben in den Begebenheiten übertrieben haben mögen: den Geist der Zeit lernt man doch aus ihnen so klar und anschaulich kennen, als aus der beglaubigtsten Geschichte, und deswegen werde ich es nicht verschmähen, die interessantesten dieser Volksmährchen zuweilen wörtlich mitzutheilen. *)

2.

Die Israeliten.

Im siebenten Jahre nach der Eroberung des Landes Kanaan theilten sich die zwölf Stämme

*) Dies zur Rechtfertigung gegen einige Recensenten, die mir das lange Verweilen bey der Geschichte Simsons und anderer mythischen Personen zum Fehler angerechnet haben.

darin auf Josua's Geheiß. Das wilde, unverständige Volk wollte diese Theilung nicht einmal, sie wollten lieber durch einander vermischt, wie bisher, darin herumziehen. Da wäre aber aus dem Ackerbau, aus Städten und Dörfern, und aus einer gesetzlichen Ordnung sobald noch nichts geworden. Aber auch so kam es noch lange nicht dazu. Viehzucht war und blieb noch lange die einzige Beschäftigung dieses trägen Volks. Jeder Stamm machte einen kleinen Freistaat für sich aus. Das ganze Land war ungefähr so groß, als die Insel Sicilien. Die Stämme Ruben, Gad, und ein Theil von Manasse erhielten ihren Antheil jenseit des Jordans, die übrigen ließen sich diesseit des Flusses nieder. Die Stiftshütte ward zu Silo, im Stamme Ephraim aufgeschlagen. Die Gebeine Josephs, die Moses mit aus Aegypten gebracht hatte, wurden zu Sichem begraben.

Vierzehn Jahre nach Moses starb auch der tapfere Josua schon, und nun waren die Israeliten wieder sehr verlassen. Der Hohepriester (dessen Würde in Aarons Familie erblich blieb) konnte doch mit seinen Leviten die Beschützung des Volks nicht allein bestreiten. Dazu gehörte ein Feldherr, und ein solcher wird nicht alle Tage geboren. So geschah es dann, daß die vielen kanaanitischen Völkerschaften, die man nur vertrieben, nicht ausgerottet hatte, Jebusiter, He-

thiter, Amoriter, Pheresiter, Heviter, Moabiter, Midianiter, Philister, Ammoniter 2c. bald genug wiederkehrten, einzelne Stämme überfielen, ihr Vieh wegtrieben, ihre Saaten zerstörten, und nicht selten eine Menge Menschen selber als Sklaven raubten. In solchen Fällen erhob sich dann zuweilen ein kriegerisches Genie, und stellte sich mit Glück an die Spitze eines Israelitenhaufens, und gern diente man einem solchen, da man ihn als ein Werkzeug Jehovens ansah. Dergleichen Helden heißen in der israelitischen Geschichte Schofeten, d. i. Häupter. Die größten Männer dieser Art waren Gideon, Jephta und Simson. Die sogenannten Kriege dieser kleinen Horden waren meistens sehr unregelmäßige Scharmützel, in welchen gewöhnlich nach einem panischen Schrecken auf einer Seite die Flucht erfolgte. Nur gegen gefangene Anführer war man grausam. Als der Fürst der Pheresiter, Adoni Besek, in der Israeliten Hände fiel, hieben sie ihm die Daumen an Händen und Füßen ab, worauf er die merkwürdigen Worte sagte: „Siebzig Fürsten mit verhauenen Daumen lasen die Brocken auf unter meinem Tische. Nun hat mir der Herr vergolten.“

3.

Gideon.

(v. Chr. 1180.)

Einmal wurden die Israeliten von den Midianitern überwältigt, und mußten ihnen sieben Jahre dienstbar seyn. Dies verdroß einen kraftvollen Mann, Namens Gideon, und er fühlte sich berufen, der Retter seines Volks zu werden. Das erste Werk seines Enthusiasmus war der Umsturz eines midianitischen Götterbildes, Baal genannt. Er vollführte es mit einigen Gehülfen in der Nacht. Am andern Tage verlangten die furchtsamen Israeliten von seinem Vater die Auslieferung des Frevlers. „Mitnichten, sprach der Vater; ist Baal ein Gott, so rechte er um sich selbst, daß sein Bild und Altar zerbrochen ist.“ Da sammelten sich die Midianiter in großen Schaaren, das Volk zu züchtigen, aber Gideon traute auf seine Kraft, und eine Erscheinung verhieß ihm die sichere Hülfe des Herrn. Er wählte 300 der Tapfersten aus, und überfiel damit das Lager der Feinde bey der Nacht. Jeder Israelit hatte einen Krug in der Linken, und ein Schwerdt in der Rechten, und als der Ueberfall geschah, zerschmetterten sie alle die Krüge mit großem Geräusch, stießen in die Hörner, und riefen wild durch ein=

ander: „Hier Schwerdt des Herrn und Gideon!“ Da floh alles, was fliehen konnte, und Gideon setzte ihnen nach. Als er über den Jordan kam, bat er die Bewohner von Sukoth: „Freunde, gebt dem Volk, das unter mir ist, etliche Brodte, denn sie sind müde. Wir jagen den Königen der Midianiter, Seba und Zalmuna, nach.“ Höhnisch antworteten sie ihm: „Wenn du die Könige Seba und Zalmuna wirst eingeholt haben, wollen wir dir Brodt geben.“ — „Wohlan, sprach Gideon zornig, giebt der Herr Seba und Zalmuna in meine Hand, so will ich euer Fleisch mit Dornen aus der Wüste zerdreschen.“

Er zog weiter nach Pnuel, bat auch hier die Leute um Brodt, und erhielt dieselbe Antwort. Da ging er hungernd auf die Feinde los, erschreckte sie abermals durch einen plötzlichen Ueberfall, und bekam die Fürsten Seba und Zalmuna richtig gefangen. Und da er nach Pnuel zurück kam, riß er mit seinen Leuten den Thurm ein, der an diesem Orte stand, und erschlug viele der Bewohner. In Sukoth aber ließ er alle Aeltesten vor sich kommen, und zerpeitschte sie mit Dornenstöcken, wie er gedroht hatte. „Seht hier, sprach er, hier ist Seba und Zalmuna, über die ihr mich verspottetet, als ich euch um Brodt für meine hungrigen Streiter bat.“ Und alles zitterte vor dem gewaltigen Manne.

Als er nach Hause kam, sprach er zu seinen zwey Gefangenen: „Sagt, wie wären die Männer, die ihr zu Thabor erwürgtet?" — Sie antworteten: „Sie waren wie du, ein jeglicher schön, wie eines Königs Kinder." — „Es waren meine Brüder! fuhr Gideon auf. So wahr der Herr lebt, hättet ihr sie leben lassen, so wollte ich euch nicht erwürgen! Steh auf, mein Sohn, rief er seinem Erstgebornen, Jether, zu, und stoß sie nieder!" Der Knabe zauderte furchtsam, denn er war noch sehr jung. Mit männlicher Würde sprachen die gefangenen Könige: „Das ist Mannsarbeit, verrichte sie selbst." Und ohne einen Laut fielen sie beide unter des Siegers Schwerdt.

Hierauf boten die Israeliten ihrem Befreier die erbliche Königswürde an, allein er schlug sie aus, und kehrte in den Privatstand zurück. So lange er lebte, wagte jedoch kein Feind, die Israeliten anzugreifen. Er hatte viele Weiber, mit denen er 70 Söhne erzeugte, und noch ward ihm zu Sichem von einem Kebsweibe ein unehelicher geboren. Nach seinem Tode ergaben sich die Israeliten wieder dem lustigern Götzendienste ihrer Nachbarn, und verloren eben dadurch bald wieder ihre alte Selbstständigkeit.

Die siebzig Söhne Gideons maßten sich nun eine Art von Obergewalt an. Da gelang es dem unehelichen, Abimelech, die Männer von Sichem,

chem, seinem Geburtsflecken, zu bereden, daß sie ihn allein zu ihrem Hauptmann erwählten. Er dung darauf mit ihrem Gelde siebzig Mörder, von denen jeder einen der Brüder Abimelechs auf sich nahm, so daß sie alle ermordet wurden, bis auf einen, welcher entfloh.

Aber nur 3 Jahre dauerte seine Hauptmannschaft. Eben jene Sichemiten empörten sich zuletzt wider ihn, er warb darauf andere Israeliten, sie zu züchtigen, jagte sie alle in den Thurm zu Sichem, und steckte den Thurm an. Eben so wollte er es auch mit den Bewohnern des Fleckens Thebez machen, die einen ähnlichen Thurm hatten, in welchen sie sich verschlossen. Aber als er eben Feuer daran legen wollte, warf ihm ein Weib einen gewaltigen Stein von oben her auf den Kopf, daß sein Schädel zerschmettert ward. Sterbend rief er seinem Waffenträger zu: „Zieh dein Schwerdt aus, und tödte mich, daß man nicht von mir sage: „ein Weib hat ihn erschlagen.“ Der Diener gehorchte, und die Streitenden, da sie den Abimelech getödtet sahen, machten sofort dem Zwist ein Ende, und jeder ging an seinen Ort.

4.

Jephta.

Das übel zusammenhangende, ohne Zwang und Ordnung hinlebende Israelitenvolk ward bald darauf wieder die Beute eines andern Volks, der Ammoniter, die besonders die Stämme jenseit des Jordans durch unaufhörliche Einfälle und Plünderungen abängstigten. Und gerade jetzt fehlte ein Mann in Israel, der diesen Räubern hätte die Spitze bieten können. Einen hatte man gehabt, einen Bastard aus Gilead, Namens Jephta, einen Mann von Muth und Kraft, allein seine Brüder hatten ihn verjagt, damit er nicht ihr rechtmäßiges Erbe theilen sollte. Da war er nach Arabien gegangen, und hatte dort an der Spitze eines Räuberschwarms wundergleiche Thaten gethan. Jetzt, da die Noth in seinem Vaterlande so groß ward, und der Ruf von seiner Tapferkeit weit und breit erscholl, sandten die Bürger von Gilead zu ihm, und ließen ihn ersuchen, ihr Heerführer zu seyn. Er versprachs, und kehrte zurück. Zuerst sandte er nun Boten an den König der Ammoniter, und ließ ihn fragen, mit welchem Recht er das Land der Israeliten angreife. Der König erwiederte, das Land sey sein gewesen, ehe die Kinder Israel dasselbe in Besitz genommen hätten. Jephta rechtfertig-

te darauf in einer langen Deduction das Verfahren des Moses und Josua, und als der Ammoniterkönig darauf nicht achtete, zog er mit vielem Volk ihm ins Feld entgegen. Zuvor noch that er dem Jehova das Gelübde, ihm, wenn er die Ammoniter in seine Hand gebe, denjenigen zum Brandopfer zu weihen, der ihm bey seiner Rückkehr zuerst aus seinem Hause entgegenkommen werde.

Der Angriff geschah mit Muth, und die Feinde flohen. Er verfolgte sie wohl durch zwanzig Hirtenflecken, und als er sie weit genug gejagt hatte, kehrte er nach seiner Hütte in Mizpa zurück. Siehe, da kam seine Tochter heraus, ihm entgegen, mit Paukenspiel und Tanz, das einzige Kind, das er hatte. Bey ihrem Anblick zerriß der unbesonnene Vater seine Kleider, und sprach: „Ach meine Tochter, wie beugst, wie betrübst du mich! Ich habe meinen Mund aufgethan gegen den Herrn, und kanns nicht widerrufen.“ Die erschrockene Jungfrau erwiederte: „Mein Vater, hast du deinen Mund aufgethan gegen den Herrn, so thue nur, wie es aus deinem Munde gegangen ist, nachdem der Herr dich gerächt hat an deinen Feinden.“ Da sagte ers der Armen, und alle die es hörten, jammerten laut. Trauend bat sie ihn, auf die Berge gehen zu dürfen, um daselbst zwey Monden lang mit ihren Gespielen ihre Jungfrauschaft zu be=

weinen. Sie ging, und nach zwey Monaten kam sie treulich wieder, den schmählichen Opfertod zu sterben. Zu ihrem Andenken feierten die Töchter von Gilead noch lange nachher ein jährliches Fest, an welchem sie hingingen auf die Berge, die Tochter Jeptha's zu klagen.

5.

Simson der Starke.

(Eine mit Dichtung vermischte Volkssage.)

(vor Chr. 1120.)

Ein andermal geriethen die Israeliten wieder in die Dienstbarkeit der Philister, die ihr Land durchschwärmten, und mit allem israelitischen Eigenthum wie mit dem ihrigen hauseten. Da ward ihnen ein Befreier aus dem Stamme Dan erweckt, der, weil seine Thaten wunderbar seyn sollten, billig auch wunderbaren Ursprungs seyn mußte. Dies war der berühmte Simson, der Herkules der Hebräer.

Simsons Mutter hatte lange in unfruchtbarer Ehe gelebt, als ihr einmal ein Engel des Jehova erschien, da sie eben auf dem Felde allein war. Sie fragte ihn nicht, woher oder wohin, und er sagte ihr nicht, wie er heiße. Aber das

verkündigte er ihr, daß sie einen Sohn bekommen würde, dem es aufbehalten sey, Israels Volk aus der Hand der Philister zu befreien. Er solle daher Jehoven geheiligt seyn, und nie solle ein Scheermesser auf sein Haupt kommen. Die gute Frau kam fröhlich nach Hause, und erzählte das ihrem Manne Manoah. Da bat Manoah den Herrn, und sprach: Ach Herr, laß den Mann Gottes wieder zu uns kommen, den du gesandt hast, daß er uns lehre, was wir mit dem Knaben thun sollen, der uns geboren werden soll. Und Jehova erhörte Manoahs Stimme, und der Mann kam wieder zum Weibe, als sie gleichfalls allein auf dem Felde war. Sie lief sogleich, es ihrem Manne zu sagen, der machte sich auf, ging seinem Weibe nach, kam zu dem Manne und sprach zu ihm: Bist du der Mann, der mit meiner Frau geredet hat? Er sprach: Ja. — Und Manoah sprach: wenn nun kommen wird, was du gesagt hast, welches soll des Knaben Werk und Weise seyn? — Der Engel des Herrn sprach: Er soll nicht essen, was aus dem Weinstock kommt, keinen Wein trinken und nichts unreines anrühren. Manoah sprach zum Engel des Herrn: Lieber, laß dich halten, wir wollen dir ein Ziegenböcklein zurichten. Aber der Engel des Herrn antwortete dem Manoah: Wenn du mich auch hier behältst, so esse ich doch von deiner Speise nicht: willst du aber dem Herrn

ein Brandopfer thun, so magst du es opfern. Und Manoah sprach: Wie heißest du? daß wir dich preisen, wenn nun das kommt, was du gesagt hast. Aber jener antwortete: Warum fragst du nach meinem Namen, der doch wundersam ist? — Da nahm Manoah ein Ziegenböcklein und opferte es auf einem Felsen dem Herrn, und siehe, da die Lohe auffuhr vom Altar gen Himmel, fuhr der Engel des Herrn in der Lohe hinauf. Da das Manoah und seine Frau sahen, fielen sie zur Erde, und erkannten, daß es ein Engel Jehovens war. Einige Zeit nachher bekam sie wirklich einen Sohn, den nannten sie Simson, und weiheten ihn dem Jehova nach einer Sitte, die schon Moses gebilligt hatte. Man nannte solche Leute Nasiräer, sie durften mancherley Speisen als unreine nicht essen, und durften sich niemals die Haare verschneiden.

Als Simson groß ward, bekam er eine Riesenstärke. Einst wollte er seine Braut besuchen im Städtchen Thimnath, da kam ihm ein junger Löwe brüllend entgegen. Und Simson muthig auf ihn los, zerriß ihn, wie man ein Lamm zerreißt, und hatte doch nichts in seiner Hand. Drauf ging er hin zu seiner Braut, sagte aber weder ihr noch seinen Eltern etwas von seiner Heldenthat.

Simsons Braut war ein Philistermädchen. Das sahen seine Eltern nicht gerne, aber sie gefiel ihm so sehr, daß er nicht von ihr abließ, bis Vater und Mutter einwilligten. Er ging daher abermals zu ihr nach Thimnath, und kam bey dem Leichnam des erwürgten Löwen vorbey. Siehe, da saß ein Bienenschwarm in dem Aase, mit ordentlichen Zellen und Honig darin. Er nahm den Honig heraus, aß unterweges davon, und kam darauf an im Hochzeithause. Sieben Tage lang sollte die Hochzeit dauern, die Gäste bestanden in 30 Philistern. Diese gaben sich nach morgenländischer Sitte Räthsel auf. Da dachte Simson an seinen Honigfund, und sagte: Hört einmal an! ich will euch auch ein Räthsel vorlegen; rathet ihr das, so gebe ich euch dreißig Unter- und dreißig Oberkleider; errathet ihrs nicht, so müßt ihr mir soviel geben. — Sie sprachen: Laß dein Räthsel hören. Simson sagte: Speise ging von dem Fresser, und Süßigkeit von dem Starken. Wie erklärt ihr mir das?

Die dreißig Philister zerbrachen sich die Köpfe sechs Tage lang. Endlich wurden sie aufgebracht, und sagten heimlich zu der jungen Frau: Ueberrede deinen Mann, daß er uns sein Räthsel sage, sonst zünden wir dir das Haus über dem Kopfe an. Habt ihr uns hierher geladen, daß ihr uns arm machen wollt?

Das arme Weibchen weinte sehr, und bat

ihren Mann mit Thränen, daß er ihr doch das Ding erklärte. Er wollte lange nicht, endlich aber sagte ers ihr doch. Da sagte sie es ihren Landsleuten wieder, und diese prahlten nun damit vor Simson. Ja, ja, sagte dieser, das glaube ich wohl. Aber hättet ihr nur nicht mit meiner Kuh gepflügt, ihr hättet mein Räthsel nicht getroffen.

Nun sollte er ihnen die 30 Paar Kleider geben. Aber woher sie nehmen? Er fiel auf eine boshafte List, ging nach Askalon, schlug daselbst 30 Philister todt, zog ihnen die Kleider aus und gab sie seinen Hochzeitgästen. Aber die Drohung mit dem Hausanzünden konnte er ihnen doch nicht vergessen. Er ging fort, ließ seine Frau im Stich, und kehrte zurück in seines Vaters Haus. Da er gar nicht wieder nach Thimnath kam, so heyrathete einer von den dreißig Philistern seine Frau, die ihren ersten Mann bald wieder vergaß.

Nach einiger Zeit, nahe vor der Weizenerndte, ging Simson wieder nach Thimnath, und wollte seiner Frau ein Böcklein schenken. Aber die Frau war fort, und ihr Vater wollte ihn nicht ins Haus lassen. „Wir glaubten, sagte er, du wärst ihr gram geworden, darum haben wir sie einem Andern gegeben. Sie hat aber noch

eine jüngere Schwester, wenn du diese dafür willst, so nimm sie." Simson ging weg, und dachte auf Rache. Er strich auf dem Felde herum, und fing eine Heerde von 300 Schakaln, oder zahmen Wölfen, die in großen Schaaren im Morgenlande herumziehen, und leicht zu fangen sind. Er band immer zwey zusammen, und heftete jedem Paar einen Feuerbrand in die Schwänze, und nun liefen die Thiere mit Angstgeschrey durch die Felder, und die Aehren und Garben faßten Feuer, die ganze Erndte gerieth in Brand, ja selbst die Oelbäume und Weinberge ergriff und verzehrte die Flamme.

Wer hat das gethan? riefen die Philister wüthend. Simson! hieß es, dem ihr sein Weib genommen habt. Rasch auf und hin zu seiner Wohnung, Feuerbrände hineingeworfen und alles verbrannt. Aber jetzt erscheint Simson, schlägt die Philister hinaus, und diese fliehen nach Hause, und klagen es den Uebrigen. Ein ganzer Schwarm überzieht nun den Stamm Juda mit Krieg. Was wollt ihr von uns, schreien die Israeliten. — Den Simson wollen wir haben, war die Antwort. Wo ist er? — Er ist hinabgegangen, hieß es, und hauset in einer Felsenhöhle im Gebirge. — Dort suchten ihn zuerst die Israeliten selbst auf, und sagten: „weißt du nicht,

daß die Philister über uns her sind? warum hast du das an uns gethan?" Er sprach zu ihnen: „wie sie mir gethan haben, so habe ich ihnen wieder gethan."

O Lieber, sagten sie zu ihm; laß dich von uns binden und den Philistern übergeben, dann mögen sie mit dir machen was sie wollen, und wir haben doch vor ihnen Ruhe."

Meinetwegen! sagte Simson, und ließ sich von ihnen die Hände mit neuen Stricken zusammenbinden. So führten ihn die Feigen im Triumphe fort, den jauchzenden Philistern entgegen. Er aber, da er dem Gesindel nahe kam, riß plötzlich mit gewaltiger Kraft die Stricke entzwey, daß sie zergingen wie versengte Fäden. Drauf sah' er sich nach einer Waffe um, und siehe, da lag der lange, knochigte Kinnbacken von einem Eselsgerippe im Sande. Den ergriff er, und hieb damit links und rechts dergestalt unter die Philister, daß sie theils fielen, theils flohen. Da liegen sie bey Haufen, sagte er triumphirend. Durch eines Esels Kinnbacken habe ich tausend Mann geschlagen. Und lachend warf er den Knochen aus der Hand.

Aber nun durstete ihn sehr, da sprach er zu Jehoven: Du hast solch großes Heil gegeben durch die Hand deines Knechts, o laß mich nun nicht Durstes sterben, oder vor Mattigkeit in der Philister Hände fallen! Und siehe: Jehova spaltete

einen Backenzahn im Kinnbacken, daß Wasser herausging. Und als er trank, kam sein Geist wieder und er ward erquickt. Darum heißt die Quelle, sagt das alte Volkslied, noch jetzt des Anrufers Brunnen aus dem Kinnbacken.

Ein andermal ging er nach einem Flecken, Gasa, und kehrte bey einer Frau ein, die er kannte. Da es finster wurde, dachten die Philister: halt! wir wollen ihn sicher machen und uns ganz stille verhalten; aber wir wollen das Stadtthor zuschließen, und morgen früh, wenn er hinaus will, wollen wir ihn überfallen und tödten.

Sie waren still die ganze Nacht hindurch, und warteten auf den anbrechenden Tag. So lange aber wartete Simson nicht, sondern um Mitternacht empfahl er sich seiner Wirthin, und ging zum Hause hinaus.

Er kam ans Thor, das war verschlossen. Da ergriff er beide Thorflügel mit starker Hand, riß sie mitsammt beiden Pfosten aus der Erde, packte sie auf seine Schulter, und trug sie einen hohen Berg hinauf. Da könnt ihr euch euer Thor wiederholen, dachte er, und ging seiner Wege.

Am Morgen schlichen die Philister ganz leise herbey, und wollten sich in den Hinterhalt legen. Diesmal soll er uns nicht entwischen, sag=

ten sie; das Thor ist zu, hinaus kann er nicht. Sie warteten lange, neugierig und beklommen, endlich schlichen sie nach dem Thore hin, aber wo war das Thor, und wo war Simson?

Ein andermal knüpfte er mit einem andern Philistermädchen, Namens Delila, eine Bekanntschaft an. Die Fürsten der Philister wußten, daß er oft zu diesem Mädchen kam, und versprachen ihr tausend und hundert Silberlinge, wenn sie durch Bitten und Schmeicheleien von ihrem Liebhaber herausbringen könnte, worin seine große Stärke läge. Das Mädchen war treulos genug, den Handel einzugehen. Sie sprach mit sanfter Freundlichkeit zu Simson: Lieber, sage mir, worin steckt deine große Kraft, und womit kann man dich binden, daß man dich zwinge?

Simson sprach zu ihr: Wenn man mich bände mit sieben Seilen von frischem Baste, so würde ich schwach, und wie ein andrer Mensch.

Da brachten der Philister Fürsten zu ihr sieben Seile von frischem Baste, und sie band ihn damit. Dann rief sie die Philister herein und schrie: Philister über dir, Simson! Er aber zerriß die Seile wie Zwirnsfäden, und die Betrogenen flohen.

Siehe, du hast mich getäuscht, sprach Deli-

ſa und mir gelogen; aber nun ſage mirs ernſthaft, womit kann man dich binden?

Er antwortete ihr: wenn ſie mich bänden mit neuen Stricken, damit noch nie eine Arbeit geſchehen iſt, ſo würde ich ſchwach wie ein anderer Menſch. — Sie that das, die Philiſter kamen, aber Simſon zerriß auch dieſe Stricke, wie man einen Faden zerreißt.

Da ſprach Delila: Böſer Mann, noch einmal haſt du mir gelogen! O nun ſage mirs aufrichtig, diesmal täuſche mich nicht.

Gut, ſagte er. Wenn du meine Locken zuſammenflöchteſt, und mich damit annageltеſt, wenn ich ſchliefe, ſo würde ich mich nicht rühren können.

Das Mädchen that auch dieſes, als aber die Philiſter herein kamen, erwachte Simſon, und riß die Locken mitſammt dem Nagel heraus.

Da ſprach Delila: wie kannſt du ſagen, du habeſt mich lieb, wenn du nicht aufrichtig und zutraulich gegen mich biſt? Dreimal haſt du mich nun getäuſcht, o ſage mir doch endlich die Wahrheit. — Sie quälte ihn Tag und Nacht mit ſchmeichelnden Worten, und zerplagte ihn, daß ſeine Seele matt ward bis an den Tod. Da offenbarte er ihr endlich ſein ganzes Herz, und ſprach zu ihr: Es iſt nie ein Scheermeſſer auf mein Haupt gekommen, denn ich bin ein Geweihter Jehovens von Kindheit an. Handelte ich alſo ſündlich gegen das göttliche Geſetz, und ließe

mein Haar abscheeren, so wiche Gottes Geist und meine Kraft von mir.

Das merkte sich die Treulose, und that es den Philistern kund, die sogleich kamen und das Geld mitbrachten. Und sie ließ ihn entschlafen auf ihrem Schooße, und winkte Einem, der ihm die starken Locken abschnitt. Da war seine Kraft von ihm gewichen. Philister über dir, Simson! rief sie laut. Er erwachte und dachte: ich will mich aufraffen, wie sonst, und die Elenden zerschmettern. Aber ach, er fühlte sich an allen Gliedern erschlafft. Die Philister griffen ihn, stachen ihm die Augen aus, führten ihn hinab nach Gasa, und banden ihn mit Ketten; und er mußte die Handmühle drehen im Gefängniß.

Aber im Gefängniß wuchs sein Haar, und er fühlte sich täglich stärker, doch ließ er sich nichts davon merken. Einst, da die Philister sich versammelten, ihrem Götzen Dagon ein großes Opfer zu bringen, sprachen sie jauchzend: Unser Gott hat uns unsern größten Feind in unsere Hände gegeben, der unser Land verderbte, und unser viele erschlug. Auf, laßt uns ihn holen, daß wir über ihn lachen können. Und sie holten Simson aus dem Gefängnisse, und er mußte vor ihnen tanzen.

Der blinde Mann sprach zu dem Knaben,

der ihn bey der Hand leitete: führe mich an die beiden Hauptsäulen, auf denen das Haus ruht, in welchem sich das Volk versammelt hat, daß ich mich daran lehne. Das Haus aber war voll von Männern und Weibern. Inwendig und außerhalb und oben auf dem platten Dache wimmelte alles von Philistern, und die Fürsten des Volks waren auch da, und hatten den armen blinden Mann zum Besten. Simson aber rief heimlich Jehoven an, und sprach: Herr, gedenke mein, und stärke mich nur diesmal noch, daß ich mich an den Philistern für meine beiden Augen räche! — Darauf faßte er die zwey Mittelsäulen des Hauses, eine mit der rechten, die andere mit der linken Hand, und rief: hier will ich mit den Philistern sterben! In dem Augenblikke riß er die Säulen ein, und das Haus stürzte herab mit allen, die oben auf demselben waren; und wer drinnen und draußen stand, ward erschlagen, eine große Zahl. Von den Häuptern der Philister blieb keiner am Leben.

6.

Saul.

(† 1059 v. Chr.)

Ein Volk, das noch nicht durch so künstliche bürgerliche Verhältnisse, wie wir, zu einem fe-

sten Ganzen verflochten ist, kann gar nicht anders zusammengehalten werden, als durch den allgegenwärtigen Herrschergeist und den kräftigen Willen eines einzigen Machthabers, dessen Wink schon Gesetz ist, und vor dessen Zorn alles zittert. Man nennt einen solchen willkührlichen Gebieter einen Despoten, und denkt sich bey diesem Worte gewöhnlich etwas abscheuliches, allein im Zustande der Unkultur ist keine andere wirksame Regierung denkbar, als die despotische. Moses war unstreitig einer der ärgsten Despoten, allein alles Unglück der spätern Israeliten rührte eben daher, daß kein zweiter Moses wieder aufstand. Es hatte schon ganz den Anschein, als sollte der von diesem herrlichen Gesetzgeber so künstlich zusammengebrachte Verein der 12 Stämme nach und nach aufgelöset, und mit den benachbarten Völkerstämmen verschmolzen werden, denn kaum fragte noch ein Stamm nach dem andern, nur die Stämme Juda und Ephraim hielten sich noch zu dem Altare Jehovens zu Silo. Die entfernteren nahmen leichtsinnig an dem Götterdienst der fremden Horden Theil, von denen sie jedesmal unterjocht waren. Die sogenannten Schofeten waren gewöhnlich nur Anführer einzelner Stämme, und in andern gar nicht bekannt; ein jeder fügte sich in die Nothwendigkeit, so gut er konnte, und am Ende war der Haß gegen Philister und Ammoniter wohl

kaum

kaum so stark, als die feindselige Elfersucht der verbrüderten Stämme gegen einander.

Einem Manne, der unter dem Namen eines Propheten von Gau zu Gau herumzog, überall dem Jehova opferte und den Leuten Recht sprach, (welches unter dem Thore eines Fleckens zu geschehen pflegte) gelang es, sich das allgemeine Vertrauen aller Stämme zu erwerben. Sein Name war Samuel. Er war kein Priester, aber im Hause des Hohenpriesters erzogen. Seine Klugheit erwarb ihm die Meinung, als wisse er die Zukunft, und empfange unmittelbare Befehle von Jehoven. Dabey zeigte er sich als einen Eiferer für das Gesetz, und als einen unbestechlichen Richter. Er war vielleicht Schuld daran, daß die von den Philistern weggenommene Bundeslade wieder zurückgeschickt ward. Es ging ein Gerücht, die Philister hätten dies Heiligthum in die Hütte ihres Götzen Dagon gebracht, aber am andern Morgen habe man das Bild dieser Gottheit umgestürzt und zerbrochen auf der Erde gefunden, und alle Philister desselben Orts hätten einen Aussatz am Hintern bekommen; auch viele Mäuse hätten sich eingestellt. Darauf habe man die Lade an einen andern — an einen dritten Ort gebracht, und überall sey die nämliche Plage erfolgt. Da habe man endlich auf den Rath der Priester die Lade nach Israel zurückgeschickt, sammt einem Sühnopfer,

welches in fünf goldenen Aftern und eben so viel goldenen Mäusen, nach der Zahl der Fürsten im Philisterlande, bestanden habe.

Auf einer Versammlung der Aeltesten in Israel (v. Chr. 1099) ward hierauf Samuel feierlich zum Schofet ernannt, und seitdem hielten die 12 Stämme etwas mehr zusammen. Er bereisete das Land fortgesetzt, lehrte und richtete, opferte und betete; und brachte einen Gemeingeist hervor, den die Nachbarn bereits zu fürchten anfingen. Aber als er seine beiden, nicht sehr beliebten Söhne zu seinen Nachfolgern weihen wollte, murrte das Volk, und verlangte von ihm, er solle ihnen, nach dem Beispiele anderer Völker, aus ihrer Mitte einen König wählen, dem sie alle unbedingt gehorchen müßten, da Einheit die nothwendigste Bedingung ihrer Stärke und Sicherheit sey. Der bisher so uneigennützige Mann zeigte hier zuerst, daß auch er, als Vater, seine schwache Seite habe. Er sollte seine Söhne zurücksetzen, und einen Fremden zum Beherrscher des ganzen Volks wählen. Er stellte ihnen lange und weitläuftig den Werth der Freiheit vor, und versicherte sogar, daß Jehova über das Begehren zürne, umsonst. Er mußte nachgeben, und sich zur Wahl anschicken. Er wählte so, wie etwa ein verschmitzter Bedienter sich einen Herrn wählen würde. Ein Mann aus dem Stamme Benjamin, Namens Saul, den

sein alter Vater an ihn abgeschickt hatte, um ihn, als Propheten, zu fragen, wie er seine verlaufenen Eselinnen wiederbekommen könne, schien ihm wegen seiner Schmiegsamkeit der bequemste, und da er zugleich schön und von ungewöhnlich hohem Wuchse war, so hoffte er, er werde auch dem Volke gefallen. Er behielt ihn bey sich, und anstatt ihm die Eselinnen wieder zu verschaffen, stellte er ihn den Aeltesten als denjenigen vor, den ihm das Orakel Jehovens als den künftigen König von Israel angezeigt habe. Der Mann war so beschämt und erschrokken, daß er sich, da er gesalbt werden sollte, hinter einen Haufen Fässer verkroch. Auch war das Jubelgeschrey beim Ausruf nicht allgemein. Viele sprachen: „Was sollte uns dieser helfen?" und brachten ihm keine Geschenke. Er aber that, als hörte er es nicht. (1079)

Indessen zeigte er sich doch königlicher, als Samuel erwartet und gewünscht haben mochte. Um dieselbe Zeit rückte Nahas, der Ammoniterkönig, mit einem Schwarme vor Jabesch, in dem Gau Gilead, und setzte alles in Schrekken. Von aller Hülfe verlassen, boten ihm die Männer von Jabesch Unterwürfigkeit und einen friedlichen Vergleich an, aber er antwortete ihnen: „Darüber will ich einen Vergleich mit euch schließen, daß ich euch allen das rechte Auge aussteche, und euch zu Schanden mache vor

aller Welt." In dieser Noth schickten die Bedrängten nach Gibea, wo Saul wohnte, und baten um Hülfe. Saul, obgleich König, mußte doch erst vom Felde von seinen Rindern geholt werden, und da er die Botschaft hörte, gerieth er in Hitze, zerhieb ein Paar Ochsen in Stücke, und sandte das Fleisch in alle Stämme Israels mit der Drohung, wer nicht Sauln und Samueln nachzöge gen Jabesch, dessen Rindern solle also geschehen. Da kam ein großer Haufe zusammen, mit dem machte Saul sich auf am folgenden Tage, und jagte alle Ammoniter in die Flucht. Diese That machte ihm Ehre im ganzen Lande, und er wurde nun noch einmal in Gilgal gekrönt. Samuels Neid erwachte; nun, glaubte er, werde er als überflüssig verachtet werden. Und da Saul einen äußerst braven Sohn, Namens Jonathan, hatte, so that er sein möglichstes, die Königswürde zum wenigsten nicht erblich werden zu lassen. Zu dem Ende suchte er zeitig einen Nachfolger aus, und verfiel auf den jungen David, den jüngsten von 8 Söhnen eines Mannes, Namens Isai, aus dem Stamm Juda. Diesen salbte er, und gab ihn dem Saul zum Waffenträger, mit der Versicherung, Jehova habe denselben durch ein bestimmtes Orakel zu seinem Nachfolger erwählt. Daraus erwuchs neue Eifersucht. Samuel schikanirte den Saul auf alle Weise. Als dieser gegen die Amalekiter

ziehen wollte, gebot ihm Samuel, sie alle sammt ihren Schafen und Rindern auszurotten. Saul, zu furchtsam dazu, begnügte sich, sie in die Flucht zu schlagen, den König Agag gefangen zu nehmen, und anstatt alles Vieh auf dem Felde niederzumetzeln, die besten Stücke mit sich fort zu treiben zu einem allgemeinen Opferschmause. Ueber diesen „Ungehorsam gegen die Befehle Gottes" schalt ihn Samuel laut vor allem Volke aus, weigerte sich, dem Opfer beizuwohnen, und erklärte öffentlich, Gott habe ihn verworfen, und das Königreich von ihm genommen. Klug und bescheiden sprach der nachgebende Saul: „Ich habe gesündigt, aber ehre mich doch jetzt vor den Aeltesten meines Volks, und kehre mit mir um, daß ich den Herrn, deinen Gott, anbete." Endlich folgte der eigensinnige Prophet. Doch ehe sie gingen, ließ er seine Wuth an dem gefangenen Amalekiterkönig aus. Mit Würde erschien dieser vor ihm auf sein Geheiß, denn „also, sprach er, muß man des Todes Bitterkeit vertreiben." Aber Samuel rief ihm entgegen: „Wie dein Schwerdt Weiber ihrer Kinder beraubt hat, also soll auch deine Mutter ihres Sohnes beraubt seyn;" und mit diesen Worten hieb er ihn in Stücke.

Von der Zeit an vermied Samuel den Saul zu sehen, und der letztere verfiel darüber in Melancholie, ergab sich vielleicht auch dem Trunke,

und ward aus Mißtrauen und Furcht ein arger Tyrann. Den David mochte er anfangs gern um sich leiden, denn er liebte dessen Fröhlichkeit und Unbefangenheit, und sah in ihm nichts besonderes, als sein musikalisches Talent, denn er spielte eine Art von Harfe nach israelitischem Gefühle sehr schön. Aber bald legte der junge Musiker auch eine Probe von kriegerischem Talente ab, die seinen bisherigen Gönner mit Erstaunen, Mißtrauen und Angst erfüllte.

Während der unaufhörlichen Einfälle der Philister, denen man jetzt um so weniger gewachsen war, da im ganzen israelitischen Heere niemand als der König und sein Sohn eiserne Waffen hatte (denn die Feinde hatten sie ihnen nicht nur abgenommen, sondern auch alle israelitische Schmiede als Sklaven weggeführt) lag einst Saul mit einem Haufen Volks einem Philisterhaufen gegen über, ohne daß ein Angriff geschah. Dagegen trat ein starker, wohlgepanzerter Philister von ungewöhnlicher Größe und fürchterlichem Ansehen, Namens Goliath, hervor, und rief mit lauter Stimme: „Was seyd ihr ausgezogen euch herumzuschlagen mit uns allen? Erwählet einen unter euch, der zu mir herabkomme. Vermag er wider mich zu bestehen, und schlägt mich, so wollen wir eure Knechte seyn; schlage ich ihn aber, so seyd ihr die unsern.“ Er wiederholte diese Aufforderung mehrere Ta-

ge, aber niemand hatte das Herz, es mit ihm aufzunehmen. Voll Verdruß und Scham bot jetzt der König Saul demjenigen in seinem Heere ein großes Geschenk, und seine Tochter zum Weibe an, der es wagen würde, mit dem höhnenden Philister zu fechten. Da erbot sich sein Waffenträger David, den Zweikampf anzunehmen. „Ey nicht doch, sprach der König, wie wolltest du mit diesem Philister streiten? Er ist ein gewaltiger Kriegsmann, und du ein Knabe gegen ihn." — „Herr, antwortete David, ich habe schon einmal einem Löwen ein Schaf abgejagt, das er in seinem Rachen hatte, da ich die Heerden meines Vaters hütete, und der Herr, der mich von dem Löwen errettete, sollte mich gegen den Philister nicht beschützen?" — „Nun so gehe hin, sprach Saul. Der Herr sey mit dir!" Er wollte ihm seine Rüstung anlegen, aber David, solcher Beschwerde ungewohnt, warf sie schnell wieder von sich, füllte sich die Tasche mit tüchtigen Kieseln, und nahm einen gewichtigen Prügel zur Hand. So ging er dem Goliath entgegen, als dieser sich am nächsten Morgen wieder zeigte.

„Wie? rief der Philister, bin ich denn ein Hund, daß du mit Stecken zu mir kommst? Aber tritt nur näher, ich will dein Fleisch geben den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde."

David antwortete: „Du kommst zu mir mit Schwerdt, Spieß und Schild. Ich aber komme zu dir im Namen des Herrn, des Gottes Israel, den du gehöhnt hast. Diesen Tag wird dich der Herr in meine Hand überantworten, daß ich dich schlage, und nehme dein Haupt von dir, und gebe deinen Leichnam den Vögeln unter dem Himmel und dem Wild auf Erden, daß alles Land inne werde, daß Israel einen Gott hat, und daß vor ihm nicht Schwerdt noch Spieß hilft, denn der Streit ist des Herrn, er wird euch geben in unsere Hände."

Aufgebracht von dieser Rede ging der Philister mit seinem gewaltigen Wurfspieß auf ihn los, aber ehe er ihn noch erreichte, krachte ihm schon ein Feldstein aus Davids geübter Hand an den Kopf, daß er schwankte, und ohne Laut vorne über zur Erde fiel. Sogleich lief David näher hinzu, zog ihm sein eigenes Schwerdt aus der Scheide, und hieb ihm den Kopf damit ab. Die Philister aber flohen, da sie diesen unerwarteten Ausgang — in ihren Augen ein Gottesurtheil — sahen, und die nun beherzten Israeliten jagten ihnen nach, und tödteten viele auf der Flucht. David brachte dem König das Haupt Goliaths, die Waffen desselben legte er in der Stiftshütte nieder. Jedermann pries den kühnen Jüngling, und besonders Jonathan, Sauls edler Sohn, entbrannte

von so inniger Freundschaft und Achtung gegen ihn, daß er einen ewigen Bund mit ihm machte, und sich Rock und Mantel auszog, um ihn nebst seinem Schwerdt und Bogen dem wackern Freunde zu schenken. Und als das Heer heimzog, da kamen ihnen die Weiber mit Jauchzen, Tänzen und Musik entgegen, und sangen laut: „Saul hat tausend geschlagen, David aber zehntausend!"

7.

David auf der Flucht.

Dieser Gesang gefiel dem König Saul sehr übel. War er vorher schon melancholisch gewesen, so wurde ers jetzt noch mehr. In einem Anfall von Tyrannenfurcht warf er sogar zweimal den Wurfspieß nach dem Jüngling, als dieser ihm nach seiner Gewohnheit ein Lied zur Harfe sang, und nur seine Gewandtheit rettete ihm das Leben. Es wohnte aber soviel Bescheidenheit und religiöse Demuth in Davids Herzen, daß kein Gedanke an ein Auflehnen gegen den König in ihm aufkam; vielmehr gehorchte er ihm in allen Dingen, wie ein Sohn, und trug ihm keine seiner zahllosen Beleidigungen nach. Wie

heftig ihn also Saul auch reizte, so konnte er doch niemals mit einigem Grunde an ihn kommen. Endlich um ihn sicher zu verderben, trug er ihm eine gefahrvolle Unternehmung gegen die Philister auf, und versprach ihm zum Lohn, wenn er sie glücklich ausführte, seine Tochter Michal zum Weibe. Zu seinem Erstaunen und Verdrusse kam David glücklich zurück, und brachte ihm die Spolien von 200 erschlagenen Philistern. Er mußte ihm nun schon die Tochter geben, aber noch immer brütete er über Mordgedanken. Da übernahm es sein Sohn Jonathan, ihm Davids Treue und Unschuld vorzustellen, und es gelang ihm auf kurze Zeit wirklich, ihn zu rühren, und ihm das Versprechen der Versöhnung abzugewinnen. Aber als bald darauf der muthige David einen neuen Sieg über die Philister gewann, und dafür von dem Volke mit Lobsprüchen überhäuft ward, da erwachte die alte Eifersucht wieder, und abermals machte der Unglückliche in seinem Wahnsinn einen Versuch, den schönen Sänger eigenhändig an die Wand zu spießen. Und als er entrann, sandte er ihm Boten nach in sein Haus, die sollten ihn dort überfallen und tödten. Das hörte glücklicher Weise Michal, die ihren Gatten zärtlich liebte; sie ließ ihn still durchs Fenster entschlüpfen, legte ein hölzernes Bild auf sein Lager, bedeckte es mit Ziegenfellen, und sagte dem Boten, er sey krank. Da ver-

langte Saul, daß er in dem Bette zu ihm gebracht würde. Man brachte das Bett, und statt des Kranken fand man den Klotz. „Warum hast du mich betrogen?" fuhr Saul seine Tochter an. „Ich mußte wohl, sagte das schlaue Weib, denn er drohte mich zu durchbohren, wenn ich ihm nicht den Willen ließe."

Da hinterbrachte man dem Saul, David sey nach Najoth, in eine Herberge der Prophetenschüler geflohen. Auch dorthin sandte er Boten, die fanden ihn bey Samuel, der eben seine Schüler im Gesetz unterrichtete, und da sie die Heiligkeit des Orts scheuten, so gingen sie ohne David zurück. Von Najoth floh er nach Rama, hier fand ihn Jonathan, sein treuer Freund, den gleichwohl der verschüchterte Flüchtling nicht ohne Mißtrauen betrachtete. Aber der edle Jüngling schwur ihm bey Jehoven, daß er es redlich mit ihm meine, und ihn gern mit seinem Vater aussöhnen möchte. Er versprach, am nahen Feste des Neumonds den Versuch noch einmal zu machen, und bat ihn, sich nahe zu halten, damit er ihn könne wissen lassen, was er ausgerichtet habe. „Setze dich, sprach er, hinter den Fels Asel, so will ich, wie zur Uebung, drey Pfeile dorthin schießen, und wenn ich meinem Knaben zurufen werde: „siehe, die Pfeile liegen hierwärts" so sey dir das das Zeichen, daß mein Vater versöhnt ist; rufe ich aber: „dorthin liegen sie!" so fliehe, und suche dich zu retten!"

Der Neumond kam, David verbarg sich im Felde, und der König setzte sich mit seinen Hauptleuten zu Tische. „Warum erscheint denn der Sohn Isai nicht?“ fragte Saul. Jonathan antwortete: „Er bat mich, nach Bethlehem gehen zu dürfen, wo heut seine Familie ein Fest feiert.“ Da ergrimmte Saul, und schrie: „Du ungehorsamer Bösewicht, ich weiß wohl, daß du dem Schlaukopf immer durchhilfst, dir und deinem eigenen Hause zum Schaden. Denn so lange der Sohn Isai lebet, wirst du mitsammt deinem Königreich nicht bestehen. Gleich sende mir hin, und laß ihn holen, denn er muß sterben!“

„Aber was hat er dir denn gethan?“ fragte Jonathan. Statt der Antwort sprang der Vater auf, und wollte ihn mit dem Wurfspieß durchbohren. Er aber entfloh, und ging aufs Feld mit einem Knaben, wie er verabredet hatte. „Dorthin! dorthin!“ rief er laut, und als der Knabe die Pfeile zurückgebracht hatte, schickte er ihn nach Hause zurück. Da kam David hinter dem Felsen hervor, berührte dreimal mit seinem Antlitz die Erde (das Zeichen der Ehrerbietung bey den Morgenländern) und fiel dann dem redlichen Freunde in die Arme. Und sie küßten sich vielmals, und weinten lange, David aber am meisten. Dann schieden sie, unter Schwüren ewiger Freundschaft, Jonathan ging nach der Stadt zurück, David aber floh nach Nobe in das

Haus eines Priesters, der ihm Brodt und ein Schwerdt gab, womit er nach kurzer Ruhe weiter eilte.

Kaum erfuhr Saul, was der Priester an dem Flüchtlinge gethan, als er ihn vor sich kommen, und ihn mit seinem ganzen Hause ermorden ließ. David suchte unterdessen im Auslande Schutz, zuerst bey den Philistern, dann bey den Moabitern, aber da er ihn nirgends fand, kehrte er wieder in den Stamm Juda zurück, wo viele Verwandte, auch andere, die mit Saul unzufrieden waren, sich zu ihm gesellten, und ihm seine Dienste anboten. Er war fromm genug, sie nicht gegen den König zu führen, den der Herr erwählt hatte, (so treflich wirkt in rohen Gemüthern die Macht der Religion) vielmehr machte er mit ihnen einen Streifzug gegen die Philister in Kegila, schlug sie in die Flucht, und trieb ihnen ihr Vieh weg. Als er sich darauf vor Saul in die Wüste zurückzog, erhielt er abermals einen Besuch von dem wackern Jonathan, der ihn mit neuem Troste stärkte. „Fürchte dich nicht, sprach der edle Jüngling; meines Vaters Hand wird dich nicht finden.. Einst aber wirst du König werden in Israel, und dann will ich der nächste um dich seyn.“ Man bedenke, daß diese Worte von dem gesprochen wurden, der selbst das nächste Recht zur Nachfolge hatte, und selber ein tapferer Krieger war.

Die Bewohner dieser Gegend verriethen dem König Davids Aufenthalt, und zwangen dadurch den letztern, in eine andere Wüste an der Ostseite des todten Meeres zu fliehen. Hier verbarg er sich in Höhlen und Klüften, dergleichen es in jenen gebirgigten Gegenden viele giebt, und Saul zog ihm immer nach, denn eher wollte er nicht ruhen, als bis er diesen Nebenbuhler vernichtet hätte. Daß ihm auf einem so ungerechten Zuge ein Heer von dreitausend Israeliten folgte, ist abermals ein Beweis von der Macht der Religion, vermöge welcher das Volk seinen König für den Gesalbten Gottes hielt, mithin ihm blindlings gehorchte.

Einst, als er, vom fruchtlosen Verfolgen ermüdet, das Heer sich lagern ließ, legte er sich selbst in einer Felshöhle schlafen. Und siehe, hinten in einem finstern Winkel derselben Höhle saß David mit wenigen Getreuen, die sich kurz vorher hier herein geflüchtet hatten. Ein Stoß, so wäre der König aus der Welt gewesen. Und schon wollten auch Davids Begleiter hervorspringen, denn dies, sagten sie, ist der Tag, an welchem der Herr deinen Feind in deine Hände gegeben hat. Aber David hielt sie zurück, und sagte: „Das sey ferne, daß ich meine Hand an den König, meinen Herrn, den Gesalbten Gottes, legen sollte.“ Nur das Eine that er, daß

er leise hinzuschlich, und ihm einen Zipfel von seinem Mantel abschnitt.

Als nun Saul erwachte und weiter zog, ging David auch aus der Höhle, und rief ihm nach: mein Herr und mein König! Saul sahe sich um. Und David neigte sein Gesicht zur Erden, grüßte ehrerbietig und sprach: Warum glaubst du denn den bösen Menschen, welche sagen, ich suchte dein Unglück? Siehe, heut hatte dich der Herr in meine Hände gegeben, man stieß mich fast hin zu dir, damit ich dich erwürgen sollte, aber ich habe es nicht gethan; ich sprach: nein, ich will meine Hand nicht an meinen Herrn legen. Mein Vater, siehe hier den Zipfel deines Mantels; so nahe bin ich dir mit dem Schwerdte gewesen, da du schliefest, und ich habe dir nichts gethan. Erkenne doch nun endlich, daß nichts Böses in mir ist, und höre auf, mich zu verfolgen.

Da ward der König gerührt und weinte laut. O David, sprach er, du bist viel besser als ich, du hast mir Gutes erwiesen, aber ich habe dir Böses gethan. Ich war in deinen Händen, und du hast meines Lebens geschont, da ich dem deinigen so feindlich nachgetrachtet.

Und Saul und David zogen in Frieden heim. Aber so leicht heilt eine alte Wunde nicht in einer mißtrauischen Brust. Saul konnte nicht ruhen vor dem Gedanken an Davids Größe; er

machte sich noch einmal auf, ihn zu suchen, und Abner, sein Feldhauptmann, ging nebst einer großen Schaar von Knechten mit. Als sie in Davids Nähe kamen, ward es Nacht, sie lagerten sich auf der Haide und schliefen ein. Da schlich sich David mit einem treuen Diener unter sie, und kam an den Ort, wo Saul und Abner schliefen. Neben Saul lag sein Wasserbecher und sein Spieß. Soll ich den König jetzt in die Erde spießen? fragte der Diener den David heimlich. — Nein, antwortete David edelmüthig, das sey ferne, daß ich den Gesalbten des Herrn ermordete; komm, nimm den Spieß und den Becher, und laß uns gehen. — Sie gingen, und niemand im ganzen Lager bemerkte sie.

Am Morgen, als sie erwachten, trat David auf eines gegenüberliegenden Berges Spitze und rief: „Abner, du treuloser Hüter, warum hast du deinen König nicht besser bewacht? Siehe, ein fremder Mann hat, während ihr schliefet, des Königs Spieß und Becher von seiner Seite genommen.„

Da erkannte Saul die Stimme Davids und rief: Ist das nicht deine Stimme, mein Sohn David? — „Ja, Herr, antwortete dieser. Siehe hier wieder mein argloses Herz. Mitten unter deiner Schaar habe ich an deiner Seite gestanden, mit deinem eigenen Spieße hätte ich dich tödten können, den du so oft nach mir geworfen

hast,

hast, aber ich habe es nicht gethan, und werde es nimmer thun."

O, gesegnet seyst du, mein Sohn David, rief Saul; ich erkenne mein Unrecht, komm herüber, daß ich dir danke. — Aber David traute der Lockung nicht, er ließ Spieß und Becher auf dem Berge liegen, und zog ins Land der Philister. Saul kehrte mit seinen Reisigen nach Hause zurück. Nicht lange nachher überfielen ihn die Philister; in einer unglücklichen Schlacht wurden seine drey Söhne, und unter diesen auch der edle Jonathan erschlagen, und ganz Israel floh. Saul, von Pfeilschüssen verwundet, von Feinden umringt, und in augenscheinlicher Gefahr, befahl seinem Waffenträger, ihn zu erstechen, damit er nicht in die Hände der Philister fiele; da aber dieser es nicht wagte, so stürzte er sich selbst in sein Schwerdt. Die Philister fanden den Leichnam, und hieben ihm den Kopf ab, den sie mit großem Jubel durch ihre Städte trugen. Den Rumpf hängten sie an den Mauern von Bethsan auf.

David hatte unterdessen mit seinem Haufen zu Ziklag gesessen, und von dort aus allerley Streifereien gegen die Feinde gethan. Einmal kam er von einem solchen Zuge nach Hause, und fand alle Hütten in Ziklag verbrannt, und alle Weiber weggeführt, auch die seinigen. (Er hatte damals zwey.) Das hatten die Amalekiter ge-

than. Rasch machte er sich auf mit 600 Mann, und eilte ihnen nach. In der Wüste fand er einen ägyptischen Sklaven, den sein Herr, ein Amalekiter, unterweges hatte liegen lassen, weil er krank geworden war, und der nun seit drey Tagen nichts genossen hatte. David ließ ihm Speise reichen, nahm ihn mit, und erfuhr von ihm den Weg, den die Feinde genommen hatten. Bald holte er sie ein, und jagte ihnen den Raub ab. Als er damit zurückkehrte, erfuhr er die Nachricht vom Tode Sauls und des edeln Jonathan, und erstattete beiden den schuldigen Zoll der Thränen. Jetzt endlich ward ihm das Herz wieder frey, und die Furcht verwandelte sich in Freude. Denn als er nach Hebron kam, rief ihn sein Stamm (Juda) zum Könige aus, troß der Saulschen Partey, die Sauls ältesten Sohn, Isboseth, zum Nachfolger ernannte, nach dessen baldigem Tode jedoch gleichfalls zu David überging.

8.

David, König von Israel.

(1059—1019.)

David war 30 Jahre alt, als er vom Hohenpriester zu Hebron zum Könige gesalbt ward.

Wir kennen ihn schon als muthigen Krieger, als Sänger, als Mann von lebhaftem religiösen Gefühle, und als leidenschaftlichen Weiberfreund. Alle vier Eigenschaften entwickelte er als König noch mehr: seine vierzigjährige Regierung war ein fast ununterbrochener Krieg, seine vielen noch übrigen Gesänge (Psalmen) sind ein schönes Denkmal althebräischer Poesie und eines edlen, erhabenen und tiefen Gefühls, und sein Harem von 10 Weibern beurkundet seine Freude an diesem Geschlechte. Er hat seiner Nation einen ganz neuen Schwung gegeben, oder sie vielmehr erst zu einer Nation gemacht, und gehört deshalb zu den merkwürdigsten Männern der alten Geschichte.

Schön ist es besonders, zu sehen, wie in einem so rohen Zeitalter, und bey seinem übrigens so kriegerischen Charakter doch aus allen seinen Handlungen ein so feines Gefühl des Schicklichen und Rechten hervorblickt. Wie er vorher nie dazu hatte vermocht werden können, die Hand an seinen Verfolger zu legen, so bestrafte er jetzt sogar die Mörder seines Sohnes und seines Hauptmanns mit dem Tode, und da er hörte, daß noch ein Sohn Jonathans, Namens Mephi Boseth, an beiden Füßen lahm, am Leben sey, schenkte er ihm den Acker Sauls, und nahm ihn an seinen Tisch, wo er bis an sein Ende gespeiset ward.

Erst nach mehreren Jahren erkannten alle

zwölf Stämme ihn als König an. Von seinem kriegerischen Geiste belebt, verließen die Hirten nun ihre Heerden, und die Ackerbauer ihre Hütten, und folgten ihm in den Streit gegen die umwohnenden Nachbarshorden. Zuerst wurden die Jebusiter vertrieben, und ihre Stadt, Jerusalem, erobert. Die Lage dieser Stadt, am Berge Zion, auf der alten Gränze der Stämme Juda und Benjamin, gefiel dem David so sehr, daß er seine Residenz in derselben aufzuschlagen beschloß, und bekanntlich ist sie auch seitdem immer die Hauptstadt des Landes geblieben. Zimmerer und Bauleute aus Tyrus in Phönizien mußten ihm eine anständige Königswohnung von Cedernholz und Stein bauen, dergleichen den Israeliten bis dahin vermuthlich noch fremd gewesen war. Er wollte auch Anstalten zu einem Tempel von derselben Bauart machen, allein die Priester — man weiß nicht, warum — gaben vor, ein Orakel zu haben, daß dies Jehoven nicht gefalle. So ward also die Bundeslade mit der alten Stiftshütte nach Zion gebracht.

Davids Regieren bestand eigentlich in nichts als im Kriegführen, und auch dies Geschäft nahm ihm ein treflicher Feldherr, Namens Joab, ab, der den Namen der Israeliten ringsumher furchtbar machte, und das Land zuerst bis an seine wahren Gränzen ausdehnte. Aber weder Ruhm noch allgemeine Vortheile konnten das träge Volk

bewegen, an den langen Kriegen Geschmack zu finden, und allmälig hörte man schon hier und da über den unruhigen König klagen. Diese Volksstimmung benutzte Absalom, einer von Davids Söhnen, ein Jüngling von heftiger Ehrsucht, schöner Gestalt und schlauer Ueberredungskunst, um, wo möglich, wenigstens einen Theil der Regierung an sich zu reißen. Er legte sich, als Erbfolger, einen ansehnlichen Hofstaat und ein großes Gefolge zu, setzte sich oft ins Thor, wie die Richter zu thun pflegten, grüßte die Vorübergehenden freundlich, und wer eine Klage hatte, dem entschied er sie. „Ach, rief er heuchlerisch aus, wie nahe geht es mir, daß kein König im Lande ist, der sich der Gerechtigkeit annimmt! Wäre ich nur Herr, es sollte besser um euch stehen. Nicht zu Felde wollte ich liegen, wie mein Vater thut, sondern ich wollte euch friedlich regieren und euch glücklich machen.“

Diese gleißnerischen Reden verführten das Volk, und machten ihm einen mächtigen Anhang. Er reisete darauf mit allen seinen Trabanten nach Hebron, an einem Tage, als daselbst viel Volks sich zu einem großen Opfer versammelt hatte, und ließ sich laut zum König ausrufen. Hierauf zog er rasch mit seinem ganzen Anhange auf Jerusalem los, entschlossen, seinen Vater umzubringen, und an seiner Statt zu herrschen. David, mehr bekümmert als zornig, floh in der ersten

Bestürzung aus Jerusalem, wo bald darauf Absalom seinen Einzug hielt. Um alle Wiederversöhnung unmöglich zu machen, gab Ahitophel, Absaloms Vertrauter, diesem ein, alle Weiber seines Vaters zu beschimpfen, und hierauf zog er dem alten Manne nach, um ihn einzuholen. Aber David hatte in dem Flecken Mahanaim soviel Gutgesinnte gefunden, daß er sich nun vor seinem Sohne nicht mehr fürchten durfte. Mit ihnen wollte er selbst in den Streit ziehen, aber die Aeltesten und alle Freunde baten ihn, sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. So übergab er dann seinem alten treuen Joab das Heer, doch mit der väterlichen Bitte, des Absalom selber zu schonen. Der Streit begann im Walde Ephraim, Absaloms Schaaren ergriffen die Flucht, und als die Königlichen ihnen nachsetzten, fanden sie Absalom selbst mit seinen langen Haaren lebendig an einer Eiche hangen. *) Der unerbittliche Joab stach ihm in dieser Lage drey Spieße durch den Leib; dann machten Andere ihn los, warfen ihn in eine Grube, und bedeckten ihn mit vielen Steinen.

Am Thore von Mahanaim sitzend erwartete David die Botschaft von dem Ausgang der

*) Vielleicht hatten ihn gar die Feinde so grausam aufgeknüpft. Nach der Tradition war er durch Zufall hangen geblieben.

Schlacht. Oben auf dem Dach des Thores erspähte ein Wächter den ersten Boten, und bald nachher einen zweiten, der nicht so schnell lief. Und er sagte es dem König an: „Jetzt erkenne ich den ersten, es ist Ahimaaz, der Sohn Zadok." — „Wohl, sprach der alte David, das ist ein guter Mann, der bringt auch eine gute Botschaft." Und als er selber nahe kam, rief er: Friede! fiel mit dem Antlitz zur Erde nieder, und sprach: „Gelobt sey der Herr, dein Gott, der die Leute gezüchtigt hat, die ihre Hand wider meinen Herrn, den König aufhoben!" Des Königs erste Frage war: „Geht es aber meinem Sohn Absalom auch wohl?" — „Von ihm hatte man noch keine Kunde, als ich das Getümmel verließ," antwortete der kluge Bote. Darauf kam der zweite an. David wiederholte an ihn dieselbe Frage, aber dieser antwortete: „Es müsse allen Feinden meines Herrn gehen, wie es Absalom geht." Da ging der König in das Haus, und weinte laut, und rief: „O Absalom, mein Sohn, mein Sohn! Wollte Gott, ich hätte für dich sterben können!"

Als nun alles wieder beruhigt war, und David nach Jerusalem zurückkehren wollte, lud er den treuen Diener, der ihn in Mahanaim beherbergt hatte, ein, mit ihm zu kommen, und bis an sein Ende sein Tischgenoß zu seyn. Aber der gute Mann (Barsillai war sein Name)

war schon 80 Jahre alt, und lehnte den gütigen Antrag ab: „Was ist es, sprach er, daß ich noch zu leben habe? Dein Knecht will noch ein wenig mit dir gehen, bis über den Jordan, aber dann laß mich umkehren, daß ich sterbe in meiner Stadt bey meines Vaters und meiner Mutter Grabe. Siehe, hier ist dein Knecht Chimeham, den laß mit meinem Herrn, dem Könige, hinüberziehen, und thue ihm, was dir wohlgefällt." Der König gewährte dem ehrlichen Alten die Bitte, küßte ihn, und entließ ihn segnend in seine Wohnung.

Nicht lange nach diesen Vorfällen zettelte ein anderer Empörer, Namens Scheba, eine neue Verschwörung gegen David an, wurde aber von Joab gleichfalls geschlagen und getödtet. Die Ursach solcher Empörungen lag eigentlich in der Eifersucht der andern Stämme gegen den Stamm Juda, der sich deshalb, weil der König aus ihm war, ein größeres Gewicht anmaßte.

Gegen das Ende seines Lebens fiel David in große Entkräftung. Er ernannte seinen ältesten Sohn, Salomo, zu seinem Nachfolger, allein einer der jüngern, Adonia, (⏑⏑–⏑) traf allerley Vorkehrungen, um nach des Vaters Tode die Regierung an sich zu reißen, und hatte selbst den mächtigen Joab auf seiner Seite. Da der König dies hörte, beschloß er, die Regierung noch bey seinen Lebzeiten niederzulegen, und befahl den

Priestern, Salomo'n öffentlich zu salben und ihn auf seinem Maulthier unter Trompetenschall durch die Stadt zu führen, und zum Könige auszurufen. Dies geschah unter allgemeiner Zustimmung des Volks, worüber Adonia so erschrak, daß er in ein Heiligthum eilte, einen Altar zu umfassen, denn er glaubte, Salomo würde ihn augenblicklich tödten lassen. Aber dieser befahl ihm, ruhig in sein Haus zu gehen, und sich künftig still zu verhalten.

Auch Davids letzte Worte sind merkwürdig. „Siehe, sprach er zu Salomo, ich gehe den Weg aller Welt, darum tröste dich, und sey ein Mann, und warte auf die Hut des Herrn, deines Gottes, daß du wandelst in seinen Wegen, wie im Gesetz Moses geschrieben steht." Er befahl ihm darauf, den Joab und einen gewissen Simei, der ihn einmal auf der Flucht vor Absalom geschimpft hatte, ja nicht am Leben zu lassen, weil beide ihm gefährlich werden könnten, den Söhnen des alten Barsillai hingegen bis an ihr Ende Gutes zu thun. Er verschied darauf im 71sten Jahre seines Alters. Sein Grab wurde noch lange nach Christi Geburt in Jerusalem gezeigt.

9.

Salomo.

(1019 — 980 vor Chr.)

Salomo stand im 22sten Jahre, als er den Thron bestieg. Sein feiner Verstand und seine Liebe zu den Künsten haben ihm den Beinamen des Weisen verschafft. Ohne seines Vaters Kriegslust geerbt zu haben, besaß er doch eine gewisse Hoheit des Geistes, die ihm überall Furcht und Achtung verschaffte, und es ist ein rechtes Zeichen, wie kräftig seines Vaters Regierung gewesen seyn muß, daß Salomo 40 Jahre lang in ungestörtem Frieden leben konnte. Er nahm sich der Gerechtigkeitspflege sehr an, und sprach jedem Recht, der es begehrte. Einst kamen zwey Weiber vor ihn; die eine sprach: „Wir wohnten zusammen; und jede gebar ein Kind. Diese da erdrückte das ihre im Schlaf, und da es ihr leid that, nahm sie mir heimlich das meine, und legte mir ihr todtes in den Arm. Als ich erwachte, sah ich, daß das nicht mein Kind sey, aber sie stritt mit mir, und will mir mein Kind noch immer nicht wiedergeben.“ Jene schalt diese eine Lügnerin, und sagte, gerade umgekehrt verhalte sich die Sache. Salomo sprach: „Holt mir ein Schwerdt.“ Darauf befahl er, das lebende Kind in zwey Stücke zu hauen, und jeder

die Hälfte zu geben. „Ach nein, Herr, rief sogleich die eine, ehe ihrs tödtet, gebt es jener nur ganz.“ „Du bist die Mutter, sprach Salomo, geh, hier ist dein Kind.“

Alle Völker kleiden gern gewisse Regeln oder Bemerkungen in kurze Sentenzen ein, die sich dann, etwa wie Sprichwörter, lange Zeit vom Vater auf den Sohn forterben, und gleichsam die Hausmoral des gemeinen Mannes ausmachen. Sammlungen von solchen Sprüchen finden sich noch jetzt unter den heiligen Büchern der Juden, und gehen unter Salomo's Namen, weil man in spätern Zeiten nun einmal alles Weise und Gutgedachte auf seine Rechnung schrieb. Dahin gehören: die Sprüche Salomo's, der Prediger Salomo, und das Buch der Weisheit, wovon jedoch die letztern beiden notorisch jünger sind. Auch eine Sammlung von Liebesliedern, unter dem Titel des Hohenliedes Salomo's, wird ihm zugeschrieben, und in der That mit großer Wahrscheinlichkeit.

Gleich beim Antritt seiner Regierung zeigte er diejenige Festigkeit, die einem Despoten noth thut. Er ließ seinen Bruder Adonia und den Feldherrn Joab ermorden, *) und verbannte den

*) Angeblich dafür, daß er schon unter der vorigen Regierung zwey seiner Collegen aus Eifersucht ermordet hatte. David scheint seine Bestrafung aus Furcht nicht gewagt zu haben.

Hohenpriester, der sich gleichfalls zu jener Parthey gehalten hatte. Hierauf begann eine förmliche Organisation des Staats, von der man bisher in Israel noch nichts gewußt hatte. Aber wie einfach war noch alles gegen jetzt! Zwölf Amtleute wurden durch das ganze Reich vertheilt, von denen jeder den Hof (wenn man es so nennen darf) einen Monat im Jahre mit Lebensmitteln und anderer Nothdurft versorgen mußte. Alle Tage mußten dem Könige von diesen Amtleuten geliefert werden: 90 Scheffel Mehls, 30 Rinder, 100 Schafe und eine unbestimmte Anzahl Hirsche, Ziegen und anderes Wild. Von Münze ist noch immer nicht die Rede, wohl aber von Geld und Silberstücken, welche abgewogen wurden. Es ist auch zu vermuthen, daß die Provinzen (Stämme) ihm von diesen Metallen etwas gesteuert haben, aber das hatte mehr das Ansehen von Geschenken, als von erzwungener Abgabe.

Salomo eröffnete sich schon Verbindungen mit benachbarten Königen, die schon disciplinirtere Völker beherrschten, z. B. mit den kunstreichen Phöniziern und mit den tiefsinnigen Aegyptern. Nach ihrer Weise legte er sich auch einen zahlreichen Harem an, um durch die Abwechselung des Umgangs sein Vergnügen zu erhöhen, denn er war, wie sein Vater, ein großer Liebhaber des weiblichen Geschlechts. Seine Favo=

ritsultanin war eine ägyptische Prinzessin. Auch seines Vaters Haus war ihm viel zu schlecht. Er ließ Baumeister aus Tyrus in Phönizien kommen, und sich einen neuen Pallast, vor allen Dingen aber dem Jehova einen Tempel erbauen. Dies ist der berühmte Tempel zu Jerusalem, der aber damals wohl noch außerhalb der Stadt lag, auf dem Berge Moria (◡-◡), einem Theile des Zion, wo man sonst schon geopfert hatte. Gewiß war es nach unsern Begriffen nur ein sehr unvollkommenes Gebäude, besonders sehr finster und niedrig. Anfangs wurde er nur zum Opfern, nicht zum Lehren gebraucht. Die Arbeiter waren Sklaven, deren die Israeliten durch Davids Feldzüge sehr viele gewonnen hatten. Sein Beispiel munterte viele Israeliten auf, sich bequemere Häuser zu bauen. Er selber legte auch verschiedene neue Städte an, z. B. Tadmor (nachher Palmyra), erweiterte andere, z. B. Baalath (nachher Balbeck), zwischen dem Libanon und Antilibanon, befestigte die Gränzplätze, und legte viele Kornhäuser an. Ja er ließ Schiffe bauen im Hafen zu Ezeongeber am arabischen Meerbusen, und unternahm in Verbindung mit dem König von Tyrus, der ihm beträchtliche Summen vorschoß, weitläuftige Handelsspeculationen, und siehe, seine Schiffe kehrten nach weiten Reisen mit Gold, Silber, Elfenbein, Edelgesteinen, Erz und andern Reichthümern beladen

zurück. Aus Aegypten ließ er sich Pferde kommen, die man bisher in Israel noch nicht gehabt hatte: mit einem Worte, er gab seinem Lande eine ganz neue Gestalt, und hob sein Volk mächtig empor. Auch ward sein Name so berühmt, daß eine Königin von Saba im glücklichen Arabien sich mit reichen Geschenken aufmachte, um sich von der Wahrheit des Gerüchts von seinen vielen Kunstarbeiten und weisen Einrichtungen zu überzeugen.

Vierzig Jahre dauerte diese glänzende und thätige Regierung. Er starb im 62sten Jahre seines Alters (nach andern im 58sten), nachdem er seinen einzigen Sohn Rehabeam zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

10.

Rehabeam.

(980—963.)

Ein wildes Volk unter der Regierung eines klugen Despoten gleicht einem wilden Rosse in der Gewalt eines geschickten Reiters; es gehorcht, aber schnaubend, und wehe dem Schwächling, der es nach jenem handhaben will! Rehabeam war ein solcher Schwächling. Den Willen zum Despoten hatte er wohl, aber der Geist seines

Vaters fehlte ihm. Daher gereichte ihm schon sein erstes Wort zum Verderben.

Die Aeltesten des Volks hatten sich zu Sichem versammelt, dem neuen Könige zu huldigen. An ihrer Spitze stand Jerobeam, ein von Salomo verwiesener Statthalter von Ephraim, den sie nun zurückgerufen hatten. Sie sprachen zu Rehabeam: „Dein Vater hat unser Joch zu hart gemacht; erleichtre du es uns, so wollen wir dir unterthänig seyn.“ Die Räthe Salomo's riethen ihm, nachzugeben, allein er folgte jüngern Freunden, und gab die stolze Antwort: „Hats euch mein Vater schwer gemacht, so will ichs euch noch schwerer machen. Er hat euch mit Ruthen gepeitscht, ich will euch mit Geißeln züchtigen.“ Diese unkluge Drohung bewirkte in den Abgeordneten einen raschen Entschluß. „Was haben wir denn, sprachen sie, für Theil am Hause Davids? Laßt doch dem Stamm Juda seine Auserwählten, *) und wer zu Israel gehört, der komme mit uns.“ So kehrten sie auf der Stelle um, und ließen Rehabeam stehen. Dieser, seine Thorheit bereuend, sandte ihnen einen Boten nach, aber der ward gesteinigt. Unruhig schwang sich Rehabeam nun auf seinen Wagen, und floh nach Jerusalem. Hier erkannten ihn

*) Man sieht, wie sehr die Eifersucht gegen Juda hier mitwirkte.

die beiden Stämme Juda und Benjamin für ihren König an, aber die übrigen zehn Stämme ernannten Jerobeam zu dem ihrigen. So ward das kaum zusammengefügte Reich schon wieder getheilt, und blieb es auch, bis beide Theile, eben durch die Trennung, gänzlich aufgerieben wurden.

12.

Die Reiche Juda und Israel getrennt.

(seit 980 vor Chr.)

Da der Stamm Juda der allerzahlreichste war, und eine Menge Familien, die es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, den Tempel des Jehova zu verlassen, aus den übrigen Stämmen allmälig zu den Juden zurückkehrten, so hielten sich die beiden Reiche einander ziemlich das Gleichgewicht. Die Residenz der Könige von Israel war anfangs Sichem, dann Thirza und zuletzt Samaria. Jerobeam errichtete auch Opferaltäre auf verschiedenen Bergen, und bestellte Priester dazu, und da sehr viele Israeliten den Götzendienst der benachbarten Völker angenommen hatten, so ließ er, um auch diesen gefällig zu seyn, zwey goldene Kälber machen, die fleißig angebetet wurden.

Ge-

Gegen drittehalbhundert Jahre existirten nun auf diese Weise die beiden Reiche neben einander fort, oft, wie man denken kann, im Kampf mit einander, oft geneckt von feindlichen Nachbarn. In der Kultur rückten sie wenig vorwärts, und welches von beiden das blühendste war, hing immer nur von der Fähigkeit des jedesmaligen Regenten ab. Die Juden rühmten sich immer des Vorzugs vor den Israeliten wegen ihrer Beharrlichkeit am Gesetze des Moses, aber auch diese war nicht von Bestand. Einer ihrer Könige, Ahas, (743 — 728) setzte sogar in dem Tempel des Jehova einen Altar für einen fremden Gott, ja er verbrannte diesem letztern zu Ehren einen seiner eigenen Söhne. Eben dasselbe that auch, von gleicher Noth bedrängt, ein König Manasse (699 v. Chr.) Gegen dieses kindische Mißtrauen in die Macht Jehova's eiferten zwar die Priester und einige geistvolle Männer, die unter dem Namen Propheten von Zeit zu Zeit aufstanden, um dem Volk und den Regenten die Wahrheit zu sagen, allein der Kleinmuth hatte zu sehr überhand genommen, als daß er durch Predigten hätte besiegt werden können. Die Nachbarn stürmten immer gewaltiger heran, und da die Juden zu schwach waren, ihnen zu wehren, so blieb ihnen, ihrer Meinung nach, nichts anders übrig, als die Götter ihrer Feinde, die doch wohl mächtiger

als der ihrige seyn mußten, durch Opfer zu gewinnen. Darüber erlosch endlich der Gottesdienst des Jehova völlig, und alle Erinnerungen an die Religion der Väter gingen verloren. Es war daher eine Staunen erregende Erscheinung, als der Hohepriester Hilkia 624 vor Chr. bey einer Reparatur des verfallenen Tempels, die der König Josias vornehmen ließ, die alten Urkunden der mosaischen Gesetzgebung und die heiligen Lieder wieder auffand, von denen damals kein Mensch mehr etwas gewußt hatte.

Die größte innere Zerrüttung herrschte unstreitig in dem israelitischen Reiche. Es ging darin zu, wie noch jetzt im Morgenlande. War der Regent schwach, so stieß ihn irgend ein Mächtiger vom Thron, und ermordete ihn. Mancher König ließ bey seiner Thronbesteigung, um recht sicher regieren zu können, alle seine Brüder und Vettern ermorden. Auch war dies Reich den Einfällen der Nachbarn zunächst ausgesetzt. Den ersten Stoß gab ihm der assyrische König Tiglatpileser (742 v. Chr.) Dieser eroberte das ganze Land Galiläa und das Gebiet des Stammes Naphtali, und, theils um diese Provinzen zu entkräften, theils um seinen älteren Besitzungen mehr Anbauer zuzuwenden, führte er ganze Haufen von Israeliten mit ihren Familien und ihrer Habe aus den eroberten Landschaften weg. Einigen wies er in Chala, vier bis fünf Tagerei-

sen von Bagdad, andern in Tabor am Flusse Chaboras, noch andern in Medien Wohnsiz- ze an. Sein Nachfolger Salmanasser zwang den König von Israel, Hosea, ihm Tribut zu geben, da sich aber der letztere nach einigen Jahren dieser Verpflichtung entzog, und in Aegypten Hülfe suchte, so überzogen die Assyrer sein ganzes Land, eroberten und zerstörten seine Hauptstadt Samaria (v. Chr. 721) und führten ihn selbst nebst dem besten Theile seiner Unterthanen mit sich fort. Die letztern wurden nach Medien, längs dem kaspischen Meere hin, auch nach Mesopotamien vertheilt. Hosea starb im Gefängnisse. Mit ihm erlosch das israelitische Königreich. Was zurückgeblieben war, ward mit Assyrern und andern Ausländern vermischt, und erhielt einen assyrischen Statthalter.

Der Staat von Juda überlebte dies schmähliche Schicksal seines Bruders um 132 Jahre, dann kam auch an ihn die Reihe. Die Assyrer und Babylonier führten nämlich räuberische Kriege mit den Aegyptern, und da das arme Ländchen Juda zwischen beiden großen Völkern mitten inne lag, so wurde es bald von dem einen, bald von dem andern verheert. Jerusalem wurde mehrmals geplündert, und die kostbaren Tempelschätze wurden ausgeleert. Endlich, um doch nur einen Feind zu haben, schlossen sich die Juden freundschaftlich an die Aegypter an, die

sie für die stärksten hielten. Aber ach! das Glück war mit den Babyloniern; die Aegypter mußten fliehen, und die Sieger rächten sich nun an dem Ländchen Juda. Fünfmal wurden ganze Heere von Juden aus ihren Städten weggetrieben, Jerusalem wurde zerstört, (v. Chr. 589) und dem letzten Könige Zedekia wurden wegen seines Bündnisses mit den Aegyptern die Augen mit glühenden Eisen ausgestochen, und Hände und Füße in Ketten geschlossen. Das war die Kriegssitte jener Zeiten!

Auch über den in Juda zurückgebliebenen ärmeren Theil der Einwohner ward ein babylonischer Statthalter gesetzt. Das Land war aber so verödet, daß die wilden Thiere sich allmälig in Menge einstellten, und die Wege und Felder sehr unsicher machten.

Im folgenden Zeitraum werden wir die Nachkommen der weggeführten Juden und Israeliten wieder in ihre Heimath zurückkehren sehen. Die Zeit ihres Aufenthalts unter jenen Völkern nennt man das babylonische Exil. Rechnet man es von der ersten Wegführung der Juden an, so hat es etwa 70 Jahre gedauert. Während dieser Zeit war übrigens das Schicksal der Weggeführten gar nicht hart. Sie trieben im fremden Lande Ackerbau, Handwerke und Handel, ja einige machten sich sogar am Hofe des Königs zu schaffen, und erhielten daselbst be-

trächtliche Aemter. Die Regierung störte ihren Gottesdienst nicht, und es fehlte ihnen auch hier nicht an Propheten, die die Religion Jehovens unter ihnen zu erhalten suchten. Viele Gesänge dieser Männer haben sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und sind in unserer Bibel übersetzt zu lesen.

12.

Assyrer und Babylonier.

Obgleich bey uns policirten Völkern der neuern Zeit in unsern gesetzlich beschränkten Staaten jeder, der sich gewaltsam auf fremde Kosten ausbreiten und bereichern will, als ein Ungerechter oder Räuber gehaßt und bestraft wird, so liegt doch dieser Hang sich auszubreiten so sehr in der menschlichen Natur, daß wir, um nicht in Widerspruch mit uns selbst zu gerathen, durchaus alle moralische Verpflichtung zur Genügsamkeit und Gerechtigkeit außerhalb der Gränzen einer geschlossenen bürgerlichen Gesellschaft aufheben müssen, und also den Eroberer mit dem Räuber innerhalb des Staats durchaus nicht, wie wohl oft geschieht, in eine Klasse setzen dürfen. Mit eben dem Rechte, mit welchem der Löwe die schwächeren

Thiere des Waldes verschlingt, übt der starke Held seine Kraft an seiner schwächeren Umgebung, sucht der kleine Fürst sich zum großen zu machen, nimmt das mächtigere Volk das schwächere in sich auf. Ueberall finden wir ein Streben nach Vergrößerung der Massen, und wie sollten wir dies tadeln können, da ja die ganze Geschichte lehrt, daß die Entwickelung aller Kräfte der Menschheit ohne diese Vergrößerung und Verdichtung der Massen gar nicht möglich gewesen wäre? Und wenn vollends der Bezwinger eines Volks den Bezwungenen nichts von ihren Menschheitsrechten raubt, so erleiden ja die letztern durch die Vereinigung mit einer größern Macht keine weitere Veränderung, als die des Namens. Will man nach dem Rechte fragen, mit welchem ein König den andern seiner Besitzungen beraubt, so muß man doch zuerst wieder fragen, mit welchem Rechte der Beraubte in dem Besitze war, und da wird sich dann immer ergeben, daß, wo nicht er, doch seine Vorfahren, das, was er jetzt verliert, einst auf demselben Wege der Gewalt erlangten. Wären alle Könige moralische Menschen gewesen, so hätte nie ein Reich entstehen können. Weg also mit aller Schätzung politischer Handlungen nach dem Maaßstabe bürgerlicher Moral! Nichts kann das Studium der Geschichte so sehr verbittern. Große Völkerbezwinger sind unstreitig erhabene und

bewundernswürdige Werkzeuge in der Hand des Weltregierers, aber zu moralischen Vorbildern sind sie uns Bürgern nicht aufgestellt. Die Tugend des Privatmannes besteht in der Kraft, sich selbst, die Größe des Helden in der, Andere zu bezwingen.

Das in der frühern Sagenzeit unter der Semiramis vereinigte assyrische und babylonische Volk scheint nachher aus Mangel an festen geselligen Einrichtungen wieder aus einander gefallen zu seyn. Von sicheren Nachrichten sind wir hier ganz verlassen. Gewöhnlich nimmt man an, daß irgend ein großer Herrschergeist um das Jahr 1230 vor Chr. den Assyrern wieder das Uebergewicht gegeben, und ihnen allmälig die Herrschaft über Oberasien vom Flusse Halys in Kappadocien an, bis nach Indien und in die Bucharey verschafft habe. Da nun ein so großes Reich keine Feinde haben konnte, so war es natürlich, daß die Einwohner ganz unbesorgt sich dem häuslichen Leben und der Verweichlichung überließen. So schlief die Männerkraft allmälig ein, und die Regenten, die die einzelnen Provinzen durch die Statthalter regieren ließen, verfielen aus Müßiggang in alle Arten von Schwelgerey und Ausschweifungen. Nur mit dem Jahre 771 v. Chr. stand wieder eine Reihe kriegerischer Regenten auf. Ihre Namen sind Phul, Tiglatpileser (741), Salmanassar (724) und Asar-

haddon (713). Wie diese nach dem Obigen das israelitische Volk in sich aufnahmen, so machten sie es auch mit mehreren andern kleinen Völkern, unter andern mit den Syrern, die in Damaskus ihren eigenen König gehabt hatten, und erweiterten die Gränze des assyrischen Reichs bis an das syrische Meer. Allein da nur die kräftigen Beherrscher, die jene Völker bezwungen hatten, im Stande waren, durch Furcht dieselben im Gehorsam zu erhalten, so hörte mit den folgenden schwächeren Regenten auch dieser Gehorsam bald wieder auf, und einem kühnen Rebellen konnte es nicht schwer werden, jene Provinzen eben so leicht von dem großen, übel zusammenhangenden Staate wieder abzureißen, als sie unlängst mit demselben verbunden worden waren.

Ein solcher Rebell war der assyrische Statthalter in Babylon, Nabopolassar. Er warf das assyrische Joch gänzlich ab, und machte Babylon frey. (625) Medien (am kaspischen Meere) hatte sich schon 90 Jahre früher losgerissen. Nabopolassars Sohn Nebukadnezar verband sich (600 v. Chr.) mit dem medischen Könige Cyaxares (⏑-⏑⏑), sie zerstörten Ninive, und machten der assyrischen Oberherrschaft ein Ende.

Von dieser Zeit an ist Babylon (auch Chaldäa genannt) die Hauptmacht. Die Stadt selbst erhält große prächtige Gebäude und hoch

terrassirte Gärten, das Land wird durch Kanäle künstlich gewässert, und von Kunstarbeiten und Manufakturen zeigen sich schöne Anfänge. Die Könige selber haben nichts weiter zu thun, als Eroberungskriege zu führen. Nebukadnezar, der Zerstörer Jerusalems, besiegt auch die Aegypter und Phönizier, und dehnt Babylons Herrschaft über die ganze syrische Küste aus. Aber sein kriegerischer Geist vererbte sich nicht auf seine Nachkommen, und so verfiel allmälig alles wieder.

Die Lebensart des großen Haufens in jenen Reichen darf man sich wohl noch als ziemlich patriarchalisch denken. Vom Landbau und von der Viehzucht lebten unstreitig die meisten, und selbst die Städte muß man sich geräumig und mit Ackerland vermischt, etwa wie unsere Dörfer, vorstellen. Sklaverey war hier, wie im ganzen Alterthum, herrschende Sitte. Auch die Weiber wurden fast wie Sklavinnen gehalten. Sie wurden den Vätern abgekauft, ja ein griechischer Schriftsteller versichert, es wären von Zeit zu Zeit ordentliche Mädchenauctionen öffentlich veranstaltet worden. Die Jungfrauen der Gegend hätten sich auf einem Platze versammelt, und die heyrathslustigen Männer hätten sich um sie herum gestellt. Der Ausrufer rief zuerst die schönste aus, und stieg dann allmälig bis zur häßlichsten herunter. Bey den schönen überboten sich die

reichen Jünglinge, die häßlichen dagegen gingen spottwohlfeil weg, und fielen daher gewöhnlich armen Männern zu. War eine recht sehr häßlich, so bot man dem, der sie nehmen würde, noch Geld dazu an, und dies wurde von dem Gelde genommen, welches für die Schönen eingekommen war. Wenn also ein Babylonier hörte, daß bey uns ein Mädchen zuweilen mit vielen tausend Thalern ausgestattet wird, so würde er nach den Begriffen seines Volkes unfehlbar ausrufen: Bewahre! die muß entsetzlich häßlich seyn! —

Wurde ein Babylonier krank, so trug man ihn in seinem Bette auf den öffentlichen Markt, und erzählte seine Krankheitsgeschichte den Vorübergehenden. Da fand sich dann mancher, der dieselbe Krankheit ehemals auch schon gehabt hatte, und dieser nannte dann das Mittel, wodurch er wieder hergestellt worden war. Niemand durfte bey einem Kranken still vorüber gehen, ohne ihn nach seiner Krankheit zu fragen. — Die Todten wurden in Särge gelegt, welche mit Honig gefüllt waren, und dann begraben.

Die Kleidung der Assyrer bestand in einem leinenen Hemde, das bis auf die Füße reichte, und in einer wollenen Tunika, über welche sie beim Ausgehen noch ein kurzes Mäntelchen hängten. Auf dem Kopfe trugen sie einen wei=

chen Turban. Das Haar blieb unverschnitten. Die Vornehmeren dufteten von wohlriechenden Salben, trugen Ringe an den Fingern, die ihnen zugleich zum Petschaft dienten, und in der Hand einen zierlichen Spazierstock, an dessen Griff ein Vogel, ein Apfel, oder eine Blume künstlich geschnitzt war.

---

13. Krösus, König von Lydien.

(558 v. Chr.)

Unter den vielen kleinen Völkerschaften, welche das sogenannte Kleinasien bewohnten, waren in diesem Zeitraume die Lydier durch einige kräftige Beherrscher zu einer Art von Principat emporgehoben worden. Die Residenz ihrer Könige war Sardes, eine nach damaliger Art schon prächtige und feste Stadt, deren Bewohner, durch Handel und Kriegsglück bereichert, bereits in Luxus und Wohlleben schwelgten. Der letzte lydische König ist sogar durch seinen Reichthum zum Sprichwort geworden. Ich will seine durch die Tradition entstellte Geschichte hier einem griechischen Schriftsteller (Herodot) nacherzählen, und nur das dabey bemerken, daß vieles darin von griechischen Priestern zu dem

Zweck erdichtet zu seyn scheint, den Ruhm des delphischen Orakels zu erhöhen.

Krösus, heißt es, unterwarf sich durch die Macht der Waffen 14 Völkerschaften, und dehnte seine Herrschaft östlich bis an den Fluß Halys aus. Die aus so vielen begüterten Städten zusammengeplünderten Schätze waren so ungeheuer, daß er selber sich nicht satt daran sehen konnte, und sich in der Freude seines Herzens den reichsten Mann auf der Erde nannte.

Da kam einmal ein weiser Mann aus Griechenland nach Sardes, der hieß Solon. Er hatte den Athenern vortrefliche Gesetze gegeben, und sein hervorragender Verstand hatte ihm in seinem Vaterlande allgemeine Ehrfurcht und einen weitverbreiteten Ruhm erworben. Von solchem Manne gerühmt zu werden, dünkte dem Krösus wohl der Herablassung werth, ihn persönlich in seiner Schatzkammer herum zu führen, und sich ihm in seiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen. Nachdem Solon alles gesehen hatte, fragte ihn der König mit lauernder Miene, wen er nun wohl für den glücklichsten Menschen halte.

Der Grieche, zu stolz, der Eitelkeit eines Reichen zu schmeicheln, that, als überlegte er die, jenem so leicht scheinende Frage eine Weile, und antwortete endlich kalt und ernsthaft: „Den Tellus, einen Athener."

Tellus? fragte Krösus betroffen.

„Ja, Herr, antwortete Solon. Dieser Tellus war brav und in der ganzen Gegend geehrt, hatte schöne und tugendhafte Söhne, und von diesen sah er wieder gute Kinder, die alle am Leben blieben. Das rühmlichste Ende krönte seine Tage; er half die Feinde bey Eleusis in die Flucht schlagen, starb im Siegen, und ward von seinen Landsleuten ehrenvoll bestattet.“

Und nach diesem Glücklichsten, fragte Krösus, schon weniger neugierig, wen würdest du da nennen?

„Nach dem Tellus? O laß dir von den glücklichen Brüdern Kleobis und Biton erzählen! Ihre Mutter war eine Priesterin der Here zu Argos, und ließ sich nach der Landessitte an Opferfesten von zwey Ochsen nach dem entlegenen Tempel fahren. Einmal, am großen Feste der Here, da die Rinder nicht zu rechter Zeit vom Felde kamen, spannten sich die beiden braven Söhne, selbst vor den Wagen, und zogen ihre Mutter im raschen Laufe, mehr denn zwey Meilen weit, nach dem Tempel hin. Das Volk, von dem Anblick gerührt, brach in ein lautes Beifallsgeschrey aus, die Männer drückten den edlen Jünglingen die Hände, und die Weiber wünschten der Mutter Glück, solche Söhne geboren zu haben. Die gute Frau stieg weinend aus dem Wagen, umfaßte das Bild der Göttin im Tempel, und betete mit Inbrunst:

Erhabene Here, schenke meinen braven Söhnen für ihre heutige Edelthat das beste Loos, das Sterbliche treffen kann! — Unterdessen waren die beiden Brüder nach vollbrachtem Opfer im Tempel vor Mattigkeit eingeschlummert. Man wollte sie wecken, aber sie erwachten nicht wieder. Sage mir, Krösus, kann es ein grösseres Glück geben, als unmittelbar nach einer schönen That zu sterben, und so sanft zu sterben?"

Mag es seyn, erwiederte jener. Aber siehst du denn meine Reichthümer so verächtlich an, daß du mir sogar ein Paar gemeine Leute vorziehst?

„O Krösus, antwortete Solon, oft ist ein armer Mann weit glücklicher als ein reicher, und dann bedenke ich immer, daß das menschliche Leben wohl siebzig Jahre währt, und daß zu jedem Jahre über dreihundert Täge gehören. Alle Götter aber sind mißgünstig und unbeständig, und da kann sich ja in soviel tausend Tagen vieles ändern. Es wäre also sehr unbesonnen, von der Glückseligkeit eines Menschenlebens zu urtheilen, ehe man dessen Ende noch gesehen hat. — Krösus konnte gar nicht begreifen, warum man diesen Schwätzer in Griechenland einen Weisen nenne, und schickte ihn bald wieder fort.

Aber bald lernte er Solons Weisheit verstehen, denn vieles Unglück war dem Glücklichen noch aufbehalten. Sein hofnungsvoller Sohn

ward auf der Jagd unversehens mit einem Wurfspieße getödtet, der eigentlich auf einen Eber abgezielt war. Alle Schätze konnten den niedergebeugten Vater über diesen Verlust nicht trösten, denn er hatte keinen solchen Sohn mehr; sein zweiter Sohn war leider taub und stumm.

Einige Jahre nachher hörte er von großen Revolutionen in Assyrien und Babylon. Ein junger unternehmender Held, Namens Cyrus, hausete gewaltig in seiner Nachbarschaft herum, und brachte eine Macht zusammen, die in Asien ihres Gleichen noch nicht gehabt hatte. Krösus glaubte dieser Macht Einhalt thun zu müssen, ehe sie seinem eigenen Reiche gefährlich würde, doch wollte er nichts ohne die Bewilligung des apollischen Orakels zu Delphi in Griechenland unternehmen, vor welchem er eine ungemeine Ehrfurcht hatte, seitdem er durch eine seltsame Probe von dessen Untrüglichkeit überzeugt worden war. Er hatte nämlich Boten hingesandt, die zu einer bestimmten Stunde das Orakel fragen mußten, was er jetzt in diesem Augenblicke mache. Er aber nahm sich vor, in dieser nämlichen Stunde etwas so närrisches zu thun, daß niemand darauf fallen könne; er kochte nämlich eine Schildkröte und ein Lamm in einem kupfernen Kessel, den er mit einer kupfernen Stürze zudeckte. Doch siehe, die Boten brachten ihm

ihm ganz richtig auf einem Blatte die Antwort mit:

Ich weiß die Zahl der Körner des Sands und die Tiefe des Meeres,
Ich verstehe den Stummen, und höre den, der nicht redet.
Einer Schildkröte Duft dringt jetzt mir stark in die Nase,
Die mit Lammfleisch zugleich in Kupfer eben gekocht wird,
Welches auf Kupfer steht, und oben mit Kupfer bedeckt ist.

Um den Apoll wieder auszusöhnen, den er durch eine so verfängliche Frage beleidigt haben konnte, opferte er ihm auf einmal 3000 Stück auserlesenen Schlachtviehs, thürmte gold- und silbergewirkte Teppiche, goldene Schalen, purpurne Decken und Kleider auf einen Scheiterhaufen zusammen, und verbrannte sie dem Gotte zu Ehren. Hierauf schickte er andere Gesandten nach Delphi, um das Orakel zu fragen, ob er den Cyrus angreifen solle, oder nicht. Die Geschenke, die er zugleich mit in den berühmten Tempel schickte, übertrafen alle Erwartung der Priester. Die vorzüglichsten Stücke darunter waren 117 goldene Ziegelsteine, wovon die größten sechs, die kleinsten drey Handbreiten lang, ein jeder aber eine Handbreit dick war; ferner ein Löwe aus dem feinsten Golde gearbeitet, zwey gro-

große Mischkessel (Krater), ein goldner und ein silberner, in welchen letztern sechshundert Krüge gingen; vier silberne Fässer, eine goldene und eine silberne Gießkanne, silberne Schüsseln, eine drey Ellen hohe weibliche Bildsäule, und endlich der Halsschmuck und ein kostbarer Gürtel seiner Gemahlin.

Für solche Freigebigkeit ward dem Krösus das Bürgerrecht in Delphi ertheilt, und die Ehre, daß seine Gesandten allemal zuerst vor allen andern im Tempel vorgelassen werden sollten. Diesmal bekam er zur Antwort: Wenn Krösus die Perser mit Krieg überzieht, so wird er ein großes Reich zerstören.

Darüber hatte der König von Lydien eine so große Freude, daß er alle Priester zu Delphi Mann für Mann mit vielem Golde beschenkte, und zugleich abermals anfragte, ob er lange regieren würde. Darüber ließ sich das Orakel folgendermaßen vernehmen:

Wenn ein Maulthier dereinst die Meder als König beherrschet,
Dann, zartfüßiger Lydier, fleuch zu dem steinichten Hermos,
Halte nicht Stand, und schäme dich nicht, ein Feiger zu heißen.

Diesen wunderlichen Fall glaubte Krösus nicht fürchten zu dürfen. Er wagte also den

Krieg mit kühnem Muthe, und begegnete mit seiner Armee dem Cyrus bey der Stadt Pteria, nachdem er auf diesem Zuge alle fremde Städte eingenommen, und die Einwohner zu Sklaven gemacht hatte. Die Perser aber waren tapfrer, als er gedacht hatte, sie metzelten ihm seine Lydier fürchterlich zusammen, und wäre nicht über dem Treffen die Nacht eingebrochen, so wäre es ihm vielleicht noch übel ergangen. Er zog daher weislich am folgenden Tage ab, und nahm sich vor, nicht eher wieder gegen die Perser zu ziehen, als bis er mit allen bekannten streitbaren Völkern seiner Zeit in Europa, Asien und Afrika in ein Bündniß getreten wäre. So etwa übers Jahr, dachte er, könnte das geschehen; und unterdessen ließ er seine Truppen wieder auseinander gehen, und kehrte nach Sardes zurück.

So lange schob aber Cyrus die Sache nicht auf. Kaum hatte dieser erfahren, daß Krösus seine Haufen entlassen habe, so setzte er dem Sorglosen nach, und stand mit dem Heere vor Sardes, ehe jener nur eine Botschaft davon erhalten konnte. Zwar rafften sich die Lydier in der Angst zusammen, und gingen mit ihrer besten Reiterey auf die Perser los; allein diese hatten zum Unglück viele Kameele bey sich, vor deren Geruch sich die Pferde scheuen, und so wurden die armen Lydier in die Flucht geschlagen.

Die Stadt Sardes hatte starke Mauern, und diese wurden oben von vielen Geharnischten bewacht. Nur einen Ort, den man für unersteiglich hielt, hatten die Lydier unbesetzt gelassen, aber gerade diesen erklimmten die beherzten Perser in der Nacht; die Stadt ward verheert, die Schätze rein ausgeplündert, und der König selbst gefangen.

Cyrus, im ersten Rausche seines Waffenglücks, befahl nach damaliger Barbarensitte, den Krösus mit Ketten zu fesseln, und ihn sammt 14 lydischen Knaben auf einem Scheiterhaufen im Angesichte des ganzen persischen Heeres zu verbrennen. Als der unglückliche König auf den Holzstoß gesetzt ward, stieß er, wie aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, dreimal den Namen Solon aus. Cyrus wollte wissen, wen er anrufe, aber Krösus gab den Dollmetschern keine Antwort. Endlich nach langem Fragen sagte er mit schwacher Stimme: O wenn doch der, den ich meine, mit allen Herrschern reden könnte! — Cyrus verlangte abermals eine nähere Erklärung, und Krösus erzählte nun das, was Solon ihm einst gesagt hatte. Während die Dollmetscher dem Cyrus diese Rede übersetzten, zündeten die Soldaten den Scheiterhaufen an, der bald in lichten Flammen stand. Cyrus nahm indessen Solons Worte und Krösus merkwürdigen Glückswechsel in ernsthafte Ueberlegung, und be-

fahl, das Feuer zu löschen. Noch war Leben in dem Unglücklichen, und, beseelt von Freude und Dankbarkeit, gab er sich ganz dem Sieger hin. Er war nun durch sein Unglück ein bescheidener, nüchterner Mann geworden, dessen Tugend und Einsicht Cyrus bald hochschätzen lernte. Er bereute nun seine Folgsamkeit gegen das Orakel, auf welches er alle Schuld schob, und bat den Sieger um Erlaubniß, seine Fußketten nach Delphi schicken zu dürfen, wobey er zugleich fragen ließ, ob es etwa Apolls Gewohnheit sey, die Fragenden zu betrügen.

Das Orakel antwortete, sein Unglück sey längst vom Schicksal beschlossen gewesen, und dagegen könne keine Gottheit etwas ausrichten. Ueberdies habe er die Antworten falsch verstanden, denn unter dem großen Reiche sey sein eigenes zu verstehen gewesen, und unter dem Maulthiere Cyrus, der von einer medischen Fürstentochter und von einem persischen Unterthanen abstamme. So zogen sich die Priester heraus.

Krösus bekam zwar sein Reich niemals wieder, blieb aber bis an sein Ende ein Freund und treuer Rathgeber des Cyrus, und begleitete ihn auf allen seinen ferneren Zügen.

14.

Cyrus, Stifter der großen persischen Monarchie in Asien.

(523 — 499 vor Chr.)

Großen Männern hat das Alterthum immer gern schon eine merkwürdige Jugendgeschichte angedichtet, um dadurch zu zeigen, daß das Schicksal sie schon früh zu großen Thaten bestimmt gehabt habe. Daher klingt auch die Jugendgeschichte des Cyrus ziemlich mährchenhaft, und es ist schwer zu entscheiden, wie viel oder wie wenig daran wahr seyn möge.

Astyages, König von Medien, träumte einmal, seine Tochter Mandane verlöre so viel Wasser, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern, (dergleichen jeder morgenländische König in seinem Gefolge hatte) diesen Traum vor, und sie deuteten ihn so: es würde von Mandanen ein Sohn geboren werden, der ganz Asien beherrschen würde. Der mißtrauische Vater erschrak vor dem Gedanken, auf diese Art vielleicht dereinst vor seinem eigenen Enkel flüchtig werden zu müssen, und um dies zu verhüten, beschloß er, seine Tochter gar nicht im Lande, oder an einen angesehenen Meder zu verheyrathen, sondern sie nach der kleinen Landschaft Persis zu schicken, und ihr da-

selbst einen unbekannten Mann von mittelmäßigem Vermögen aufzusuchen. — Er thats, und vermählte sie mit dem Kambyses, einem Perser von guter, stiller Gemüthsart.

Im ersten Jahre ihrer Ehe träumte dem Astyages abermals, es wüchse aus seiner Tochter Schooß ein Weinstock, welcher ganz Asien überschattete. Die Traumdeuter mußten wieder kommen, und sie wiederholten die alte Prophezeihung. Sogleich ließ der König seine Tochter aus Persis zu sich kommen, die auch wirklich bald darauf einen Sohn gebar. Ha, sagte der erboßte Astyages, indem er seinen Enkel in den Armen hielt, du sollst mir wahrlich die Herrschaft nicht nehmen. Komm, Harpagus, nimm diesen Knaben in dein Haus, tödte ihn sogleich und begrabe ihn; aber wehe dir, wenn du mich hintergehst!

Der treue Diener verneigte sich ehrerbietig vor seinem grausamen Herrn, und nahm das unschuldige Todesopfer mit sich. Aber zu weichherzig, um es eigenhändig zu ermorden, ließ er den Hirten der königlichen Rinder zu sich kommen, und befahl diesem im Namen des Königs, den Knaben in den Wald zu tragen, und ihn den wilden Thieren auszusetzen. Du mußt sterben, fügte er hinzu, wenn du nicht des Königs Willen thust; ich selber werde nachsehen, wohin du das Kind getragen haben wirst.

Des Hirten Weib hatte ein menschlicheres

Herz, als der König und dessen Diener. Sie fiel ihrem Manne zu Füßen, und bat ihn flehentlich, das Kind zu erhalten; und als er noch anstand, legte sie ihm ihr eigenes todtgebornes Kind hin, das sie während seiner Abwesenheit bekommen hatte, und sagte: Lieber, bekleide doch dieses mit dem köstlichen Gewande, und trage es in den Wald; da mag es Harpagus sehen, und die Hyänen mögen es fressen; aber dieses schöne, starke Kind der unglücklichen Königstochter laß uns an unsers Kindes Statt erziehen. Gib Acht, die Götter werden uns dafür segnen.

Dem Hirten dünkte dies gut gesprochen, er setzte sein todtes Kind im köstlichen Kleidchen des Fürstinnensohnes aus: Harpagus ließ nachsehen, und als er hörte, das Kind sey todt, so ließ er es begraben.

Der wahre Enkel des Astyages wuchs indessen in voller Schönheit und Stärke auf, und unterschied sich bald durch Verstand, Muth und hohe Gesinnung von allen übrigen Hirtenknaben. Wenn er mit diesen spielte, so ward er allemal einstimmig zum Richter oder zum Könige gewählt, und vertheilte dann unter die Uebrigen die ihnen angemessenen Rollen. Einmal mischte sich der Sohn eines vornehmen Meders mit in das Kriegsspiel dieser Hirtenknaben; der kleine König wies ihm seinen Posten an, und da er nicht that, was ihm aufgetragen war, so peitschte ihn

jener tüchtig ab. Das klagte der Edelknabe zu Hause seinem Vater, der Vater klagte es dem Könige, und der König schickte zum Rinderhirten hinaus, und befahl ihm, seinen ungezogenen Sohn einmal hereinzuschicken.

Der muthige Knabe stellte sich dreist vor seinen unbekannten Großvater. „Wie hast du dich unterstehen können, fuhr dieser ihn an, den Sohn eines so vornehmen Mannes, der bey mir in großen Ehren steht, so grob zu behandeln?" — O Herr, sagte der Knabe freimüthig, das war nicht Grobheit, sondern Gerechtigkeit. Ich war König in dem Spiele, alle andern gehorchten mir, nur dieser nicht; sage also selbst, was wäre ich für ein König gewesen, wenn ich ihn nicht bestraft hätte?

Astyages bewunderte den edlen Anstand des Knaben, und wie ein Blitzstrahl fiel ihm plötzlich die Aehnlichkeit seiner Züge mit den Zügen Mandanens aufs Herz. Er fragte nach seinem Alter, das stimmte genau mit seiner Tochter Niederkunft überein; der Gang, die Stimme, alles verrieth die königliche Abkunft. „Höre, schrie der König seinem Rinderhirten zu, das kann dein Sohn nicht seyn!" Der Hirt suchte einige Augenblicke die Wahrheit zu verhehlen, aber nach einer wilden Drohung des Königs erzählte er bald ausführlich, wie er zu dem Knaben gekommen sey. Der König stellte sich beruhigt, schick-

te den Hirten sammt den Knaben fort, und ließ den Harpagus kommen. Dieser mußte ihm jetzt noch einmal umständlich erzählen, was er damals mit dem neugebornen Kindlein vorgenommen, und Astyages sagte darauf mit verstellter Gelassenheit: „Es ist dir seltsam mit dem Knaben gegangen, Harpagus. Er lebt noch, und ich habe ihn heut gesehen. Es ist mir nun auch recht lieb, daß es so gekommen ist, ja ich bin über die Entdeckung so erfreuet, daß ich den Göttern dafür ein großes Dankopfer bringen will. Du wirst diesen Abend bey dem Freudenmahle mein Gast seyn, und vorher kannst du mir deinen Sohn herschicken, damit er meinem Enkel als Spielkamerad die Zeit vertreibe."

Harpagus ging vergnügt nach Hause, erzählte seiner Frau, wie gnädig der Herr heute gewesen sey, und hieß seinen einzigen Sohn, einen Knaben von 13 Jahren, unverzüglich auf das Schloß gehen. Ach, das arme Kind wußte nicht, was ihm dort bevorstand!

Am Abend fand sich Harpagus bey dem Könige zur Mahlzeit ein. Die übrigen Gäste wurden mit Schöpsenfleische beköstigt, nur er allein fand auf seinem Tische einen ganz besondern Braten. Als er ihn verzehrt hatte, fragte ihn der König, wie ihm derselbe geschmeckt habe. Vortreflich, versicherte der Diener. — „Weißt du auch, von was für Wildpret du gegessen hast?"

Nein, mein König. — „Gebt ihm das Uebrige!" — Und siehe, die Diener brachten dem Harpagus in einem verdeckten Korbe den Kopf, die Arme und die Beine seines Sohnes; das Andere war ihm vorher als Braten vorgesetzt worden. So fürchterlich glaubte der Despot den Ungehorsam bestrafen zu müssen!

Astyages suchte wegen des Cyrus (denn so ward nun der Wiedergefundene genannt) *) abermals Rath bey seinen Magiern, die ihm schon ehemals die Träume ausgelegt hatten. Sie meinten, diese Träume wären nun schon erfüllt, da Cyrus bereits im Spiele König gewesen sey; und Astyages dürfe nun nichts mehr von ihm befürchten. Dieser schickte daher den Knaben seinen Eltern wieder nach Persis zurück, die ihn längst todt geglaubt hatten, und nun eine außerordentliche Freude über seine Erscheinung bezeigten. Er mußte überall seine wunderbaren Schicksale erzählen, und jedermann gewann ihn lieb, so wie man den Astyages verabscheute.

Als Cyrus nun zum starken Jünglinge herangewachsen war, erhielt er einmal vom Harpagus aus Medien einen Hasen zum Geschenk, den er, wie der Bote sagte, allein und in Niemands Gegenwart aufschneiden sollte. Er fand darin einen Brief, in welchem Harpagus ihn ermun=

*) Die Griechen nennen ihn Kyros, die Hebräer Kores.

terte, die Perser zum Abfalle von der medischen Herrschaft zu bewegen, und dann seinen tyrannischen Großvater selbst mit Krieg zu überziehen.

Längst hatte der junge Held ähnliche Gedanken gehabt, denn die Sehnsucht, an dem Astyages Rache zu üben, und aus sich selber etwas zu machen, brannte Tag und Nacht in seiner Seele. Die Meder seufzten unter dem schrecklichsten Drucke, die Perser warteten nur auf eine Gelegenheit und auf einen guten Anführer, um sich loszureißen. Da goß der Brief des Harpagus dem Cyrus Kühnheit und feste Entschlossenheit ins Herz. Er ließ die Häupter der Perser sich versammeln, trat mit dem Briefe unter sie, und sprach: Ihr Perser, Kraft dieses Briefes bin ich vom Astyages zu eurem Heerführer ernannt, und somit befehle ich euch, daß morgen ein jeder mit einer Sichel auf dem dornichten Felde sich einfinde, welches dort hinter den Bergen liegt. — Als sie sich früh versammelt hatten, mußten sie den ganzen Tag im Schweiße ihres Angesichts auf der Erde liegen, und das weite, unzugängliche Feld von Dornsträuchen reinigen. Nach vollbrachter Arbeit befahl er ihnen, den folgenden Tag reinlich und in ihren besten Kleidern zu erscheinen. Diesmal hieß er sie sich im weichen Grase lagern, und gab ihnen eine Menge Vieh aus der Heerde seines Vaters zum Besten, und sie

schlachteten, brieten, aßen und tranken, und ließen den Cyrus hoch leben.

Nun, Freunde, sagte dieser, welcher Tag war besser, der gestrige, oder der heutige? — Ey, schrien sie alle, das ist keine Frage; gestern sind wir Sklaven gewesen, und heut haben wir wie die Herren gelebt.

Ha! wohlan dann, brave Landsleute, rief Cyrus aus, folgt mir und seyd frey! Sklaven werdet ihr seyn, so lange der Wüthrich Astyages euer Herr ist, aber viele Tage, wie der heutige, will ich euch geben, wenn ihr mir beistehen und jenem Tyrannen den Gehorsam aufkündigen wollt. Zaget nicht, das Glück ist mit mir, und die Götter werden uns schützen.

Die Perser waren leicht überredet; sie jagten den medischen Statthalter aus dem Lande, und erkannten Cyrus für ihren König. Astyages ließ ihn vor sich fordern. O ja, antwortete er, ich werde eher bey ihm seyn, als ers wünschen wird. Astyages bewaffnete nun sogleich seine Meder, und schickte sie nach Persis, und zwar unter der Anführung seines alten treuen Dieners — Harpagus. Der unbesonnene König bildete sich ein, der kinderlose Vater werde ihm die Schlachtung seines einzigen Sohnes schon vergessen haben, so wie er selbst vielleicht nicht mehr daran dachte. Aber noch blutete das Vaterherz, und hier öffnete sich endlich eine Gelegenheit zur

Rache. Harpagus ging mit dem Heere nach Persis, nicht um den Cyrus zu schlagen, sondern ihm beizustehen, und als die Meder ihren Anführer zum Feinde übergehen sahen, lief ein Theil ihm nach, der andere ergriff die Flucht.

Als Astyages das hörte, ließ er alle Magier kreuzigen, die ihm gerathen hatten, den Cyrus fort zu lassen, machte sich dann selbst mit einer andern Heerschaar auf, und lieferte den Persern ein Treffen; allein er ward geschlagen und gefangen, Cyrus warf sich an seiner Stelle zum Könige von Medien und Persis auf, und eine allgemeine Freude erfüllte das Land. Harpagus war kleindenkend genug, den Astyages in seinem Unglücke zu verhöhnen, und sich über dessen widerwärtiges Schicksal zu freuen, aber Cyrus, edlerer Natur, behandelte ihn mit Achtung, und behielt ihn in seinem Hause, bis er starb. So unterscheidet sich der edle Mann von dem gemeinen.

Wie menschlich aber auch ein junger Kriegsheld seyn mag, so artet doch bald sein schöner Charakter aus, wenn er durch fortdauerndes Glück stolz gemacht, nur von Eroberung zu Eroberung schreitet, und je mehr er überwältigt, desto unersättlicher wird. Da verhärtet das Herz allmälig, man hält sich alles für erlaubt, und glaubt alle schwächere Menschen nur um seinetwillen erschaffen. — So auch Cyrus, dessen un-

ersättliche Eroberungssucht nur mit seinem Leben aufhörte. Nachdem nun Persis, Medien, und das große Reich des Krösus in Kleinasien sein war, ließ er durch den Harpagus auch noch die blühenden Küsten der Jonier und Phönizier am mittelländischen Meere erobern, und zwang die Einwohner, die größtentheils griechische Kolonisten waren, sich ihm zu unterwerfen. Er selbst ging auf das große assyrische Reich los, und belagerte die schöne und durch starke Mauern und Dämme und tiefe Gräben befestigte Hauptstadt Babylon. Er bezwang sie durch List, indem er den Fluß Euphrat, der mitten durch die Stadt floß, in einer Entfernung, wo die Babylonier die Arbeiten nicht sehen konnten, durch Kanäle in einen großen See ableiten ließ. Dadurch fiel das Wasser im Flusse so sehr, daß ein Mensch nur bis an die Mitte des Leibes naß wurde, wenn er durchwadete. Die Perser wählten hierauf eine recht finstere Nacht, in welcher die sorglosen Einwohner sogar ein Fest feierten, und schlüpften alle im Bette des Flusses unter der Mauer hindurch, überfielen die unbewaffneten Bürger im Rausche der Freude, machten viele nieder, und riefen ihren Helden Cyrus zum Könige von Assyrien aus. So ward in einer Nacht ein mächtiger König zum Unterthanen, und ein großes Reich verlor sein Daseyn und seinen Namen, denn Cyrus warf nun seine vier Haupt-

reiche, Persis, Medien, Babylonien und Assyrien, in ein einziges großes Reich zusammen, und nannte es die persische Monarchie. Es nahm fast den ganzen damals bekannten Theil vom Asien ein, und reichte links bis an das mittelländische Meer, und rechts beinahe bis an Indien. Wenn also künftig von Persien und dem Perserkönige die Rede seyn wird, so hat man sich in der That dabey etwas ungeheures zu denken.

Auch schwindelte in Wahrheit dem Eroberer so vieler Staaten auf seiner vorher von keinem erreichten Höhe, und sein ohnehin so feuriges Gemüth ward fast bis zum Wahnsinn hinaufgespannt, eine Erscheinung, dergleichen die Geschichte mehrere aufzeigt. Eins von den muthigen weißen Rossen, welche nach Persersitte der Sonne geheiligt waren, sprang einmal in den Fluß Gyndes, und wollte durchschwimmen, allein der reißende Strom überwältigte es, und zog es in seine Strudel hinunter. Cyrus, der gerade in dem Zuge gegen Babylon begriffen war, und sein Heer an dem Flusse gelagert hatte, ward so kindisch erbittert auf diesen Fluß, daß er ihm drohte und schwur, ihn zur Strafe für das ersäufte Pferd so schwach zu machen, daß Weiber durchgehen könnten, ohne sich die Knie zu benetzen. Sogleich schob er den Zug nach Babylon auf, und befahl seinen Soldaten, auf beiden Seiten des Flusses, Abzugsgräben zu machen. Ueber

dieser Arbeit ging ein ganzer Sommer hin, und der Stifter der persischen Monarchie konnte doch nun sagen, daß er — einen Fluß gezüchtigt habe.

Sein letzter Eroberungszug war der Zug gegen die Massageten, ein kriegerisches Volk an der linken Seite des kaspischen Meeres, halb eingeschlossen von dem Gebirge Kaukasus. Er wagte sich tief ins Land hinein, so sehr auch Krösus ihm diese Kühnheit widerrieth; die Massageten überfielen die Perser an einem vortheilhaften Orte, schlugen sie, und Cyrus selbst blieb auf dem Schlachtfelde. Eine Erzählung aus dem Alterthume sagt, Tomyris, die Königin der Massageten, habe seinen Leichnam aufsuchen lassen, und den abgehauenen Kopf in einen mit Menschenblut gefüllten Schlauch gesteckt, wobey sie gesagt haben soll: Nun sättige dich im Blute, du nimmersatter Eroberer!

Die jüdischen Schriftsteller sprechen übrigens mit vielem Lobe von dem Cyrus, denn er war es, der den Israeliten, sobald er Herr vom assyrisch-babylonischen Reiche geworden war, die Erlaubniß gab, aus dem babylonischen Exile in ihr altes Vaterland zurückzukehren.

15.

Sitten der Perser

Die Perser gehören zu den wenigen Völkern des Alterthums, welche ihre Götter ohne Bildsäulen, Tempel und Altäre verehrten. Auf hohen Bergen opferten sie am liebsten. Ursprünglich beteten sie nur die Sonne, den Mond, die Erde, das Feuer, das Wasser und die Winde an, nachher eigneten sie sich noch manche von den eingebildeten Göttern fremder Völker zu. Wer opfern wollte, der führte das Vieh an einen reinen Ort, und bekränzte seinen Turban mit einem Myrthenzweige. Indem er nun während des Opferns die Götter anrief, betete er nicht allein für sich, sondern für das Wohl aller Perser, und besonders des Königs. Die zerschnittenen Stücke des geschlachteten Thiers wurden auf junges Gras oder Klee gelegt, und darüber sprach ein Magier eine Art von Segen, und sang ein Lied von der Entstehung der Götter. Ohne einen Magier durfte kein Perser opfern, denn diese Leute machten den heiligen Stand aus, etwa wie die Leviten in Kanaan. Nachdem endlich der Opfernde eine kleine Weile gewartet hatte, trug er das Fleisch nach Hause, und gebrauchte es, wie er wollte.

Unter allen Tagen im Jahre ehrte jeder

Perser am meisten seinen Geburtstag. Selbst der Aermste schlachtete dazu ein Schaf, die Reichen schoben einen ganzen Ochsen oder Esel, auch wohl ein Pferd oder Kameel auf einmal in den Bratofen, und verzehrten ihn mit den Ihrigen. Den Wein liebten sie sehr, sie berathschlagten sich beim Trunke über die wichtigsten Angelegenheiten. Was aber sehr vernünftig war — sie nahmen die Sache am andern Morgen wieder vor, und gefiel ihnen dann noch das, was sie im Rausche beschlossen hatten, so ward es ausgeführt, sonst nicht.

Ihre Grüße beim Begegnen auf dem Wege waren verschieden. Zwey Freunde küßten sich auf den Mund, entferntere Bekannte auf die Wangen, ein Gemeiner fiel vor einem Vornehmeren zur Erde nieder. Die am nächsten bey einander wohnten, ehrten sich am meisten, die Entfernten am wenigsten. Viele Weiber zu haben war bey ihnen erlaubt, viele Kinder, ein großer Ruhm. Ein Knabe wurde bis zum sechsten Jahre von den Weibern erzogen, und kam bis dahin seinem Vater gar nicht vor die Augen. Dann aber übernahm dieser die Erziehung, und hielt ihn bis zum ein und zwanzigsten Jahre zum Reiten, zum Bogenschießen und zur Wahrhaftigkeit an; denn das Lügen hielten die Perser für das schändlichste Laster, und nächst diesem das Schuldenmachen.

Für die Flüsse hatten sie eine heilige Ehrfurcht, und niemand wusch darin etwas ab, spie hinein, oder verunreinigte sie auf sonst eine Art. Um endlich ihre schönste Gewohnheit zuletzt zu nennen: Von dem, was ihnen zu thun nicht erlaubt war, war auch keinem Perser erlaubt zu sprechen.

16.

Die Aegypter.

Die Regentengeschichte der Aegypter in diesem Zeitraume ist bey der außerordentlichen Verschlossenheit dieses auf seine Kenntnisse so eifersüchtigen Volks so unsicher, daß es die Mühe nicht lohnt, auch nur die Namen der angeblichen Könige aus dem Wuste einander widersprechender griechischer Nachrichten herauszusuchen. Wir wollen statt dessen lieber bey den wunderbaren Denkmälern ägyptischen Fleißes und Kunstsinns verweilen, die uns aus jener dunkeln Zeit noch übrig sind, und die folglich den zerstörenden Einflüssen dreier Jahrtausende getrotzt haben.

Man findet davon noch vier verschiedene Arten, Katakomben, Obelisken, Pyramiden und Kanäle. Durch die drey ersten wollten einzelne Könige sich verewigen, auch mögen

die Priester vielleicht noch ihre geheimen Zwecke dabey gehabt haben, die wir jetzt nicht mehr errathen können. Die Katakomben waren unterirdische gewölbte und festgemauerte Gänge, zur Aufbewahrung der Todten bestimmt. Ein neuerer Reisender nennt sie wahre unterirdische Städte. Sie wurden fern von den Wohnplätzen der Lebenden angelegt, auf den wüsten Berghöhen, die der austretende Nil nicht berührte. Man konnte darin stundenlang unter der Erde wie in den finstern Stollen eines Bergwerks herumgehen. Man geht schräge auf Stufen hinab, 20 bis 30 Fuß tief, und findet zu beiden Seiten Nebengänge, Nischen und Gemächer, worin eine Menge Leichen Platz gehabt haben müssen. Diese letztern sucht man jetzt vergebens darin. Nicht als ob die Verwesung sie zerstört hätte, denn die Aegypter wandten bekanntlich einen so großen Fleiß auf die Einbalsamirung ihrer Todten, daß sich viele von denselben wirklich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, und hie und da in Kunstkabinetten (unter dem Namen Mumien) als merkwürdige Alterthümer gezeigt werden. Theils hat eben diese Versendung sie selten gemacht, theils die Raubsucht der spätern Araber, die jene Gräber in der Hofnung, Schätze darin zu finden, erbrachen, und die Todten herauswarfen, theils ein seltsamer Aberglaube ehemaliger arabischer Aerzte im Mittelalter, die diese Mumien, zu

Pulver zerrieben, für ein wirksames Arzneimittel in mancherley Krankheiten hielten, vielleicht weil die Einbalsamirung mit den kostbarsten Salben, Spezereien und Gewürzen verrichtet worden war. Von den meisten jener Katakomben sind jetzt die Eingänge verschüttet.

Auf den eben beschriebenen Todtenhöhlen (die allein in Mittelägypten anzutreffen sind) auf einer Anhöhe, die ihres Gleichen im ganzen Lande nicht hat, finden sich auch die berühmten Pyramiden. Sie stehen alle innerhalb eines Bezirks von wenigen Meilen, in fünf Gruppen gesondert. Es sind ihrer zusammen gegen vierzig, die von ferne wie graue Bergspitzen aussehen. Der älteste griechische Geschichtschreiber, Herodot, (444 vor Chr.) hat sie schon gesehen, bewundert und beschrieben, und schon dieser betrachtete sie als ehrwürdige Alterthümer, von deren Ursprung man nur dunkle Sagen habe. Die größte derselben ist 440 Fuß hoch, *) und jede ihrer vier Seiten ist unten 728 pariser Fuß breit. Oben endigt sie nicht in eine Spitze, sondern ist abgestumpft. Eigentlich besteht sie aus 208 Steinschichten oder Stufen, von denen die unteren vier, die oberen etwas über zwey Fuß hoch sind. Man hat sie aufzubrechen gesucht, und hat zu

*) Nach Conté 427, nach Grobert 448 pariser Fuß. Also noch einmal so hoch, als unsere höchsten Thürme.)

dem Ende rings herum die ganze marmorne Bekleidung abgeschlagen, die sie ehemals gehabt hat. Hierauf hat man, etwa 60 Fuß über der Erde, eine dreieckte Oefnung hineingehauen, und ist durch einen finstern Gang in eine tiefe Kammer hinabgestiegen, in welcher man einen Sarkophag gefunden hat, und von der wieder schräge, 123 Fuß tief, ein Brunnen hinabgeht. Um ihren innern Bau kennen zu lernen, würde man sie ganz zerstören müssen. *)

Die kleineren dieser Pyramiden sind etwa 150 bis 200 Fuß hoch. Mehrere sind auch, seitdem man ihnen die äußere Bedeckung geraubt hat, schon ziemlich verfallen. Nur eine derselben hat eine bauchigte Figur. Alle sind von Kalkstein erbauet (eine einzige ausgenommen, die aus großen Ziegeln besteht,) und mit breiten, viereckten Platten von glatt polirtem Granit überzogen (oder überzogen gewesen) von denen jede an 30 Fuß lang und breit, und so künstlich an die andere gefügt ist, daß man Mühe hat, die Fugen zu erkennen. Ehemals haben mehrere derselben auch Inschriften gehabt. Sie sind sämmtlich absichtlich mit ihren vier Fronten so genau nach den Himmelsgegenden hingekehrt, als man

*) Sultan Saladin (Sec. 13) hat drey kleinere ganz abtragen lassen, um von den Steinen die Mauern von Cairo und seinen Pallast zu erbauen.

dies damals mit den unvollkommenen astronomischen Instrumenten zu treffen vermocht hat.

Da keins dieser riesenmäßigen Gebäude ein Fenster, eine Thür, oder nur einen Luftzugang hat, so ist auch nicht einmal zu glauben, daß sie zu Zusammenkünften der Priester gedient haben möchten. Und da sich Unzerstörbarkeit als ein Hauptzweck bey ihrer Erbauung ankündigt, so ist es wohl am natürlichsten, sie als Denkmäler zu betrachten, von mächtigen Herrschern hinterlassen, denen der Gedanke wohl that, noch nach Jahrtausenden durch ihre Werke in der Nachwelt zu leben, und ernste Betrachtungen über die Vergänglichkeit der Dinge in fühlenden Gemüthern zu veranlassen.

Spuren von zerstörtem Gemäuer zwischen und neben den Pyramiden verrathen, daß noch andere Gebäude, Mauern und Kanäle mit den Pyramiden in Verbindung gestanden haben müssen. Strabo, ein griechischer Schriftsteller, bald nach Chr. Geb., fand vor den Tempeln zu Memphis mehrere Sphinxe *) von ungeheurer Größe, in Stein gehauen, die aber von dem in Aegypten stets anwachsenden Sande schon ziemlich bedeckt waren. Eine andere Sphinx hingegen ruhte unweit der großen Pyramide auf ei-

*) Erdichtete Thiere in Löwengestalt, doch mit dem Kopfe und der Brust einer Jungfrau.

ner Felsunterlage, die nach Plinius (um dieselbe Zeit) 62 Fuß über den Erdboden erhaben war. Jene sind jetzt ganz verschwunden, und diese ist bereits bis an den Hals im Sande, *) woraus man schließen kann, wie sehr viel majestätischer alle Pyramiden zur Zeit ihrer Erbauer gewesen seyn müssen, da die Fläche, auf der sie standen, so ungemein viel tiefer lag.

Herodot sah die größte jener Pyramiden in ihrer schönen Marmorbekleidung nicht stufenförmig, wie sie jetzt erscheint, sondern glatt, und auf einer Seite stand eine ägyptische Inschrift, aus welcher ihm sein Führer, ein Priester, erzählte, daß die Summe dessen, was die Arbeiter bloß an Rettichen, Zwiebeln und Knoblauch (war dies vielleicht damals Sklavenfutter?) verzehrt hätten, nach unserm Gelde wenigstens zwey Millionen Thaler betragen habe. Derselbe Priester sagte ihm, daß ein sehr verhaßter König, Namens Cheops, (etwa gleichzeitig mit Simson) der 50 Jahre regiert haben soll, der Erbauer

*) Dieser Hals mit dem Kopfe, der noch hervorragt, ist nicht weniger als 27 Fuß lang, woraus man auf die Größe der ganzen kolossalen Ungestalt schließen kann, welche aus einem einzigen Granitblocke gebauen ist, wie die Franzosen entdeckt haben, die vor 5 Jahren den Rücken vom Sande entblößten. Der schon sehr verstümmelte Kopf hat den treuen Charakter des nubischen Mulattengesichts.

dieser Pyramide gewesen sey. Er habe zu dem Ende von allen Aegyptern harte Frohndienste verlangt, und immer hätten 100,000 Menschen drey Monate nach einander daran arbeiten müssen. Zuerst habe man die Steine am östlichen, gebirgigen Ende des Landes in den arabischen Steinbrüchen gehauen, dann sie mit ungeheurer Mühe bis an den Nil geschleift, und von da auf Schiffen sie weiter geflößt, zusammen ein Weg von mehr als hundert Meilen. Zehn Jahre habe es gekostet, den Hügel, auf dem die Pyramide steht, zuzubereiten, die unterirdischen Gemächer zu bauen, und einen Kanal aus dem Nil unter den Hügel hinzuleiten, welcher daselbst eine Insel für die Grabstätte des Königs gebildet haben soll. Hierüber nun sey die Pyramide selbst aufgerichtet worden. Um die großen Steine in die Höhe zu schaffen, habe man einen schräge hinauf laufenden Damm bis an die Pyramide geführt, der tausend Schritte lang gewesen sey. Nach allen diesen Vorarbeiten habe man erst die eigentliche Pyramide zu bauen angefangen, und bis zu ihrer Vollendung noch volle 20 Jahre gebraucht. Dennoch läßt sich die ungeheure Arbeit ohne eine bewundernswürdige Vollkommenheit des Maschinenwesens nicht als möglich denken.

Die zweite Pyramide wurde, wie man dem Herodot erzählte, von Cheops Bruder und Nachfolger, Chephren, erbauet, und die dritte vom

Mycerinus, Cheops Sohn, beide mit weniger Kunst und in weit weniger Zeit, aber doch immer noch bewundernswürdige Werke.

Bey den Obelisken lag vielleicht eine religiöse Idee zum Grunde, auch mögen sie wohl als Sonnenzeiger gedient haben. Zwey derselben schenkte ein König dem Sonnentempel zum Danke nach einer überstandenen Augenkrankheit. Sie sind älter als die Pyramiden, und bestanden bloß aus viereckten Granitsäulen, die wie schlanke Thürme in die Luft ragten, dagegen jene wie Berge emporstrebten. Ihre Höhe war verschieden. Der höchste Obelisk soll 180 Fuß hoch gewesen seyn, und jede Seite seiner Basis soll 24 Fuß Länge gehabt haben. Doch gab es auch kleinere von 50 bis 60 Fuß Höhe. Sie standen am Eingange der Tempel, Palläste und Säulengänge. Es ist unbegreiflich, woher man die Kräfte genommen hat, diese Thürme zu verfertigen, und sie an Ort und Stelle hinzuschaffen und aufzurichten. Denn das Ganze eines solchen Obelisks war ein einziger Granitblock, der gleich, so wie er war, aus dem Felsgebirge herausgehauen werden mußte. Da es nun in ganz Aegypten keine Granitfelsen giebt, als in den äußersten Gränzgebirgen im östlichen Theile des Landes, so mußten viele tausend Arbeiter dahin gehen. Zuerst mußte gewissermaßen ein Theil des Felsen selbst bearbeitet werden, ehe man den Kloß selbst

herausbauen konnte. War man nun aber auch mit dieser leztern Arbeit fertig, so mußte der Obelisk erst von allen Seiten mit scharfen Steinen so lange abpolirt werden, bis er so glatt wie ein Spiegel wurde. Hierauf ging dann die riesenmäßige Arbeit an, eine so ungeheure Last mehr als hundert Meilen weit nach dem Orte ihrer Bestimmung hinzuschaffen. Doch bediente man sich zum Theil großer Walzen, theils der vielen Kanäle, von welchen das ganze Land durchschnitten wurde. Das meiste aber ward durch die ungeheure Menge von Sklaven verrichtet, die den ägyptischen Königen zu Gebote standen. Die lezte Arbeit war endlich die, den ungeschlachten Koloß an seiner Stelle aufzurichten, welches nicht ohne die allersinnreichsten und zusammengeseztesten mechanischen Werkzeuge zu Stande gebracht werden konnte. Hier hätten sie nun einer Ewigkeit trozen können, wenn nicht die Zerstörungssucht der Menschen ihrem Schöpfertriebe gleich käme. Die Barbaren, welche dies schöne Land so oft verwüstet haben, machten sich ein rechtes Geschäft daraus, keinen Stein auf dem andern zu lassen. Noch jezt findet man Obelisken in allen Theilen Aegyptens, aber umgestürzt und zertrümmert. Die meisten sind mit Hieroglyphen (Bilderschrift) versehen, die wir aber nicht mehr entziffern können.

Länger als tausend Jahre nachher unternah-

men es mehrere römische Kaiser, einige dieser Obelisken mit großen Kosten nach Rom bringen zu lassen. Zu dieser erstaunlichen Arbeit wurden einige tausend Menschen und Pferde gebraucht. Jeder Obelisk mußte so behutsam heruntergesenkt werden, daß er nicht durch einen plötzlichen Sturz zerbrach; dann mußte er auf Walzen und Flößen an die Küste geschafft, auf großen Schiffen über das mittelländische Meer, längs der italiänischen Küste hin, in die Tiber gefahren, hier wieder durch gewaltige mechanische Vorrichtungen aus den Schiffen herausgehoben, nach Rom geschleppt, und auf dem Markte dieser großen Stadt aufgerichtet werden. Alles ging glücklich, und die Obelisken standen in Rom fast ein halbes Jahrtausend. Als aber auch diese berühmte Stadt zuletzt das allgemeine Schicksal aller irdischen Größe erfuhr, und in einer Reihe von Stürmen und Verwüstungen wilder Völker unterging, wurden auch jene majestätische Säulen umgestürzt und zerbrochen. Wohl tausend Jahre lagen nun die großen Felsentrümmer mit Schutt und Erde bedeckt, bis endlich vor 300 Jahren ein kunstliebender Beherrscher des neuern Roms, Papst Sixtus V., durch seinen geschickten Baumeister Fontana das große Werk unternahm, die einzelnen Stücke aus dem Schutt herauszugraben, sie wieder zusammenzusetzen, und so die vollständigen Obelisken wieder aufzurichten. (S.

Thl. VII. Art. Sixtus.) O daß sie doch nie wieder umgestürzt würden, diese ehrwürdigen Zeugen des grauesten Alterthums!

Auch von den vielen künstlichen Kanälen, die einst gewiß Hunderttausende von Menschenhänden beschäftigt haben, sind noch jetzt Spuren übrig. Aber die meisten sind doch verschüttet, da jenes schöne Land nun seit 1500 Jahren von trägen Barbaren bewohnt wird. In alten Zeiten waren diese Kanäle nicht nur eine große Bequemlichkeit beim Handel, sondern man unterstützte damit auch die jährlichen Ueberschwemmungen des Nilstroms, die sonst kaum das halbe Land bewässert haben würden. Denn die Kanäle konnten durch Schleusen so versperrt werden, daß das Wasser auch aus ihnen, wie aus dem Nil, übertreten mußte. Das größte Schleusenwerk war bey dem See Möris angelegt, welcher 15 Meilen im Umfange hatte, und selber größtentheils von Menschenhänden ausgebildet worden war. Wer möchte wohl noch klein von dem Menschen denken, wenn er solche Werke betrachtet?

Es sind uns aber kürzlich aus dieser Wiege menschlicher Kultur und Kunst noch eine Menge anderer, vorher unbekannter Denkmäler durch die Untersuchungen der Franzosen bekannt geworden, deren Beschreibung mich hier zu weit führen würde, die aber die alte Vermuthung bestätigen, daß das jetzige Menschengeschlecht viel älter sey,

als man gewöhnlich annimmt, und daß in Oberägypten, und vielleicht in Aethiopien, viel früher schon organisirte Staaten und Städte mit Mauern und Tempeln vorhanden gewesen sind, als irgend eine unserer Traditionen berichtet.

Nächst der Baukunst excelliren die alten Aegypter (viel früher als die Griechen) in der Bildhauerkunst. Die Bildsäulen ihrer Götter gaben dazu den Anlaß. Die Kenntniß der Gestirne vermischte man mit religiösen Ideen, da man den Planeten früh einen geheimen Einfluß auf die Erde zuschrieb. Die zwölf Zeichen des Thierkreises findet man noch in mehreren Tempelruinen abgebildet. Alle diese Kenntnisse waren aber nur ein Eigenthum der Priesterkaste, der das gemeine Volk fast sklavisch unterworfen war. Die Priester allein waren auch im Besitz der Schreibkunst, die zuerst symbolisch oder hieroglyphisch geübt ward, bis irgend ein glücklicher Kopf (etwa auf dem Wege unsers Olivier) die vorher gewiß verlachte Möglichkeit entdeckte, alles Sprechbare mit wenigen einfachen Zeichen auszudrucken.

Zu dieser Erleichterung des Schreibens fehlte aber noch immer ein bequemes Material, denn bisher hatte man, anstatt zu schreiben, nur gravirt. Man war zwar frühe darauf gefallen, aus Baumrindenbast eine Art von Papier zusammenzuflechten, allein dies blieb immer ein sehr

unvollkommenes Hülfsmittel. Zuletzt nahm man den innern weichen Bast der ägyptischen Schilfstaude, Papyrus (⏑-⏑) genannt, *) dazu, von dem nachmals alles Papier den Namen erhalten hat. Man legte diesen Bast lagenweise auf einer Tafel dicht neben einander, legte dann eine Queerlage drüber, und vereinigte beide mittelst des Leims und der Presse zu großen Bogen, denen man durch Poliren eine angenehme Weiße und Glätte zu geben wußte. Die Alten beschrieben gewöhnlich einen solchen Bogen nur auf einer Seite, und rollten ihn dann zusammen. Auch mehrere an einander geheftete Bogen wurden zusammengerollt. Das Schreiben geschah mit einem Rohr, das wie unsere Federn gespitzt und gespalten wurde. Die Fabrikation dieses Papiers brachte den Aegyptern in der Folge viel ein, bis im 13. Jahrhundert nach Chr. das Baumwollen- und ein Jahrhundert später das Lumpenpapier erfunden ward, worüber das ägyptische in Vergessenheit gerieth. Aber das ganze Alterthum hat kein anderes tragbares Schreibmaterial gekannt, als dies ägyptische Papier, das Pergamen und kleine Wachstafeln.

Ungeachtet aber die Aegypter um die

*) Eine Binsenart, die 8 bis 9 Fuß hoch wächst, und deren nahrhaftes Mark dem ärmern Volke zur Speise diente.

Schreibkunst so große Verdienste haben, so ist uns doch niemals von ägyptischen Schriften eine Kunde zugekommen, ja nicht einmal von ihrer Sprache haben wir eine ausführlichere Probe übrig. Auch von ägyptischen Dichtern hat man nie gehört. Das melancholische Temperament dieser Nation (eine Folge des feuchten Klima's) und der Zwang, in welchem die arbeitende Klasse von den Priestern erhalten wurde,*) scheint das fröhliche Aufstreben der Phantasie bei ihnen gehemmt zu haben. Mehr aufgelegt scheinen die Aegypter dagegen zum stillen Denken gewesen zu seyn. Herodot hält sie für die ersten, die auf die Idee von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode verfallen seyen. Er hörte ihre Priester lehren, die Seele eines Sterbenden fahre in ein Thier, das in demselben Augenblick geboren werde, und wandere dann immerfort, bis sie das ganze Thierreich durchzogen sey, welches in dreitausend Jahren geschehe, nach welcher Zeit sie dann wieder in einen Menschen fahre. Die große Sorgfalt, die man in Aegypten auf die Einbalsamiren der Todten verwendete, war eine Folge die-

ses

*) Alle Uebungen im Ringen, Laufen, Springen, Werfen, und andern den Körpern stärkenden Spielen waren strenge verboten, damit der große Haufen nicht zu muthig würde. Selbst Kinder wurden dafür bestraft. Welch ein Despotismus!

ses Glaubens an Unsterblichkeit, so wie ihre für die Ewigkeit gebauten Werke ihre heiße Sehnsucht, noch spät im Gedächtniß der Nachwelt zu leben, rührend beurkunden. Rührend, sage ich; denn welcher edlere Mensch theilt nicht dieselbe Sehnsucht mit ihnen? wünschte nicht, durch irgend ein würdiges Werk seinen Namen über die kurze Gränze dieses Lebens hinaus zu tragen?

17.

Der Schatz des Rhampsinit.

Ein ägyptisches Mährchen hat uns der Grieche Herodot doch aufbehalten, welches bey dem Mangel an Volksdichtungen aus jenem Lande wohl der Aufbewahrung werth ist, zumal da es einen artigen Blick in den Geist der Zeit gewährt.

Rhampsinit, heißt es, war ein reicher König in Aegypten, noch vor Cheops Zeit. Er ließ sich an seinem Pallast zu Memphis eine steinerne Schatzkammer ohne Fenster und Thür anbauen, so daß der Eingang bloß durch seine Zimmer im Pallast möglich war. Aber der Baumeister war ein Schelm; er setzte einen großen Quaderstein so künstlich ein, daß er mit leichter Mühe von einem Kundigen herausgenommen werden konnte. Es war ihm indessen nicht beschieden, die

Früchte seiner List zu schmecken, denn als das Gebäude fertig war, und der König seinen Schatz hinein bringen ließ, ward der Baumeister tödtlich krank und starb. Vor seinem Ende entdeckte er seinen beiden Söhnen das Diebsgeheimniß. Diese konnten kaum die nächste Nacht erwarten; sie fanden bald den bezeichneten Stein, nahmen ihn weg, holten sich heraus, soviel sie tragen konnten, und setzten den Stein sorgfältig wieder ein. Mit Verwunderung bemerkte der König am folgenden Tage den Verlust, ohne irgend eine Spur von Verletzung der Mauer zu sehen. In ein Paar Tagen fehlte wieder, beim nächsten Besuche abermals etwas. Neugierig, den Dieb und sein Verfahren kennen zu lernen, legte er hierauf Fangeisen und Schlingen zwischen die Kisten. Die List gelang, denn als in der nächsten Nacht die beiden Brüder abermals erschienen, und einer von ihnen durch das Loch hineinstieg, verwickelte er sich im Finstern dergestalt in die Schlingen, und ward von den Eisen so zusammengekniffen, daß er sich an allen Gliedern gefesselt fühlte, und keine Rettung für möglich hielt. Je mehr er zog und zerrte, desto fester wurden die Schlingen, und ach, schon rückte die Morgendämmerung heran. „Bruder, sagte er endlich verzweifelnd, für mich ist keine Rettung; damit aber du und unsere gute Mutter nicht auch büßen müsset, so schneide mir den Kopf

ab, und nimm ihn mit dir, so wird man mich nicht erkennen." Der Bruder thats, setzte den Stein geschickt wieder ein, und eilte nach Hause.

War des Königs Verwunderung vorher schon groß gewesen, so wuchs sie jetzt noch mehr, da er den kopflosen Rumpf in seiner noch immer verschlossenen Schatzkammer fand. Indessen verzweifelte er noch nicht, den Dieb ganz kennen zu lernen. Auch der gemeinste Tagelöhner in Aegypten duldete es nicht, daß irgend einer seiner Angehörigen ohne die letzte Ehre verscharrt, oder gar nach seinem Tode gemißhandelt wurde, und auf diesen religiösen Sinn seines Volks gründete der König seine Hoffnung. „Ich will, dachte er, den Rumpf hoch an die Mauer hängen lassen, wo jedermann ihn sehen kann, und Wächter dabey stellen, die auf jedes vorübergehenden Blicke und Reden merken sollen. Sieht nun irgend einer traurig hin, den soll man sogleich festhalten und zu mir bringen."

Auch dieser Einfall wäre dem Könige beinahe geglückt. Denn die Mutter der beiden Brüder war untröstlich darüber, daß sie an dem Todten einen solchen Jammer erleben sollte, ihn an der Mauer verfaulen zu sehen, und drohte dem andern, dem König alles zu verrathen, wenn er ihr nicht den Leichnam zum Einbalsamiren verschaffen würde.

Was war zu thun? Der Kopfabschneider

mußte eine neue List ersinnen. Er füllte eine Anzahl lederner Schläuche mit Wein, belud ein Paar Esel damit, und führte diese in dem Aufzuge eines Eseltreibers um die Abenddämmerung vor der Mauer vorbey, wo die Wächter standen. Als er nahe bey ihnen war, band er heimlich einen Schlauch auf, und ließ den Wein auf die Erde laufen. Jene, in der Meinung, dies sey ein Zufall, lachten ihn schadenfroh aus, und eilten, den rinnenden Wein aufzufangen. Der Eseltreiber stellte sich anfangs aufgebracht, hernach aber, da er die Wächter so lustig trinken sah, sagte er lachend: „Nun, wenn ich euch damit einen Gefallen gethan habe, so will ich mich weiter um den Schaden nicht grämen." — „Das mußt du auch nicht, Brüderchen, sagten die Wächter; setze dich lieber her, und trink mit uns. Du hast ja da noch Wein genug. Ich dächte, du gäbst uns noch einen frischen Schlauch zum Besten."

Der Eseltreiber ließ sich den Scherz gefallen, und schenkte ihnen so oft die Becher voll, bis sie sämmtlich, im süßen Rausch verloren, niedertaumelten und einschliefen. Unterdessen war es finster geworden, und nun ward es dem Schlaukopf leicht, den Leichnam seines Bruders abzuschneiden, und auf einen seiner Esel zu laden. Zum Schimpfe schor er noch, ehe er von dannen zog, den schlafenden Wächtern auf einer

Seite den Bart ab, und brachte dann der ängstlich harrenden Mutter den Leichnam.

Des Königs Erstaunen, wie seine Neugier stieg immer höher. Seine eigene Tochter bot er jetzt demjenigen an, der ihr aus seiner Lebensgeschichte die listigste und zugleich die böseste That erzählen würde. Wohl! dachte der Dieb, dem dieser Wettstreit mit dem Könige Vergnügen machte; ich will hingehen, und sie sollen mich doch nicht fangen! Er ging spät am Abend in das Zimmer der Königstochter, die ihn sogleich bey der Hand faßte, und ihm die genannte Frage vorlegte. „Schöne Fürstin, antwortete er, meine häßlichste That ist die, daß ich meinem Bruder den Kopf abgeschnitten, und meine listigste, daß ich die königlichen Wächter barbirt habe.“

„Ha, Schelm, so kommst du nicht los!“ rief die Prinzessin, und hielt seine Hand mit allen Kräften fest. Aber in dem Augenblick sah sie ihn zur Thür hinaus springen, und nahm nun mit Entsetzen wahr, daß sie die Hand des todten Bruders in der ihrigen hielt, welche der Schalk abgeschnitten, und statt seiner eigenen unter dem Mantel hervorgehalten hatte.

Jetzt gab der König die Hoffnung auf, diesen Meister aller Schelmenkünste zu überlisten, und um seinen Mann auf dem geraden Wege kennen zu lernen, machte er bekannt, daß der:

selbe von aller Strafe frey seyn, und noch eine Belohnung dazu haben sollte, wenn er sich freiwillig vor ihn stellte. Er bekräftigte diese Versicherung mit seinem königlichen Worte, und nun trug jener kein Bedenken, sich zu melden. Der König bewunderte ihn sehr, doch ohne ihn zu loben, und gab ihm seine Tochter zur Ehe.

18.

Das Labyrinth.

(685 v. Chr.)

Auf die fast fabelhaften Erbauer der Pyramiden folgt nun in der ägyptischen Geschichte ein Zeitraum von beinahe sechs Jahrhunderten der undurchdringlichsten Dunkelheit. Soviel sich indessen aus verworrenen Sagen schließen läßt, war dies zugleich für das nicht allzu fest verwahrte Reich ein Zeitraum großer innerer Zerrüttungen. Die Aethiopier, damals ein kriegerisches Volk, thaten häufig Einfälle in das Land, und unterjochten es zuletzt völlig. Die Griechen nennen vier äthiopische Könige, unter deren Botmäßigkeit Aegypten gestanden haben soll. Endlich schüttelte das Volk in einer Empörung das fremde Joch ab, und richtete eine Regierung ein, an deren Spitze 12 Könige zugleich standen. (Dode-

karchie.) Diese verpflichteten sich, das Land in Friede und Eintracht zu regieren, und verbanden sich zu dem Ende unter einander durch Verschwägerungen, beschlossen auch, ihre Regierung durch ein großes, gemeinschaftlich übernommenes Werk der Baukunst zu verewigen. Daraus entstand das sogenannte Labyrinth, ein Gebäude, welches Herodot in Ansehung der Kunst noch den Pyramiden vorzieht. Seiner Beschreibung nach bestand es aus sechs bedeckten Höfen, deren Thore einander gegen über standen, sechse gegen Norden, und sechse gegen Süden. Diese Höfe waren noch mit vielen Stockwerken überbaut, die auf Säulen von weißem Sandstein ruhten, und in welchen zusammen 1500 Zimmer angebracht waren. Das Ganze war von einer äußeren Mauer umschlossen. Unter der Erde, also unter dem Fußboden der Höfe, sollen in mehreren unter einander fortgehenden Kellergeschossen ebenfalls noch 1500 Zimmer befindlich gewesen seyn, (??) die man aber dem Griechen nicht zeigen wollte, weil darin die Begräbnisse der heiligen Krokodille *) und der Erbauer des Labyrinths waren. Die oberen dagegen, durch welche man ihn ge-

*) Man betete diese Thiere an, weil man sich vor ihnen fürchtete, und den Ichneumon, weil man seine Wohlthat empfand. Man wollte es mit keinem verderben. Doch betrachtete der religiöse Sinn alle Thiere als von den Göttern inspirirt, ja als göttliche Gestalten selbst.

führt hat, kann er nicht wunderbar genug beschreiben. Man geht, sagt er, aus dem Hofe in die Zimmer, aus den Zimmern in die Säle, aus den Sälen in die Kammern, und aus den Kammern wieder in andere Höfe. Ueberall sind Decken und Wände von Stein, und mit halb erhobener Arbeit geziert. An dem einen Ende des Labyrinths steht eine Pyramide, 40 Klafter hoch, mit steinernen Thierfiguren in Lebensgröße bekleidet, zu deren Innerem ein unterirdischer Gang führt. — Jetzt ist von diesem Gebäude noch eine große Ruine übrig, die etwa 150 Zimmer enthält.

19.
Psammitich.

(670.)

Es war wohl sehr natürlich, daß eine unter zwölf Gebieter gleich vertheilte Herrschaft nicht von langer Dauer seyn, sondern nach einigen Reibungen demjenigen zufallen würde, der Ansehen und Klugheit genug haben würde, seine Kollegen zu verdrängen. Psammitich hieß der Muthige, dem dies gelang. Die Alten, die nichts erzählen können, ohne poetische Verschönerungen und religiöse Beziehungen einzumischen, berichten diese einfache Begebenheit folgendermaßen:

Die zwölf Könige hatten ein Orakel, daß derjenige von ihnen, welcher im Tempel eines gewissen Gottes sein Trankopfer in einer ehernen Schale darbringen würde, (die Könige von Aegypten waren nämlich allemal zugleich auch Priester) die Alleinherrschaft erlangen werde. Einmal nun, da sie alle an einem Feiertage im Tempel beisammen waren, und zum Beschlusse des Festes ein Trankopfer ausgießen wollten, brachte ihnen der Oberpriester die dazu gewöhnlichen goldenen Schalen herbey. Aber siehe, er hatte sich vergriffen, denn beim Austheilen fand sichs, daß es nur elfe waren. Da aber unterdessen der andere Priester, welcher das Eingießen besorgte, schon dem Psammitich, welcher ohne Schale dastand, nahe gekommen war, griff dieser in der Eil nach seinem ehernen Helme, und hielt ihn hin. Er dachte dabey nichts arges, aber die andern Könige wurden sogleich bestürzt, denn das Orakel fiel ihnen ein, und sie verbannten deshalb ihren Kollegen in die morastigen Gegenden Oberägyptens.

Mißmuthig fragte der arme Verwiesene das Orakel in der Stadt Butis um Rath, und erhielt die Antwort: „Die Rache wird kommen, wenn eherne Männer vom Meere heraufsteigen.“ Psammitich schüttelte zweifelnd den Kopf, und gab schon die Hofnung auf, als seine getreuen Diener ihm die Botschaft brachten, am

Ufer sey ein Schwarm von fremden Männern, ganz in Erz gepanzert, gelandet. Es waren griechische Seeräuber von der Küste Kleinasiens, die alles in Furcht und Schrecken setzten, weil man bis dahin in Aegypten noch nie einen geharnischten Mann gesehen hatte. Psammitich zog diese Leute durch große Verheißungen an sich, vertrieb mit ihrer Hülfe seine elf Kollegen, und führte die Monarchie wieder ein.

Seine Nachfolger waren zum Theil sehr kriegerisch. Zuletzt berührten sich die Aegypter mit den Assyrern und Babyloniern auf ihren Wegen, und als der unwiderstehliche Cyrus sich alles unterwarf, nahm er endlich auch Aegypten in sein großes Perserreich auf. (529 v. Chr.)

20.

Die Griechen.

Griechenland finden wir im Anfange dieses Zeitraums noch in einem chaotischen Zustande. Eine Menge kleiner Staaten bestehen zwar bereits neben einander, aber noch nicht mit solcher Festigkeit, daß nicht hier und da einer von einwandernden Fremdlingen über den Haufen geworfen würde. Die Wanderungen aus und nach Kleinasien dauern fort. Die Könige sind noch

immer nichts weiter, als die reichsten Heerdenbesitzer und im Kriege die Anführer. Der Amphiktyonenbund diente dazu, unter mehreren nördlichen Städten eine freundschaftliche Verbindung zu erhalten, und die Religion that gleichfalls das Ihrige, die rohen Gemüther zu zähmen, und eine künftige Gesetzgebung vorzubereiten. Dies geschah in Griechenland vorzüglich durch zwey berühmte Orakel, bey denen sich die Führer der Völker, wie einzelne Privatpersonen vor jeder wichtigern Unternehmung Raths erholten. Da man zu den Priestern nur die verständigsten Männer wählte, so mußte ihr Rath oft weise erfunden werden, und dies erwarb diesen Anstalten Ruf und Vertrauen. Am liebsten aber verlangte die Neugier der Menschen von den Orakeln Offenbarungen der Zukunft. Damit nun die Priester dabey nie in Verlegenheit kamen, gewöhnten sie die Fragenden an unbestimmte, zweideutige Antworten, von denen wir oben in der Geschichte des Krösus einige Beispiele gesehen haben, und entschuldigten sich mit der geheimnißvollen Dunkelheit des gewaltigen Schicksals, von dem es schon große Güte sey, daß es den schwachen Sterblichen auch nur soviel noch enthülle.

21.

Das Orakel zu Dodona.

Das älteste griechische Orakel war bey Dodona (⏑--⏑) in Epirus (⏑--⏑). Hier, sagt die Fabel, ließ sich einst eine schwarze Taube aus Aegypten nieder, und verkündigte von einer hohen Eiche herab mit menschlicher Stimme, daß hier ein Orakel des Zeus errichtet werden solle. Die Einwohner des nahen Dorfes gehorchten dem Befehle, es ward ein großer Tempel erbaut, und späterhin mit prächtigen Säulen und unzähligen marmornen Statuen verziert. Die schwarze Taube war vermuthlich ein ägyptisches Weib, die ihren angestammten Aberglauben aus ihrem Vaterlande hin nach Griechenland brachte, und den Einwohnern von Epirus ihre Wahrsagerkünste zum Besten gab. Die Art, dies Orakel zu befragen, war sehr mannigfaltig. Bald gingen die drey Priesterinnen, die dazu bestellt waren, im Namen der Fragenden unter die alte Eiche, und horchten auf das Säuseln der Blätter oder auf das Geräusch einer nahe vorbey rieselnden Quelle, bald deuteten sie den Willen der Götter aus dem Klange, der aus dem Zusammenschlagen vieler ehernen Becken entstand, welche, dem Winde ausgesetzt, rings um den Tempel hingen. Auch waren vor dem Tempel zwey Säulen, auf der

einen stand ein großes metallenes Gefäß, auf der andern das Bild eines Kindes mit einer Geißel von drey feinen Metallketten in der Hand. Auch diese waren ein stetes Spiel der Winde, und aus den Tönen, welche von dem Anschlagen der Ketten an das Gefäß erklangen, verkündigten die Priesterinnen dem Fragenden seine Antwort.

22.

Das delphische Orakel.

Mitten in Griechenland, zwischen den Provinzen Phocis und Locris, die ein Seitenarm des berühmten Gebirges Parnassus trennte, entdeckten Ziegen einst ein verborgenes Erdloch, aus welchem ein starker Dampf quoll, der sie betäubte und in Verzuckungen setzte. Die Hirten, und wer sonst noch herbeilief, erfuhren die nämliche Wirkung, sie taumelten, und stießen unverständliche Laute aus. Alsbald benutzte der Aberglaube diese Entdeckung; Apollo, hieß es, sey bereit, hier seine Priester zu begeistern. Die Einwohner des nahe liegenden Städtchens Delphi, das hoch vom Abhange eines Berges herabschaute, erbauten dem nahen Gotte einen Tempel, setzten Priester zu seinem Dienste ein, und lockten bald aus den entferntesten Gegenden

Neuzierige herbey, die den Apoll um die Zukunft befragten. In spätern Zeiten war die Einrichtung folgende: Einer der Priester hatte das Geschäft, täglich das Heiligthum zu säubern. Mit Tagesanbruche ging er im Gefolge seiner Unterbedienten in einen heiligen Hain, Lorbeerzweige zu brechen, Kränze daraus zu winden, und diese an verschiedenen Orten des Tempels aufzuhängen; er schöpfte Wasser aus der kastalischen Quelle, die Gefäße im Vorhofe damit zu füllen, und das Innere des Tempels damit zu besprengen; und dann ergriff er Bogen und Köcher, um die Vögel zu vertreiben, daß sie sich nicht auf das Gebäude oder auf eine der heiligen Säulen setzten. Ein Chor von andern Priestern hatte das höhere Geschäft, die Aussprüche des Gottes aufzufassen, und in schöner rhythmischer Sprache den Fragenden kund zu thun. Priesterinnen behüteten das heilige Feuer auf dem Altare, und durften es nie erlöschen lassen. Eine Menge Opferer, Wahrsager, Zeichendeuter und Unterbediente vermehrten die hohe Pracht des Götterdienstes, und doch reichten sie alle kaum hin, um die vielen Fremden zu befriedigen, die fast täglich von allen Orten her nach Delphi kamen. Jeder Einwohner der heiligen Stadt hatte ein Recht an dem Dienste des Gottes, und hielt sich näher mit ihm verwandt.

Eine alte Priesterin, die jedesmal den Na-

men Pythia führte, hatte dabey das schlimmste Geschäft. Sobald ein Fragender seine Frage an das Schicksal schriftlich abgegeben hatte, ward die Pythia von den Priestern ins innerste Heiligthum geführt, und auf einen mit Lorbeerzweigen umflochtenen großen Dreifuß gesetzt, der gerade über der vorhin erwähnten dampfenden Höhle stand. Kaum hatten die unterirdischen Dämpfe sie durchdrungen, so bekam sie gräßliche Zuckungen, ihr Haar sträubte sich empor, die Augen verdrehten sich, ihr Mund schäumte, und in der höchsten Raserey stieß sie endlich unter dem fürchterlichsten Geheul abgebrochene Worte und unverständliche Töne aus, die die Priester welche das arme Weib so lange mit Gewalt auf dem Dreifuße festgehalten hatten, begierig auffingen, und aus denen sie mit Schlauheit eine meist zweideutige Antwort verfertigten, mit der sich der Fragende begnügen mußte. Auch diese Antwort ward schriftlich gegeben. Zu dem Amte der Pythia wählte man gewöhnlich alte Jungfrauen aus Delphi von der niedrigsten Herkunft, ohne Erziehung und von schwachem Verstande. Die entsetzliche Angst auf dem Dreifuße soll mancher auf der Stelle das Leben gekostet haben.

Die Fragenden mußten zuvor Thiere opfern, gewöhnlich Stiere und Ziegen, nachher ein Schmaus für die Priester. Beim Abschiede ließ man dem Gotte Geschenke zurück, die allmälig

den Tempelschatz so bereicherten, daß eine Sage ging, es liege in Delphi mehr Gold und Silber aufgehäuft, als die jährlichen Einkünfte des großen Perserkönigs betrügen. Von der Freigebigkeit des Krösus gegen den delphischen Gott ist schon oben erzählt worden. Aehnliche Geschenke liefen auch von andern reichen Männern ein, und im folgenden Zeitraume, wo Bildhauerkunst und Malerey unter den Griechen zur höchsten Vollkommenheit gebracht wurden, sandten die Völker Griechenlands die Meisterstücke ihrer kunstreichen Mitbürger nach Delphi zum ewigen Gedächtnisse, so daß man daselbst späterhin wie in einer Gallerie der prächtigsten Kunstwerke umherging. Die Abbildungen glorreicher Siege, die Statuen berühmter Feldherren und Dichter, die seltensten Stücke der Beute, selbst Schiffsschnäbel wurden hier aufbewahrt, und kurze Inschriften bezeichneten den Geber und die Veranlassung des Geschenks. Kurz, es waren hier der Merkwürdigkeiten so viele zu sehen, daß man viele Tage brauchte, um alles recht genau kennen zu lernen. Es fehlte auch nicht an prächtigen Gebäuden, denn außer dem großen Apollstempel baute man auch in der Folge andern Göttern ähnliche Tempel, gewöhnlich von Marmor aus der nahen Insel Paros, der wegen seiner Feinheit, Härte und Weiße im Alterthume vorzüglich berühmt war, und die Stelle unsers

sers Sandsteins, der dort mangelt, ersetzte. Zu allen diesen Kunstschönheiten kam nun noch die schöne romantische Lage des Städtchens, das im Hintergrunde, zwischen hohen Gebirgen, wie ein Theater erschien. Ein wilder Waldstrom, Plistus genannt, rauschte neben der Stadt hin, und stürzte sich wenige Meilen davon ins Meer. Unzählige Echos tönten von den vielen Felsen wieder, und gaben dem Gesange und der Musik, die man oft daselbst anstimmte, eine unaussprechliche Anmuth. Die Natur schien mit einzustimmen in die Lieder der fröhlichen Menschen.

Dieser schönste Ort in Griechenland war auch zugleich der wichtigste. In ihm vereinigten sich die Amphiktyonen, und was die Regierer beschlossen, das mußten die mit ihnen einverstandenen Priester in Göttersprüche verwandeln, um es dem großen Haufen heilig zu machen. Auch gehörte es mit zu dem Bundeseide der Amphiktyonen, dies Heiligthum zu Delphi gegen jeden frechen Entweiher mit vereinigter Kraft zu beschützen, und jeden an demselben begangenen Raub zu rächen.

23.
Herkules.

(etwa 1280 — 1230.)

Wunderbar ist es anzuschauen, wie die Natur dafür gesorgt hat, daß unter Tausenden gewöhnlicher Menschen von Zeit zu Zeit ein Mann geboren wird, der die Kraft vieler Andern in sich vereinigt, und, wie die Eiche über niedriges Gestrüpp, weitragend und mächtig über alle Andern emporstrebt. Ein solcher wird alsdann, sich selber unbewußt, wie es geschehe, von einer großen That zur andern hingezogen. Das Außerordentliche ist seine Freude, und er kann dem Triebe nicht widerstehen, es zu vollbringen, ja er vollbringt es oft, ohne selbst zu wissen, wie bewundernswürdig das ist, was er thut.

Solch ein Mann war Herkules (Herakles) angeblich eines thebischen Königs Amphitryon und seiner Gemahlin Alkmene Sohn. Angeblich, sage ich, denn seine Geschichte ist, wie die des Simson, so sehr in Mythen eingehüllt, daß es schwer ist, das Wahre daraus hervorzufinden. Den Dichtern genügte auch die königliche Abkunft noch nicht; nach ihnen war Zeus selber sein Vater, der dadurch seine Gemahlin Here so eifersüchtig auf Alkmenen machte, daß sie dem kleinen Herkules schon von seiner Geburt

an, lebenslängliche Verfolgung schwur. Selbst in seine Wiege, heißt es, legte sie ihm zwey Schlangen, aber schon hier zeigte sich die keimende Heldenkraft, indem der Knabe sie beide zerdrückte.

Als er herangewachsen war, ward Jagd und Krieg sein liebstes Geschäft. Er zog herum mit Bogen und Pfeilen, und erlegte viele Wölfe, Eber und Bären, die die Wohnungen der Menschen, und besonders die Wege in den Wäldern unsicher machten; er führte einen Schwarm junger Thebaner nach Onchestus, und züchtigte den König dieses Stammes, welcher sich eine Oberherrschaft über Theben anmaßen wollte, und den Gesandten, welche Tribut einzufordern kamen, schnitt er nach Barbarenweise Nasen und Ohren ab.

Bey seiner Leidenschaftlichkeit scheint er sehr melancholischen Temperaments gewesen zu seyn. In einem Anfall periodischen Wahnsinns, ermordete er einmal seine und seines Bruders Kinder. Als er zu sich selbst kam, erschrak er vor der ungeheuren That, und verbannte sich selbst aus seinem Vaterlande. Er ging nach Delphi, und fragte das Orakel, wie er die Götter versöhnen könne. Die Antwort war: wenn er nach Tyrinth in Argolis ginge, und dem Könige dieser Stadt zwölf Jahre dienstbar würde. Auch dies

Geschick leiten die Dichter vom Zorn der Götterkönigin her.

Den König Eurystheus beunruhigte ein so gewaltiger Gast, wiewohl derselbe alles gehorsam auszurichten versprach, was er ihm auftragen würde. Hier folgen nun die berühmten zwölf Arbeiten des Herkules, die dieser auf Eurystheus Befehl vollbracht haben soll, und die von den Dichtern verschieden angegeben, und noch verschiedener ausgeschmückt sind. Er erschlug einen Löwen in dem nemeischen Walde auf dem Isthmus (Erdenge) von Korinth mit seiner Keule, hieb einer Schlange in dem lernäischen Sumpfe bey Argos ihre vielen Köpfe ab, (an deren Stelle immer gleich wieder neue erwuchsen, bis sein Gehülfe Jolaus auf den Einfall kam, die Rümpfe durch aufgedrückte Feuerbrände zu ertödten) fing einen ungeheuren Eber auf den erymanthischen Gefilden in Arkadien lebendig, und brachte ihn dem König gebunden auf seinen Schultern, holte einen wunderschönen Hirsch auf dem Gebirge Mänalus ein, reinigte den stymphalischen See in Arkadien von den vielen daselbst herumschwärmenden Vögeln, kämpfte mit den Amazonen (einem fabelhaften Volk von kriegerischen Weibern in Kleinasien) um das Wehrgehenk ihrer Königin, räumte den Stall des Augias, Königs von Elis, aus, in welchem sich seit dreißig Jahren der Mist von

3000 Rindern angesammelt hatte, und was der Heldenthaten mehr waren. Die Dichter ermangeln sogar nicht, ihn zweimal in die Unterwelt zu schicken, einmal seinem Freunde Admetus zu Gefallen,*) ein andermal auf Eurystheus Befehl, dem er den Cerberus heraufholen mußte, jenen berühmten dreiköpfigen Hund, der nach den Sagen der Dichter, den Eingang zum Schattenreich in der Unterwelt bewachte.

Der Mythus von seinem Tode ist ganz im religiösen Geiste der ältern Griechen gedichtet. Betrachtungen über den seltsamen Gang des Menschenlebens und über die wunderbaren Verkettungen der Begebenheiten in demselben, führten die Dichter früh auf die Vorstellung, daß ein allgewaltiges Schicksal jedem Menschen seine Thaten und Leiden zugewogen habe, denen er mit allem Bestreben des eigenen Willens nicht entgehen könne. So auch, sagen sie, erging es dem Her-

*) Dieser war König zu Pherä in Thessalien. In einer unheilbaren Krankheit erhielt er ein Orakel, nur dann könne er genesen, wenn sich jemand an seiner Statt freiwillig dem Tode opfere. Sein treues Weib Alceste bat darauf die Götter heimlich, sie hinwegzunehmen. Es geschah. Sie starb, und er genas. Herkules, von soviel Liebe gerührt, stieg in die Unterwelt hinab, und erbat sich von Aides Gemahlin Persephone (◡-◡◡) das Leben des treuen Weibes zurück.

kules. Er vermählte sich mit der Deianira (-⏑⏑-⏑), einer Tochter des ätolischen Königs Oeneus (--), die er auf seinen Zügen mitnahm. Als er nun über den Fluß Euenus in Aetolien setzen wollte, schickte er sie auf der Fähre, die dort ein Centaur, Namens Nessus, hielt, voran. Dieser Ungeschlachte wollte ihr mitten auf dem Strome Gewalt anthun, aber Herkules, der es von ferne sah, schoß ihm einen tödtlichen, vergifteten Pfeil durch den Leib. Um sich zu rächen, fing der Sterbende etwas von seinem, nun auch vergifteten, Blute in seinen ledernen Wamms auf, gab es der Deianira, und sagte ihr, dies sey ein sicheres Mittel, ihren Mann treu zu erhalten. Sie dürfe ihm nur im Nothfall mit diesem Blute das Innere seines Gewandes sanft bestreichen, so werde augenblicklich seine Liebe zu ihr zurückkehren.

Sehr erfreut über dies Geschenk verwahrte die zärtliche Gattin es sorgfältig und geheim. Ihr Mann ließ sie bald darauf in Trachyn (in der südlichsten Spitze Thessaliens, links neben Thermopylä) zurück, und ging auf neue Abentheuer aus. Er kam nach Oichalia, auf der Insel Euböa. Hier gefiel ihm die schöne Jole (-⏑⏑), des Königs Eurytus Tochter, so sehr, daß er sie zum Weibe begehrte. Der Vater, der dies Verlangen mit Recht für unziemlich hielt, schlug es ihm ab; Herkules, darüber aufgebracht, trieb

ihm über Nacht seine Heerde Stuten weg, führte am Morgen den suchenden Sohn auf eine Felsenspitze, unter dem Vorwande, ihm die Stuten zu zeigen, und — stürzte ihn tückisch von dem Felsen hinab.

Auch für diese Unthat hieß das Orakel ihn Sklavendienste suchen. Er ging deshalb nach Lydien, und gab sich einer Königin Omphale (-⏑⏑) Preis. Diese ließ ihn Anfangs zum Hohn in Weiberkleidern am Rocken spinnen, und erst späterhin gebrauchte sie ihn zu würdigern Diensten. Losgelassen suchte er dennoch den Eurytus wieder auf, die alte Leidenschaft kehrte mit doppelter Wuth zurück, und da er das Mädchen noch nicht erhalten konnte, nahm er es mit Gewalt, erschlug den Vater, zerstörte sein Haus, und schickte die Jole seiner Gemahlin als Sklavin zu. Das redliche Weib freute sich, als sie nach langer Zeit einmal wieder etwas von ihrem geliebten Gemahle erfuhr, aber wie erschrak sie, da ihr Jole gleich darauf die schrecklichen Thaten seiner Raserey erzählte. Ach, dachte sie, wenn mein Herkules dieses Mädchen so heftig liebt, so wird er mich Arme vielleicht verstoßen, wenn er nach Hause kommt. Wohlan, jetzt ist es Zeit, das Mittel des Nessus zu versuchen.

Sie schickte ihrem Gemahl ein köstliches Feierkleid, heimlich bestrichen mit dem Blute des Centauren. Er legte es an, als er eben auf dem

Vorgebirge Cenäum (in Euböa) dem Zeus zum Dank für seinen ungerechten Sieg ein großes Opfer bringen wollte, aber ach, es klebte sich ihm mit brennendem Schmerze an der Haut; die ganze Gewalt des fürchterlichen Giftes zuckte ihm durch die Glieder; in der ersten Wuth schmetterte er den unschuldigen Diener, der das Gewand überbracht hatte, an einen Felsen; dann ließ er sich nach Trachyn bringen, und befahl, daß man ihn auf dem Berge Oeta lebendig verbrennen solle. Sein Sohn Hyllus mußte ihm dabey die letzten Dienste leisten. Aber den Scheiterhaufen anzuzünden, weigerte er sich durchaus. Dies that der alte Pöas und sein Sohn Philoktetus, welchem letztern der Sterbende dafür seinen Bogen und Köcher vermachte. Der ganze Mythus beschließt damit, daß der Held, im Feuer geläutert und entsündigt, als Halbgott zum Himmel emporgestiegen sey, und zur Belohnung für sein hartes Schicksal von der versöhnten Here die ewig blühende Göttin der Jugend, Hebe, zur Gemahlin empfangen habe.

Wie vielen Antheil auch die Poesie an diesen Zügen hat, so liegt ihnen doch augenscheinlich ein wirklicher Charakter zum Grunde. Dieser Mann würde vielleicht bey seiner Kraft und seinem Thatendurst ein Eroberer wie Cyrus geworden seyn, wenn es die Verfassung seines Vaterlandes erlaubt hätte. Wahrscheinlich getraute er

sich nicht, gegen die Macht der Amphiktyonen zu bestehen, zumal wenn er kein Königssohn, oder doch kein Erstgeborner war, mithin kein Recht an Land und Leuten hatte. Er sammelte daher wohl Abentheurer um sich her, doch nicht, um Eroberungen zu machen, sondern um mit ihnen herumzuschwärmen, schwachen Königen seine Dienste anzubieten, und fremde Landschaften von gefährlichen Thieren zu befreien. Aus diesem herumziehenden Leben läßt sich die Wildheit seiner Sitten leicht erklären, auch hängt damit die Sage von seinen vielen wilden Ehen wohl zusammen, aus denen eine unglaublich zahlreiche Nachkommenschaft entstanden seyn soll. Viele Jahre nach seinem Tode kam auch wirklich ein Volk aus Thessalien zum Vorschein, das sich Herakliden nannte, und mehrere griechische Staaten umstürzte. Es ist jedoch zu vermuthen, daß diese nur darum den Namen des berühmten Helden angenommen haben mögen, um damit den unwissenden Völkern desto mehr zu imponiren.

24.

Der Argonautenzug.

(1250 v. Chr.)

Das Beispiel des Herkules scheint mehrere

junge Königssöhne, die eben zu Hause nichts besseres zu thun hatten, zu solchen Streifzügen gereizt zu haben. Zuweilen zog einer allein, zuweilen zwey zusammen herum. Zu einer ganz vorzüglichen Unternehmung aber lud einmal ein thessalischer Königssohn, Namens Jason, alle Freunde kühner Thaten ein. Es sollte ein Seeräuberzug nach der Ostküste des schwarzen Meeres hin werden, die jetzt Mingrelien heißt, damals aber unter dem Namen Kolchis als das Vaterland des Flußgoldes, und als der Sitz grausamer Barbaren bekannt war. Das Schiff dazu war von besonderer Größe, und von einem phönizischen Baumeister gezimmert. Nachdem der Aufruf zu dieser bis jetzt in Griechenland unerhörten Fahrt ergangen war, fanden sich eine Menge trefflicher Jünglinge ein, unter andern die berühmten Brüder Kastor und Pollux (Polydeikes) aus Lacedämon, Telamon, Fürst von Salamis, und der unsterbliche Sänger Orpheus aus Thessalien, von dem die alles verschönernde Dichtung erzählt, er habe durch die Macht seines Gesanges wilde Thiere gezähmt, Flüsse in ihrem Laufe aufgehalten, und Bäume tanzend gemacht. Herkules selber, die Krone der Helden, verschmähte es nicht, an der Fahrt Theil zu nehmen, doch muß es ihm unterweges wieder leid geworden seyn, denn er ließ sich an der troischen

Küste wieder ans Land setzen, um andern Abentheuern nachzugehen.

Ich nannte diesen Zug einen Seeräuberzug. Dies ist nämlich wohl die wahrscheinlichste Annahme, selbst wenn man sich auf die Deutung der Fabel einlassen will, welche die Abholung eines goldnen Fließes (Felles) zum Zweck der Reise angiebt. In Schaffellen fingen nämlich die Goldwäscher am Kaukasus das Gold auf, indem sie dieselben am Boden der Flüsse befestigten. Der eigentliche Mythus lautet so: Ein gewisser Phrixus sey mit seiner Schwester Helle auf einem goldenen Widder über das Meer nach Kolchis geritten, und dort erschlagen worden, und seitdem verwahre der König Aeetes in Kolchis das Fell des Widders in einem heiligen Haine, und lasse es durch einen feuerschnaubenden Drachen bewachen.

Die Argonauten (Argofahrer, von dem Schiffe so genannt, welches Argo hieß) segelten aus dem Hafen von Jolkus, im pelasgischen Meerbusen in Thessalien, ab, steuerten zuerst rechtshin auf die Insel Lemnos zu, trieben hier eine Zeitlang Muthwillen, und fuhren dann in den Hellespont (Meer der Helle) hinein, eine Meerenge, welche von Phrixus Schwester den Namen erhalten haben soll, die der Sage nach in derselben ertrunken war. Dann bekamen sie freiere Fahrt in dem sogenannten Propontis,

Hierauf ging es wieder in eine neue Meerenge, der thracische Bosporus (Ochsendurchgang) genannt, und nun waren sie im schwarzen Meere, das bisher das unwirthbare (axenus) geheißen hatte, nun aber das wirthbare (euxenus) genannt ward, da den Argonauten die sonst so unsichere Fahrt so wohl gelungen war. Sie fanden an dem Aeetes einen wilden Barbaren, der ihnen gefährliche Prüfungen auflegte, z. B. zwey feuerschnaubende Stiere an einen Pflug zu spannen, und damit einen harten Acker umzupflügen, Drachenzähne in die Furchen zu säen, und mit den daraus hervorgewachsenen geharnischten Männern zu kämpfen, und endlich den Drachen selbst, der das Fließ bewachte, zu erlegen. Aber das alles ward dem Jason leicht, weil ihm des Königs eigene Tochter, die Zauberin Medea (Medeia) mit ihren Künsten aushalf. Sie machte ihn fest gegen Feuer und Stöße, gab ihm einen einschläfernden Saft für den Drachen, und einen bezauberten Stein, den er unter die Saat der geharnischten Männer warf, und der die Wirkung hatte, daß sie ihren Grimm gegen sich selber kehrten, und sich unter einander selbst zerfleischten.

Jason vermählte sich hierauf aus Dankbarkeit heimlich mit seiner Freundin, und entfloh mit ihr und dem Fließe in der nächsten Nacht auf der Argo. Ihr Vater setzte ihnen nach, und

Medea, die am Ausflusse der Donau die fernen Segel ihres Vaters erblickte, griff zu einem verzweifelten Mittel, um sich vor seinem Zorne zu retten. Sie tödtete und zerstückelte ihren kleinen Bruder Absyrtus, den sie mitgenommen hatte, stellte Haupt und Hände auf einem hohen Felsen aus, und streute die übrigen Glieder hie und da am Ufer umher, damit durch den jammervollen Anblick des Vaters Sinn von der Tochter abgelenkt, und er genöthigt würde, bey dem Sammeln der Glieder seines Lieblings zu verweilen. So gewannen die Fliehenden einen Vorsprung, und entrannen dem Verfolger glücklich.

Mögen auch diese Erdichtungen manchem kindisch scheinen; sie geben uns wenigstens einen Begriff von dem kindlichen Sinne der frühesten Dichter, der gern alles ins Wunderbare malt, und von geheimen übermenschlichen Kräften träumt. Jeder Mensch, vorzüglich der ungebildete, liebt das Wunderbare, und wenn er es auch nicht mehr glaubt, so hört er es doch gern. Vor allen Völkern aber zeichnen sich die Griechen durch ihre lieblichen und sinnreichen Volksmährchen aus. Lange vor der Verallgemeinerung der Schreibkunst hatten sie ein Bardenzeitalter, etwa 1000 Jahre vor Chr., in welchem dies und viele andere Mährchen ihre Entstehung erhalten haben. Irgend ein poetischer Kopf malte die wenigen dunkeln Gerüchte, die man von starken Helden

der Vorzeit hatte, nach seiner Phantasie aus, und im Erzählen und Wiedererzählen vermehrten sich unmerklich die Wunder. Gerade so entstanden auch bey uns Deutschen, vielleicht vor mehr als tausend Jahren, die Mährchen von Rübezahl, Däumling, Blaubart rc., die sich ohne Schrift bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt haben. Daß wir jene griechischen Volksmährchen noch übrig haben, verdanken wir den spätern Dichtern, die größtentheils den Stoff zu ihren Erzählungen und Schauspielen aus dieser Quelle entlehnten.

Es ist ein schönes Zeichen von dem sanften menschlichen Gefühl der Griechen, daß ihre Sänger zu einer Zeit, da noch Krieg und Jagd die Hauptbeschäftigungen der Männer waren, doch schon die Mittel, ihre Zuhörer zu rühren, von einer idealischen Liebe, Freundschaft und Treue hernahmen. Alceste stirbt freiwillig für ihren Gemahl, Herkules steigt für seinen Freund in die Unterwelt hinab, Perseus und Theseus befreien gefesselte Mädchen, Kastor und Pollux sind Muster brüderlicher Liebe, *) der Sänger

*) Kastor, heißt es, war sterblich, Pollux unsterblich geboren. Als jener nun starb, bat dieser den Zeus, ihm auch das Leben zu nehmen, oder zu erlauben, daß sein Bruder mit ihm die Unsterblichkeit theilen dürfe. Zeus gewährte die Bitte, und Pollux stieg nun mit seinem Bruder den einen Tag ins Schattenreich hinab, um sich

Orpheus ist trostlos über den Verlust seiner jungen bräutlichen Gemahlin Eurydice (⏑-⏑⏑), steigt in den Hades hinab, erweicht durch seinen rührenden Klagegesang und durch sein Saitenspiel die Unterirdischen, erhält die Geliebte zurück, und verliert sie wieder, weil er die Bedingung, sich nicht nach ihr umzusehen, nicht erfüllen kann. Welche liebliche Dichtungen! Wie rein menschlich mußte das Volk schon gestimmt seyn, das an solchen Bildern Vergnügen fand! Und doch — eben die Geschichte des Orpheus lehrt, wie nahe in jenem Zeitalter Humanität und Brutalität noch an einander gränzten. Orpheus, heißt es, ward von thracischen Mänaden *) zerrissen, weil er, tief gebeugt durch den abermaligen Verlust seiner Gattin, nicht in ihren wilden Jubel einstimmen wollte.

des andern Tages im Olymp mit ihm des Lebens zu erfreuen.

*) D. i. Rasenden. So hießen die Weiber, die am Feste des Bacchus von Wein berauscht mit Weinlaubstäben (Thyrsus) und Pauken und einem tollen Geschrey in wilder Ausgelassenheit herumschwärmten, und Lieder zu Ehren des Weingottes sangen.

25.

Theseus.

(1240 v. Chr.)

Etwa gleichzeitig mit den Argonauten ist eine andere Begebenheit, die in der Kulturgeschichte der Griechen Epoche macht, die Bildung des ersten gesetzlich organisirten Staats in Griechenland.

Die Provinz Attika hat den Ruhm, diesen wichtigen Vorschritt zur Kultur zuerst gethan zu haben. Klein, *) arm, wenig fruchtbar, außer an Oliven, und von der Landseite mit hohen Bergen umgeben, war sie den Durchzügen und Plünderungen streifender Kriegerhorden weniger ausgesetzt, und durch ihre Lage am Meere ward sie zuerst zum Verkehr mit den asiatischen Griechen und mit den Inselbewohnern im Archipelagus veranlaßt, wodurch sie früher als ihre Nachbarn mit asiatischen Künsten und Sitten bekannt werden mußte. Cekrops hatte die sämmtlichen Einwohner in 12 Ortschaften vertheilt, die sich in der Folge einander ganz fremd zu werden anfingen, da an jedem Orte die reichste Familie sich allmä-

*) Es war ein Dreieck, dessen kürzeste Seite etwa 8, die beiden längern jede gegen 12 deutsche Meilen lang waren.

allmälig zum Oberhaupt aufwarf, und sich ein oberstrichterliches Ansehn anmaßte. Dadurch schmolz die Macht der alten Könige in der Burg Cekropia sehr zusammen; auch hört man von ihnen fast nichts, bis auf den Zeitpunct, von dem jetzt eben geredet werden soll.

Kurz vor dem Argonautenzuge regierte in der Burg Cekropia ein König, Namens Aegeus (--), der zu seinem größten Unmuth eine unfruchtbare Gemahlin hatte. Da er aber doch gern einen Sohn zu haben wünschte, so reisete er unter einem Vorwande zu seinem Gastfreunde Pittheus in Trözene, und bat diesen, in ein heimliches Ehebündniß mit seiner Tochter Aethra zu willigen. Die Fabel sagt, Pittheus habe ein Orakel gehabt, seine Tochter werde schlecht verheyrathet werden, aber einen berühmten Sohn gebären, und dieser Verkündigung zufolge habe er die seltsame Zumuthung bewilligt. Aegeus sey darauf nach kurzem Aufenthalte wieder nach Hause gereiset, nachdem er seine heimliche Gemahlin an einen abgelegenen Ort geführt, seine Sohlen und sein Schwerdt unter einen schweren Stein verborgen, und ihr dabey gesagt habe: wenn einst der Sohn, den sie gebären würde, stark genug sey, diesem Stein wegzuwälzen, so solle sie ihn mit diesem Schwerdt und diesen Sohlen zu ihm schicken, an welchen er ihn alsdann gewiß erkennen wolle.

Da diese Maaßregel in Cekropia ein Geheimniß blieb, so rechneten die Söhne seines Bruders Pallas schon mit Zuversicht auf die Nachfolge in der Regierung, und waren daher nicht wenig erschrocken, als 20 Jahre nachher ein angeblicher Sohn des Aegeus erschien, und von dem letztern wirklich anerkannt wurde. Theseus (‐‐) war sein Name. Er hatte die Stärke seines Vaters geerbt, und sich auf dem Wege von Trözene nach Attika (durch Argolis und den Isthmus) schon durch seine Heldenthaten einen Namen gemacht. Dieser Weg ward von einzeln wohnenden Räubern so unsicher gemacht, wie manche deutsche Heerstraße im Mittelalter von den in ihren Raubschlössern hausenden Edelleuten. Theseus erschlug mehrere derselben, oder ließ sie dieselben Martern dulden, die sie andern angethan hatten. *) Der Ruf dieser Thaten,

*) Der erste, den er erlegte, war der Keulenschwinger Periphetes (‿‐‿‿) in Argolis, der zweite der Fichtenbeuger Sinnis auf dem Isthmus, der zwey hohe Fichten mit ihren Gipfeln zusammenbog, und an jede Spitze einen Fuß des Wanderers band, der nun von den aus einander fahrenden Fichten zerrissen ward. Der dritte war Skiron, der alle Vorüberreisende von einem hohen Felsenpfade bey Megara ins Meer hinabstürzte; der vierte Damastes in der Landschaft Eleusis, auch Prokrustes (der Ausdehner) genannt, weil er kleine Wanderer in einem großen Bettgestell durch eine Art von Fol-

der vor ihm herging, bereitete ihm in Cekropia einen frohen Empfang, wie sehr auch die Pallantiden das Volk gegen ihn aufzuwiegeln suchten. Vermöge seiner Klugheit suchte er sich dem großen Haufen durch Wohlthaten zu empfehlen, und dazu zeigte sich bald eine zwiefache Gelegenheit.

Ein wilder Büffel hatte sich kurz zuvor in Attika eingefunden, und setzte die Landleute auf den marathonischen Feldern in Angst und Schrekken. Das Gerücht vergrößerte in der Stadt seine Furchtbarkeit. Theseus suchte ihn auf, fing ihn in einer Schlinge, und zeigte ihn in Ketten dem Volke, das eben so sehr über seinen Sieg erstaunte, als es sich bey dem Kampfe entsetzt hatte.

Noch ein härteres Weh hatten sich die Bewohner von Attika durch die Ermordung des Androgeus (⏑–⏑⏑), eines Königssohns aus Kreta zugezogen. Minos II., der mächtige König dieser Insel, war, den Tod seines Sohnes zu rächen, sogleich mit einer Flotte nach der attischen Küste gesegelt, und hatte die Bewohner gezwungen, ihm einen jährlichen Tribut an Sklaven zu entrichten, denn Sklaven und Vieh waren damals noch die einzige Münze der Grie-

ter ausreckte, großen hingegen in einem kleinen Bett die vorragenden Beine abhieb.

chen. Diese Sklaven wurden den Siegern geschenkt, die in den zu Androgeus Ehren angestellten Kampfspielen den Preis davon trugen. Die Fabel setzt noch hinzu, daß man sie in ein Labyrinth gesperrt habe, aus dessen Irrgängen sich niemand wieder habe herausfinden können, und in welchem sie zuletzt die Beute eines Ungeheuers, Minotaurus genannt, geworden seyen, das halb Mensch und halb Stier gewesen sey. Vielleicht hat man sich darunter nur einen Thurm oder Zwinger zu denken, in welchem sie eine Zeitlang zusammengehalten wurden.

Die Zeit, den verhaßten Tribut nach Kreta zu senden, nahte jetzt zum dritten Male heran. Väter und Mütter jammerten, die Jünglinge und Jungfrauen versammelten sich wehklagend, und die Schlachtopfer wurden aus ihnen durch das Loos bestimmt. Da trat Theseus unter sie, und tröstete sie mit dem Versprechen, dies solle das letzte Mal seyn, daß Attika dem Minos Sklaven schicke. Er stieg hierauf selbst in eins der Schiffe, und bot sich freiwillig zum Opfer dar.

Von jetzt an tritt wieder Dichtung an die Stelle der Geschichte. Minos, heißt es, versprach Aufhebung der drückenden Verbindlichkeit, wenn es einem der Gefangenen gelänge, den Minotaurus zu erlegen, und den Ausweg aus dem Labyrinthe wiederzufinden. Dazu erbot sich

Theseus. Aber Ariadne, des Königs Tochter, die des edlen Jünglings jammerte, gab ihm heimlich einen Zwirnknäuel, dessen Faden er vorne am Eingange wohl befestigte, und den er beim Fortgehen in den Irrgang immer in der Hand ablaufen ließ, bis er das Ungeheuer erblickte. Er erlegte es, fand sich an dem Faden glücklich wieder heraus, schied fröhlich von dem Minos, und nahm dessen Tochter als Gemahlin mit. Aber auf der Insel Naxos ließ er sie im Stich, man weiß nicht weshalb, die Dichter sagen auf Götterbefehl. Auf der Insel Delos bezahlte er dem Apollon seine Gelübde, und stiftete zum Gedächtniß seines Sieges einen Tanz, in welchem man die Krümmungen des Labyrinths nachahmte. Sehr merkwürdig ist es, daß dieser Tanz noch bis jetzt der Lieblingstanz der Neugriechinnen auf jenen Inseln ist. *)

Welches nun auch der wahre Ausgang dieser Unternehmung gewesen seyn mag, soviel ist gewiß, daß der Held seinen Endzweck glücklich erreicht habe. Vielleicht gelang es ihm auf dem rechtmäßigsten Wege durch die Hand Ariadnens, und alsdann fällt alle Glaubwürdigkeit der empörenden Sage von seinem Undank gegen diese weg, da es doch wohl sehr unpolitisch gewesen seyn würde, den

*) S. Gemil und Zoe, ein liebliches Gedicht im vierten Bande der Horen.

kaum versöhnten Vater gleich darauf so tief wieder zu verwunden. Auch weiß die Geschichte nichts von ferneren Feindseligkeiten zwischen Kreta und Attika, die doch nach einer solchen That nicht unterblieben seyn würden.

Mit unruhiger Neugier erwarteten die Bewohner Attikas die Rückkehr der Schiffe. Aegeus hatte dem Steuermann befohlen, das weiße Segel aufzustecken, wenn er frohe Botschaft brächte; aber dieser ließ, entweder aus Leichtsinn, oder aus Trägheit, oder weil er unzeitigen Scherz treiben wollte, das schwarze stecken, bey dessen Anblick sich der verzweifelte Vater, der außer seinem Sohne keine Hoffnung und keine Freude in der Welt mehr hatte, von dem Vorgebirge, auf dem er harrend stand, ins Meer hinabstürzte, welches nach ihm den Namen des ägeischen erhalten hat.

Theseus ward mit lautem Jubel empfangen, und allgemein als König anerkannt. Er hatte den Ehrgeiz, sein Volk nach dem Muster des kretischen zu einem planmäßig zusammenhangenden, gesetzlichen Staate vereinigen, und es dadurch geehrt und mächtig machen zu wollen. Dazu gehörte aber vor allem, daß diejenigen Familien der zwölf Ortschaften, die sich ein richterliches Ansehen angemaßt hatten, sich dieser Würde begäben. Um sie dahin zu vermögen, reisete Theseus zu ihnen herum, und schlug ihnen

die Errichtung eines gemeinschaftlichen Gerichtshofes in der Hauptstadt vor, dessen Mitglieder sie alle seyn, und in welchem sie die unbeschränkte Freiheit eines republikanischen Senats haben sollten, denn er selber verzeihe sich freiwillig alles Antheils an der obrigkeitlichen Gewalt, und wolle gern der erste seyn, der das Beispiel eines freien Gehorsams gegen die Gesetze gebe; bloß die Anführerwürde im Kriege behalte er sich vor. Soviel Uneigennützigkeit mußte wohl die Anmaßendsten beschämen; jene Familien alle (wir wollen sie Adlige nennen) zogen nach der Stadt, wo sie ein großes Magistratskollegium bildeten, bey dem alle zwölf Städte ihre etwanigen Händel anhängig machen mußten. Die sämmtlichen Bewohner von Attika wurden hierauf in 3 Klassen getheilt, in Adlige, Landbauer und Handwerker. Nur aus der ersten wurden die Obrigkeiten und Priester gewählt. Die Einführung dieser neuen Ordnung geschah an einem gleichfalls neu gestifteten Feste der Göttin Athene, die Panathenäen, d. i. Fest aller Verehrer Athenens, genannt. Die Hauptstadt Cecropia selbst erhielt jetzt den Namen Athen (Ἀθῆναι), und alle Bürger von Attika vereinigten sich in dem gemeinschaftlichen Namen Athener.

Um recht viele Fremde herbeizulocken, verschönerte Theseus nicht nur seine Stadt mit steinernen Gebäuden und Tempeln nach asiatischer

Weise, sondern stiftete auch an der südlichen Gränze des attischen Gebiets nach dem Vorgange des Herkules ein Nationalfest, das alle zwey Jahre wiederkehren, und mit Leibesübungen gefeiert werden sollte. Das sind die berühmten isthmischen Spiele. Außerdem erhielt jede Gottheit noch besonders ihr Fest, an welchem das ganze Volk sich fröhlich versammelte, opferte und heilige Hymnen sang. Der religiösen Gebräuche entstanden unzählige, aber sie alle erinnerten doch an die Götter, und diese Erinnerung vertrat die Stelle der Vernunft und der Gesetze, und verhütete mehr Böses, als manche Policey. Auch Theseus ließ sich nach geendigter Reform eine priesterliche Bescheinigung geben, daß alle seine Einrichtungen dem Willen der Götter gemäß seyen. Die Nachwelt fügt das Zeugniß hinzu, daß aus ihnen allein die ganze nachherige Macht des atheniſchen Staats hervorgegangen sey.

Da nun kein auswärtiger Feind zu bekämpfen war, so war Theseus die überflüssigste Person in Attika. Um seine Heldenkraft nicht ruhen zu lassen, ging er wieder auf fremde Abentheuer aus, in denen er jedoch weder Ehre einlegte noch Glück hatte. Sein Unmuth darüber ward vermehrt, als er nach seiner Rückkehr von dem Orakel mit scheelsichtigen Augen angesehen, und fast so mißtrauisch wie ein Fremder empfangen

ward. Vieles Gute, das er gestiftet, war auch schon wieder eingerissen, und selbst in seinem eignen Hause fand er Schimpf und Unheil. Vergebens suchte er sich wieder in Ansehen zu sezzen. Er war machtlos, und niemand bedurfte seiner mehr. Da sprach er einen schrecklichen Fluch über Athen aus, und ging nach der Insel Scyrus zum Könige Lycomedes (◡◡--) der aber, im geheimen Einverständnisse mit Theseus Feinden, grausam genug war, ihn unter dem Vorwande, ihm die schönen Aussichten auf der Insel zu zeigen, von einem hohen Felsen hinabzustürzen.

Erst nach seinem Tode erkannten die Athener seine Verdienste um sie, und suchten seinen Manen das Unrecht zu vergüten, das sie seiner Person erwiesen hatten. Sie versezten ihn unter die Halbgötter, und erbauten ihm Kapellen und Altäre. Das Schiff, auf welchem er nach Delos gefahren war, um dem Apoll seine Gelübde zu bezahlen, ward sorgfältig erhalten, von Zeit zu Zeit ausgebessert, und jährlich mit einer Anzahl Abgeordneter eben dahin geschickt, die dort, mit Oelzweigen bekränzt, dem Gotte Geschenke und Opfer überbringen mußten. *)

*) eine solche Gesandtschaft hieß eine Theorie. Während sie unterweges war, durfte in Athen kein Verbrecher hingerichtet werden.

26.

Oedipus.

(1240 v. Chr.)

Gleichzeitig mit der Geschichte des Theseus ist eine Reihe tragischer Begebenheiten in Böotien, die nur darum merkwürdig sind, weil sie von den spätern Schauspieldichtern häufig zu Tragödien benutzt worden sind. Bloß deshalb will ich sie hier erzählen, und zwar mit allen dichterischen Ausschmückungen, so daß der Leser daraus machen kann, was er will.

Daß ein Phönizier Kadmus in Böotien eine ansehnliche Kolonie angelegt habe, die nachher, vielleicht von ägyptischen Hinzukömmlingen, Theben genannt worden, ist schon oben erzählt. Die Stadt erhielt bald eine Mauer, und zwar durch einen ihrer Könige, Namens Amphion (◡‒◡), der ein kunstreicher Sänger war, weshalb die Fabel von ihm sagt, es hätten sich auf den Klang seiner Saiten die Steine von selbst zu einer Mauer zusammengefügt. Einer seiner Nachfolger war Oedipus (‒◡◡, Schwellfuß) in welchem die Dichter ein recht auffallendes Beispiel aufstellen wollten, wie wenig auch der redlichste Wille gegen die Macht eines bösen Schicksals vermöge.

Seine Eltern, heißt es, Lajos und Joka-

ste, erhielten bey ihrer Vermählung ein Orakel, es würde aus ihrer Ehe ein Sohn hervorgehen, der einst seinen Vater ermorden, und seine Mutter heyrathen werde. Wie erschraken die guten Leute, als gleich ihr Erstgebornes ein Sohn war. Um das Unglück zu verhüten, ließen sie ihn in einen Wald tragen, daß er von den wilden Thieren gefressen würde. Aber hier fand ihn Phorbas, der Aufseher der Heerden des Königs Polybus (- ◡◡) von Korinth, und brachte ihn seiner Königin, die ihn aus Mitleid unter dem Namen Oedipus erzog, da sie selbst keine Kinder hatte. Als er erwachsen war, hörte er, daß er nicht des Polybus Sohn sey, obgleich der König und die Königin ihn dafür annahmen. In dieser Ungewißheit beschloß er, das Orakel zu Delphi zu fragen, und hier hörte er die schrecklichen Worte: fliehe dein Vaterland, daß du nicht an deinem Vater zum Mörder, und an deiner Mutter zum Blutschänder werdest!

Wohl, sprach Oedipus, so will ich nie wieder einen Fuß nach Korinth setzen; hinauf gen Theben will ich ziehen, wo weder Vater noch Mutter mich finden soll. — Er ging, und kam bald ins thebische Gebiet. Hier begegnete ihm auf einem schmalen Fußsteige ein Greis, der ihm mit stolzen Worten befahl, ihm auszuweichen. Das verdroß den Oedipus, und er wich nicht. Der Greis brauchte Gewalt, der Jüng-

ling vertheidigte sich, und erschlug in diesem Kampfe — den Lajos, seinen Vater.

Um eben diese Zeit ängstigte die Theber ein geflügeltes Ungeheuer in Löwengestalt, mit jungfräulichem Antlitze, Sphinx genannt. Sie saß auf einem Felsen, und gab jedem Vorübergehenden ein Räthsel auf; wer das nicht errieth, den stürzte sie von dem Felsen hinab.

Es ward hierauf bekannt gemacht, daß derjenige Held, der das Land von diesem Schrecknisse befreien würde, die Jokaste zur Gemahlin erhalten, und Beherrscher von Theben werden sollte. Oedipus machte sich auf, und fragte die Sphinx nach ihrem Räthsel. Es bestand in der Frage: was ist das für ein Thier, das des Morgens auf vier, des Mittags auf zwey, und des Abends auf drey Beinen geht? — „Ey, rief Oedipus, das ist der Mensch, der kriecht als Kind am Morgen seines Lebens auf allen Vieren umher, als Mann geht er aufrecht, und wenn am Abend seiner Jahre die Kräfte ihn verlassen, so nimmt er den stützenden Stab, als drittes Bein, zu Hülfe.“

Errathen! rief die Sphinx, und stürzte sich selbst vom Felsen hinunter. Welch ein Glück muß mir in diesem fremden Lande so wunderbar begegnen! rief Oedipus, und zog siegreich in Theben ein. Er ward Beherrscher des Volks, heyrathete die königliche Wittwe, und zeugte mit

ihr vier Kinder. Er war froh und glücklich, denn er wußte noch nicht, wie schrecklich das Orakel an ihm erfüllt war. Aber bald sollte ers erfahren. Eine verheerende Pest kam über das Land, man flehte zu den Göttern, die Strafe abzuwenden, vergebens! Man fragte das Orakel, welcher Frevler Schuld an diesem schrecklichen Verhängnisse sey, und nun ward die schreckliche Geschichte offenbar. Oedipus in seiner Verzweiflung stach sich die Augen aus, und irrte als Bettler, von seiner Tochter Antigone geführt, bis an sein Ende in fremden Landen umher; Jokaste erwürgte sich selbst.

27.

Der erste thebische Krieg.

(v. Chr. 1230.)

Oedipus hinterließ zwey Söhne, Eteokles (⏑--) und Polynices (⏑⏑--) die sich beide um die Regierung dergestalt verglichen, daß jeder abwechselnd ein Jahr ums andere die Herrschaft haben sollte. Eteokles bestieg den Thron zuerst, und gefiel sich so wohl auf demselben, daß er ihn nicht wieder verlassen wollte, als das Jahr um war. Der betrogene Polynices (Polyneikes) wendete sich nun zum Könige Adra-

stus in Argos, welcher ihm seine Tochter zur Gemahlin gab, und ihm mächtige Hülfe versprach.

Sieben Helden rückten nun gegen das wohlbefestigte Theben an, mit ihren Reisigen und Untersassen. Ihre Namen waren: Polynices, Adrastus, Tydeus, Amphiaraus, (⏑⏑-⏑⏑) Kapaneus (-⏑⏑), Hippomedon (⏑-⏑⏑) und Parthenopäos. Noch ehe sie den Peloponnes verließen, stifteten sie im nemeischen Walde Spiele, welche noch lange nachher bey den Griechen unter dem Namen der nemeischen Spiele in Ansehen gestanden haben.

Eteokles schloß sich mit den Seinigen in Theben ein, und alle sieben Helden, die es belagerten, waren nicht im Stande, ihn herauszutreiben, weil sie sich zwar auf offenes Gefecht, aber nicht auf Eroberung fester Oerter verstanden. Schon waren auf beiden Seiten viele tapfere Streiter gefallen, und Kapaneus selber stürzte von einer Leiter herab, die er an die Mauer gelegt hatte; als Eteokles und Polynices beschlossen, ihren Zwist mit einander allein im Zweikampfe auszumachen. Tag und Ort wurden festgesetzt; die Völker saßen traurig und in tiefer Stille da. Die beiden Fürsten stürzten auf einander, durchbohrten einander, und gaben beide den Geist auf. Man legte sie auf einen Scheiterhaufen, nach Sitte der Griechen, die ihre Tod-

ten verbrannten, und um den gränzenlosen Haß der beiden Brüder durch ein schreckliches Bild auszudrucken, erzählte man, die Flamme habe sich getheilt, um selbst nicht einmal die Asche der Brüder zu vermischen.

Nun setzte ihr Oheim Kreon gegen die Belagerer den Krieg fort. Gleich bey dem ersten mörderischen Ausfalle, den er that, kamen fast alle argische Feldherren um, und von den Sieben gegen Theben blieb nur einer am Leben, Adrastus, welcher so geschwind entfloh, daß er nicht einmal den Gebliebenen auf dem Schlachtfelde die üblichen Todtenopfer bringen, und ihre Leichname verbrennen konnte.

Kreon befahl in seiner Wuth, daß Niemand ihnen diese letzte Ehre erweisen sollte, damit die Geister der Erschlagenen (so glaubte man) auch in der Unterwelt nicht Ruhe fänden. Aber das verdroß den edlen Theseus, er mischte sich aus freiem Antrieb in diese Sache, und zwang den Kreon mit Gewalt, den weggezogenen Feinden ihre Todten auszuliefern.

28.

Der zweite thebische Krieg, oder der Krieg der Nachkommen.

(v. Chr. 1220.)

Die Theber rühmten sich des Sieges, denn die Sieben waren gefallen. Aber diese hatten Söhne hinterlassen, würdig, die Rächer ihrer Väter zu seyn. Zehn Jahre nachher standen sie auf und drangen an der Spitze eines zahlreichen Heeres in das Gebiet ihrer Feinde. Diesmal unterlagen die Theber, und verließen die Stadt, welche rein ausgeplündert ward. Thersander, des Polynices Sohn, ergriff die Herrschaft von Theben wieder, lebte aber auch nicht lange. Ueberhaupt waltete schweres Unglück über dem Reiche, so lange Oedipus Nachkommen es beherrschten; die Theber suchten sich daher dieser Herrscher zu entledigen, und richteten sich in der Folge eine republikanische Verfassung ein.

29.

Die Zerstörung Troja's.

(v. Chr. 1184.)

Seitdem durch Männer, wie Herkules, The-

Theseus, Kastor und Pollux ꝛc. und durch Unternehmungen, wie der Argonautenzug und die thebischen Kriege der Geist der Nation einmal zu kriegerischen Abentheuern aufgeregt war, glaubte kein griechischer Jüngling sich mit Ehren zeigen zu können, wenn er nicht irgend einen Streifzug mitgemacht, oder ein Paar Feinde erschlagen hätte. Die an der Küste wohnenden Griechen überfielen daher oft auf gut algierisch die Inseln, oder wagten sich wohl gar nach der asiatischen Küste hinüber. Außer dem Kitzel nach Abentheuern, wirkte hier noch die Aussicht auf eine reiche Beute. Man griff besonders Vieh auf, auch junge Knaben und Mädchen, die man zu Sklaven machte. Dergleichen Räubereien, auch wenn sie ohne alle Veranlassung begangen worden waren, galten den rohen Männern, die sich nur im Anschauen ihrer Kraft gefielen, für Heldenthaten.

Schon seit längerer Zeit hatten es die Griechen immer auf ihre Stamm- und Sprachgenossen, die Trojaner, gemünzt, die einen kleinen Küstenstreif zwischen dem Hellespont und dem Berge bewohnten, ihren europäischen Verwandten an Kultur und Reichthum weit überlegen waren, und eine große mit einer hohen Mauer umschlossene Stadt, Ilium, auch Troja genannt, besaßen. Schon Herkules und Telamon hatten einst auf 18 funfzigrudrigen Schiffen die

Ueberfahrt dahin gemacht, den damaligen König Laomedon sammt dem größten Theil seiner Familie erschlagen, und die Stadt geplündert. Seitdem war sie weit fester wieder aufgebaut worden, und Laomedons Sohn, Priamus (-⏑⏑) ein Vater von 50 Söhnen, prangte stattlich unter den reichsten Königen jener kleinen Küstenstaaten.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch die Trojaner an den griechischen Küsten zuweilen das Vergeltungsrecht gebraucht haben werden. Die auffallendste That dieser Art vollführte indessen Alexandros, gewöhnlich Paris (-⏑) genannt, der zweite Sohn des Königs Priamus. Er reisete nach dem Peloponnes hinüber, kehrte bey dem Menelaus (⏑⏑--⏑) König von Sparta, ein, und ward von demselben nach der gastfreundlichen Sitte jener Zeit als ein Fremder liebevoll aufgenommen, und treflich bewirthet. Aber er vergalt diese Religiosität sehr schlecht. Seine Schönheit reizte Helenen, die berühmte Gemahlin seines Wirths, so wie ihn die ihrige, zu unerlaubtem Begehren, und als einmal Menelaus abwesend war, setzte er sich mit ihr zu Schiffe, nahm sogar viele Kostbarkeiten aus Menelaus Hause mit, und entführte sie nach Troja. Ganz Griechenland ward, nicht sowohl über diesen Frevel, als über den damit verbundnen Schimpf empört, und da Menelaus nicht nur

selbst ein bedeutender Fürst war, sondern einen noch weit geehrteren Bruder hatte, den Agamemnon, König von Argos, so gelang es ihm, mehrere tapfere Häupter für sich zu gewinnen, die nun durch ganz Griechenland herumreiseten, um alle Könige und Königssöhne zu einem gemeinschaftlichen Rachezuge nach Asien aufzufordern. Ganz besonders geschäftig zu diesem Zwekke zeigten sich Ulysses (Odysseus), König in Ithaka (-⏑⏑), einer Insel zwischen der Landschaft Akarnanien und der Insel Cephallenia, und Diomedes (⏑⏑--⏑) ein peloponnesischer Fürst, dieser durch seine Klugheit und Ueberredungskunst, jener durch seine Unerschrockenheit und Stärke berühmt. Die Sache hatte einen so guten Erfolg, daß ein bis dahin in Griechenland nie gesehenes Heer zusammenkam, das zu seiner Ueberfahrt 1200 Schiffe bedurfte. Die Bewohner der entferntesten Landschaften lernten sich hier zuerst einander kennen, und wieviel diese Bekanntschaft zu der immer festeren Einigung des Ganzen, und zu dem nachmaligen Verkehr der Griechen unter einander beigetragen habe, läßt sich gar nicht berechnen.

Man darf aber nicht glauben, die patriotische Theilnahme an dem Schimpf des Menelaus sey so lebendig gewesen, daß sie eine so große Unternehmung allein bewirkt habe. Es war vielmehr die reine Lust an ritterlichen

Abentheuern; das Verlangen, sich etwas in der Welt zu versuchen, und nebenher eine reiche Beute zu machen. Dem zufolge war der Plan der, die Stadt erst auszuplündern, dann zu zerstören, und die schönsten Knaben, Mädchen und Weiber als Sklaven wegzuführen.

Im Hafen von Aulis in Böotien kamen die Schiffe und die Männer zusammen. Da Agamemnon die Haupttriebfeder und der reichste Theilnehmer an der Unternehmung war, so gestanden ihm alle übrige Fürsten willig den Vorrang zu, doch ohne sich von ihm in ihrer Willkühr und in der Herrschaft über ihre eigenen Leute im geringsten beschränken zu lassen. Vor jeder Unternehmung berathschlagten sie sich alle zusammen, sitzend in einem großen Kreise auf Steinen, und wer jedesmal sprechen wollte, ließ sich von den immer gegenwärtigen Herolden den langen Herrscherstab (Scepter genannt) reichen, den er nach gehaltener Rede gleich wieder abgab. Ein besonderes Gewicht in diesen Versammlungen hatte der Rath des Ulysses und des alten Nestor aus Pylos in Messenien, doch wenn es zum Schlagen kam, waren Diomedes, Idomeneus (◡-◡◡) aus Kreta, Ajax und Teucer, Telamons Söhne aus Salamis, ein jüngerer Ajax, des Oïleus Sohn, vor allem aber Achilles (Ἀχιλλεύς) aus Pthia in Thessalien, der die Stärke und Kühnheit des Löwen mit der Schnel-

ligkeit desselben vereinigte, die Vorzüglichsten. Auch ein Priester war dabey, der die nöthigen Opferceremonien besorgte, die Götter befragte, und aus dem Innern der Opferthiere ihren Willen ersah.

Noch vor der Abfahrt verleitete dieser Priester den Agamemnon zu einer empörenden Grausamkeit. Ein widriger Wind verhinderte lange das Auslaufen der Flotte. Dies schien ein Mißfallen der Götter anzuzeigen. Kalchas, so hieß der Priester, mußte erforschen, wie die Zürnenden versöhnt seyn wollten. Seine Antwort war: durch die Aufopferung der Tochter Agamemnons Iphigenia (- - - - -). Trotz dem Widerstreben des Vaters mußte die unnatürliche That geschehen, ein Beweis, daß die Griechen damals noch nicht über Menschenopfer hinaus waren. Einer Sage zufolge entrückte jedoch Artemis die Unglückliche in einer Wolke, und schob ein Reh unter; ein Mährchen, welches wohl die Vermuthung erlaubt, daß die Entrückung von den Eltern selbst veranstaltet worden sey. Endlich wandte sich der Wind, die Flotte lief aus, und landete glücklich an der troischen Küste.

Aber hier gingen die Sachen nicht gleich so erwünscht, als die Griechen sich wohl eingebildet haben mochten. Die Stadt war weit stärker befestigt, als Theben, und außer den Mauern hatte sie sogar schon Wälle und Thürme. Die

Feinde waren auch fast eben so zahlreich, als sie selbst, denn eine Menge asiatischer Fürsten aus der Nachbarschaft waren mit ihrer Mannschaft den Troern zu Hülfe gekommen, und das gesammte Volk hatte an dem tapfern Hektor, Priamus ältestem Sohne, einen Anführer, der es an Stärke und Gewandtheit mit jedem Griechen aufnahm. Daher verzögerte sich die Einnahme der Stadt unerwartet lange, die Dichter sagen, zehn Jahre lang, welches aber unstreitig wohl eine poetische Uebertreibung ist. Nimmt man aber auch nur ein Jahr an, so mußte auch diese Zeit den Griechen schon sehr lang währen, die wohl auf eine lustige Fahrt, ein Paar hitzige Angriffe und eine rasche Plünderung, nicht aber auf ein langweiliges, unthätiges Lungern, auf entnervende Strapatzen, Krankheiten und Nahrungssorgen gefaßt gewesen waren.

Zuerst zogen sie ihre Schiffe ans Gestade, und bauten sich hölzerne Baracken umher. Anstatt auf Troja loszugehen, mußten sie vielmehr hordenweise auf das Land herumstreifen, und Vieh und Korn zusammentreiben, um nur von einem Tage zum andern leben zu können. Daher war auch fast niemals das ganze Heer beisammen, viele trieben sogar Seeräuberey, Achilles unter andern überfiel mit seiner Schaar Thessalier die Insel Lesbos, plünderte sie aus, und führte eine Menge junger Weiber und

Jungfrauen weg, die er nachher unter die übrigen Anführer vertheilte. Ein andermal suchte er auf gleiche Art die cilicische Küste heim. Ueberhaupt rühmte sich dieser Held, allein 12 See- und 11 Landflecken erobert zu haben. Die armen Landbewohner hatten das schlimmste Loos, denn was man ihnen nicht stahl, verbrannte man, wenn sie anders selbst noch das Leben retteten.

Um sich von diesem so berühmten trojanischen Kriege eine richtige Vorstellung zu machen, muß man alle Gedanken an unsere heutigen Kriege und Kriegsheere rein verbannen, und vielmehr an zwey große Haufen Kinder denken, denen man etwa Waffen in die Hand gegeben hätte, um sie damit gegen einander kämpfen zu lassen. Gerade solche Treffen, als dabey herauskommen würden, fielen im trojanischen Kriege vor. An ein gemeinschaftliches Zusammenfechten ganzer Regimenter oder auch nur Compagnien, an Einheit und Plan, an ein Vorrücken auf Commando, an ein unablässiges Zuschlagen, bis der Sieg auf einer Seite entschieden ist — an alles dies ist gar nicht zu denken. Jeder schlägt sich auf seine eigene Hand, sucht sich einen Feind aus, und läuft wieder davon, wenn er merkt, daß ihm derselbe doch wohl zu stark seyn möchte. Jeder hat sein Leben lieb, und denkt, ehe er angreift, ängstlich daran, ob es auch wohl gut ablaufen möchte. Und wie man

einen angeschossenen Eber fürchtet, so zittert selbst der, welcher seinen Feind verwundet hat, vor dessen verdoppelter Rache. Das Feld um Troja herum ist mit unzählbaren Schaaren, hier von Griechen, dort von Trojanern bedeckt. Ein Theil sieht den andern schüchtern an, die Anführer ermuntern Einzelne, hervorzurennen und anzugreifen, und hie und da läuft einer wirklich hin, ersieht sich einen Gegner, ruft ihn beim Namen, und schimpft ihn tüchtig aus. Jener erwiedert die Schmähung, thut mit seiner Tapferkeit oder vornehmen Abkunft groß, und wenn auf diese Art beide Theile in dem gehörigen Feuer sind, so wirft der am meisten gereizte seinen Spieß auf den andern los, und läuft davon, oder bleibt stehen, je nachdem er ihn getroffen hat, oder nicht. Ist der Wurf tödtlich, so läuft der Sieger auf den Ueberwundenen zu, zieht ihm den Spieß aus dem Leibe, und entkleidet ihn, um mit den Spolien prahlen zu können. Von Reiterey weiß man nichts, aber die vornehmeren Führer haben leichte Streitwagen mit zwey Pferden, welche ein Wagenlenker regiert, während der Kämpfer, stehend im Wagen, seinen Wurfspieß wie ein Fußgänger schleudert, und, wenn er nicht getroffen hat, schnell umzulenken befiehlt. Vor einem recht starken Manne, einem Hektor, Achill, Diomed, Ajax, flieht ein ganzer Schwarm ohne allen Widerstand, wie

man vor einem Löwen flieht, und wenn mehrere solcher Helden, besonders auf ihren Wagen, zugleich daher rasseln, so bemächtigt sich oft der Gegner ein so panisches Schrecken, daß sie alle zusammen ausreißen, und entweder in ihrem Lager, oder in der Stadt Schutz suchen. Vom Schwerdte wird fast gar kein Gebrauch gemacht; (vielleicht hatte man noch nicht einmal stählerne und geschärfte Klingen) auch des Bogens bedienen sich nur einzelne Geübte; dagegen muß oft, wenn die Spieße verschleudert sind, ein tüchtiger Feldstein statt der Waffe dienen. Eine fürchterliche Stimme und rüstige Schenkelkraft zum Verfolgen sind Haupterfordernisse eines Helden, dessen Geschäft mehr einer Jagd als einem Kriege zu vergleichen ist.

Gewiß hat man sich auch die schon da gewesenen Kriege der Israeliten und Orientaler auf dieselbe Art zu denken, es fehlt uns nur an näheren Nachrichten darüber. Die griechische Sitte dagegen wird uns von einem noch übrigen Dichter, dem berühmten Homerus, so nach dem Leben geschildert, daß wir uns mitten auf das Schlachtfeld versetzt glauben, wenn wir seine umständlichen Gemälde lesen. Da nun nichts uns so vollkommen mit dem Geiste der Zeit bekannt machen kann, als solche Schilderungen, so wird der Leser, der den treflichen Dich-

ter noch nicht selber kennt, hier gewiß einige derselben mit eben soviel Nutzen als Interesse lesen.

30.

Scenen aus dem trojanischen Kriege.

Einst als die Schaaren der Griechen und Trojaner einander gegen über standen, stolzirte vor den letztern der schöne Paris in einem Pardelfell einher, den Bogen auf der Schulter, das Schwerdt an der Hüfte, und in der Rechte zwey Wurfspieße schwenkend. So gerüstet forderte er laut mit höhnenden Worten die Tapfersten der Griechen heraus. Das hörte sein Todfeind Menelaus auf seinem Wagen, und freudig, wie ein Löwe, dem eine Beute entgegenkommt, ließ er auf ihn hinlenken, sprang dann hinab, und wollte den Kampf beginnen. Aber vor seinem Anblick erschrak der lockige Jüngling, und wie ein Wanderer, der auf seinem Gange eben in Gefahr ist, auf eine Natter zu treten, schnell zurückfährt, und dieselbige Straße vermeidet, so ergriff er unwillkührlich die Flucht, und entwich ins Gewühl der übrigen Trojaner.

Das sah Hektor, sein Bruder, und der unwürdige Anblick empörte sein Herz. „Weichling,

schrie er ihn an, Weiberheld mit dem schönen Gesicht, wärst du doch nie geboren, oder gestorben ehe du Weiber verführen lerntest! Wahrlich es wäre dir besser, als jetzt allen Troern zum Schimpfe dazustehen, und den Griechen zum Gelächter, die da glaubten, du wolltest die Schlacht allein ausfechten, weil du in stattlich prangender Gestalt so stolz daherschreitest. Wunder nur, wie du es einst gewagt hast, in ein fremdes Land zu schiffen, und aus dem Schooße kriegerischer Männer ein schönes Weib zum entführen, deinem Vater und uns allen zum Gram, dir aber zu ewiger Schande. Nicht wahr, heut erschien dir Menelaus anders, als damals? Und hätte er dich nur erwischt, dann möchte dir deine Laute, dein schlanker Wuchs, und die Huld der Liebesgöttin wenig geholfen haben. Ja wären die Trojaner nicht ein schläfriges Gesindel, sie hätten dirs längst bezahlt, was du Unglücksstifter Böses über sie gebracht hast!"

„Bruder, antwortete Paris, du hast Recht, ich schäme mich vor mir selber, aber ich weiß nicht, wie michs ergriff, da ich Menelaus erblickte. Auf alle andern, nur auf ihn nicht, war ich gefaßt. Aber ich wills wieder gut machen, ich wills mit ihm aufnehmen, und das in einem öffentlichen, entscheidenden Zweikampf vor allem Volk."

„Das wolltest du thun?“ fragte Hektor.

„Ja, jetzt gleich will ichs thun; du hemme nur anitzt den Streit der andern, und laß es die Griechen wissen.“

Sogleich lief Hektor freudig zu den vordersten Reihen hin, welche mit den Griechen im Streit und Gezänk begriffen waren, streckte seine Lanze vor ihnen aus, und befahl ihnen, sich des Streits zu enthalten. Einige unter den Feinden richteten jetzt ihre Pfeile auf ihn, als aber Agamemnon seine Absicht merkte, rief er laut: „Haltet ein, ihr Männer, und werfet jetzt nicht, denn er begehrt zu reden!“

„Ja, sprach Hektor mit erhobener Stimme, ich habe euch beiden ein Wort zu verkünden. Hört, Paris, mein Bruder, der alles Unglück verursacht hat, der wills auch enden, und bietet dem Menelaus offenen Zweikampf um Helena und sämmtliche Schätze an. Wer obsiegt, soll beides dahinnehmen, und des Fallenden Niederlage soll das Ende des ganzen Krieges seyn. Ihr zieht dann nach Hause, und wir beschwören gegenseitig den gastfreundlichen Bund.“

Menelaus nahm die Ausforderung an, verlangte aber über die bedungenen Punkte einen feierlichen Vertrag zu schließen, den der König Priamus selber mit beschwören müsse. Sogleich sandte man nach der Stadt, ihn und die nöthigen Opferlämmer zu holen; die Anführer spran=

gen von ihren Wagen, und das Volk legte sich auf die Erde, in behaglicher Ruhe den Zweikampf erwartend.

Der alte Priamus saß gerade mit Helenen und einigen seiner Töchter oben auf der Mauer, um von weitem dem Kampfe zuzusehen, als sein Sohn Antenor (⏑-⏑) herangerasselt kam, und ihn einlud, in seinen Wagen zu steigen. Die jungen Leute halfen ihm herab, andere holten die Böcklein herbey, und nun fuhren sie rasch nach dem Kampfplatze zurück. Hier ordneten sich alle Fürsten der Griechen und der Troer in einen Kreis, und Herolde gingen herum, einem jeden die Hände mit Wasser zu besprengen, denn niemand durfte mit unreinen Händen eine heilige Handlung verrichten. Darauf zog Agamemnon ein großes Messer aus dem Gürtel, schor den Opferlämmern die Köpfe, und theilte von der Wolle jeglichem Fürsten mit; dann hob er seine Hände empor, und betete also:

„Vater Zeus, ruhmwürdigster Herrscher, und du, Helios, alles sehender Sonnengott; auch ihr Ströme, und du, Erde, und die ihr drunten die Geister todter Menschen noch bestraft, die hier Meineide geschworen haben, seyd uns Zeugen unserer Schwüre, und dieses heiligen Vertrags. Wenn etwa Paris den Menelaus erlegt, dann soll er Helenen und ihre Schätze behalten, und wir kehren auf unsern Schiffen

zurück. Fällt er aber, so entlassen die Troer das Weib und sämmtliche Schätze, und zahlen uns noch eine gerechte Buße, auch in künftigen Jahren."

Alle schwuren, so sollte es seyn, und nun zerschnitt er die Kehlen der Lämmer, und legte die zuckenden Thierchen auf die Erde, daß ihr Blut in den Staub rann. Dann ward einem jeden ein Becher Weins gereicht, aus welchem man den Göttern zu Ehren die ersten Tropfen auf die Erde goß, (Libation) und alle wünschten, daß Zeus auf dieselbe Art das Blut desjenigen verschütten möchte, der zuerst den heiligen Schwur bräche.

Jetzt breitete sich der Kreis aus, den Kämpfern Platz zu machen. Aber der gutmüthige Priamus sprach mit zitternder Stimme: „Werthe Männer, laßt mich nun wieder nach Hause fahren, daß ich nicht mit meinen Augen die Todesgefahr meines lieben Sohnes sehe. Mag es Zeus nach seinem Rath entscheiden! Er weiß am besten, was gut ist."

Mit diesen Worten ließ er sich in den Wagen heben. Auch die geschlachteten Lämmer nahm er herein, und nun fuhr Antenor ihn rasch in die Stadt zurück. Hektor und Ulysses, gleichsam die Sekundanten der beiden Kämpfer, maßen hierauf den Kampfplatz ab, und warfen zwey Loose (Steinchen) in einen Helm, eins für Me-

nelaus, das andere für Paris, um zu entscheiden, welcher von beiden den ersten Wurf mit dem Spieße thun sollte. Hektor schüttelte, rückwärts gewandt, den Helm (die alte Art zu loosen) so lange, bis eins der Steinchen herausflog. Es war Paris Loos.

Jetzt ordneten sich Kämpfer und Zuschauer. Paris im blanken Harnisch, ehernen Beinschienen und undurchdringlichem Helme, dessen Busch ein wallender Roßschweif war, mit Schwerdt, Schild und Spieß gerüstet, trat von dieser, Menelaus von jener Seite hervor. Sie schüttelten ihre Waffen, faßten ein Herz, und zuerst mit mit heftigem Schwunge schleuderte Paris seinen Wurfspieß auf den Gegner. Aber er traf nur den eisernen Beschlag an dessen Schilde, die Spitze bog sich krumm, und der Speer fiel kraftlos zur Erde.

„Nun, allwaltender Zeus, rief Menelaus, verleihe mir Kraft, den Jüngling zu strafen, der mir so bitter gefrevelt hat, daß jeder gewarnt werde, künftig das Gastrecht zu entweihen!“ Er sprachs, und schleuderte ihm mit gewaltigem Wurfe die Lanze auf den Leib, daß sie den Schild durchbrach, und gewiß ins Herz gedrungen wäre, hätte nicht Paris mit einer raschen Wendung ausgebeugt. Aber indem er noch ganz bestürzt auf seinen Schild sah, zog Menelaus rasch das Schwerdt, sprang damit auf ihn ein, und führ=

te einen so kräftigen Hieb auf seinen Kopf, daß er ihm sicher den Schädel gespalten hätte, wäre nicht an der Härte des Helms das spröde Erz in Stücke zersprungen. Da rief er knirschend aus: „Grausamer Zeus, verweigerst du mir abermals den verdienten Lohn der Tapferkeit!“ und zum dritten Male fuhr er auf Paris los, mit bloßer Hand, packte ihn beim Helmbusch, und wollte ihn ringend zu Boden werfen. Und sicher wäre es ihm gelungen, wäre nicht, indem er ihn niederzog, der Riemen gerissen, mit welchem der Helm unter dem Kinne festgebunden war. Diesen Umstand benutzte Paris zur Flucht, und Menelaus stand mit dem Helm in den Händen allein da.

Alle Griechen schrien, Menelaus habe gesiegt, und Agamemnon forderte laut die Erfüllung des Vertrags. Da erhielt plötzlich Menelaus einen Pfeilschuß von unbekannter Hand, der ihn leicht verwundete. Darüber vergrößerte sich der Lärmen, und alles schrie laut über die Treulosigkeit der Trojaner; Agamemnon aber schwur, nunmehr nicht zu rasten, als bis dies bundbrüchige, hinterlistige Geschlecht vertilgt, und ihre Stadt von den Flammen verzehrt sey.

Eines Tages, da der Streit besonders heftig war, sah man vor allen den Diomed auf sie-

seinem Wagen wie einen beutegierigen Löwen auf dem Schlachtfelde herum jagen. Hinter ihm her zogen die Seinen, bereit den Erschlagnen die Rüstungen auszuziehen, oder die Wagen und Rosse, von denen er die Kämpfer gestürzt, in sein Lager bey den Schiffen zu führen. Acht der treflichsten trojanischen Jünglinge hatte sein Wurfspieß bereits zu Boden gestreckt, da eilte Aeneas (˘-˘), einer der tapfersten Trojanerfürsten, zu dem jungen Pandarus (-˘˘), einem geschickten Bogenschützen, und sprach zu ihm:

„Pandarus, wo hast du deinen Bogen und deinen nie fehlenden Pfeil? Siehe, hier gilts, deinen Ruhm zu bewähren, denn dort hauset ein gewaltiger Mensch, der schon viele getödtet hat, und keiner der unsrigen vermag ihn zu zwingen.“

„Ha, das ist Tydeus Sohn, Diomedes, versetzte Pandarus. Mit dem muß ein unsterblicher Gott seyn, denn schon einmal traf ihn mein Pfeil, daß helles Blut aus der Wunde sprißte, und dennoch ist er schon wieder auf dem Kampfplatze, und schwingt den Speer, als wäre ihm nichts geschehen. Ach nein, auf den ziele ich nicht wieder; mit Göttern zu kämpfen bringt Unglück. Ich bin auch so allein hier, ich habe keinen Wagen; mein Vater rieth mirs wohl, als ich fortging. Da stehen uns ja elf Wagen, sprach er, und zu jedem ein trefliches Rossegespann; nimm doch eins mit, du wirst es brauchen. Aber

mich dauerten die schönen Pferde, die zu Hause an reichliches Futter gewöhnt sind, und in Troja, dachte ich, wird es wohl manchmal den Männern sogar an Speise gebrechen, da ihrer so viele zusammenkommen. Ach, ich möchte nur lieber auch wieder nach Hause gehen; denn was hilft mir hier mein Bogen und meine gepriesene Schützenkunst? Ich treffe immer, und tödte doch keinen; ich reize die Feinde nur zu grimmigerm Zorne. Ins Feuer will ich den schwachen Bettel werfen, sobald ich nach Hause komme!"

„Nicht doch, sagte Aeneas. Erst versuche ihn noch einmal gegen den entsetzlichen Würger, vielleicht triffst du zum zweiten Male eine weichere Stelle. Komm zu mir her auf meinen Wagen, du sollst dich freuen über meine Pferde. Oder willst du nicht schießen, so gib mir den Bogen und nimm du die Zügel und die Peitsche."

„Ach nein, Aeneas, sprach Pandarus; lenke du lieber selbst deine Rosse. Es weiß doch ein jeder selbst am besten mit seinem Vieh umzugehen, und wenn uns Diomed verfolgte, und die Pferde gehorchten mir nicht, so brächte ich uns beide ins Verderben."

„Nun, wie du willst," entgegnete Aeneas, und nahm ihn in seinen Wagen. Dann peitschte er die Pferde an, und jagte geraden Weges dem Diomed entgegen, der sich eben auch auf seinem

Wagen nach einem Gegner umsah. Seine Pferde lenkte Sthenelus (- ⏑ -), sein Freund. „Ha, rief dieser, siehe, dort jagen zwey Männer wild auf uns los; ich werde umlenken, denn sie scheinen mir stark und kühn und frischen Muthes, du aber bist ermattet von der langen Arbeit, und dich hindert die schmerzende Wunde."

„Schweig, rief Diomed; mir ists nicht angeartet, im Kampf zurückzuweichen. Lange verdrießt michs schon, hier unthätig im Wagen zu stehen; ich springe hinab, wie ich bin, und ich denke, alle beide sollen sie mir wenigstens nicht entrinnen. Du fahre mir nach, und treffe ich sie beide, so springe hurtig herab, binde die Leine an den Wagen, und raffe dann jenes Gespann weg. Sieh nur die herrlichen Pferde. Es sind die schönsten auf dem Felde!"

Er sprang hinab, und schon im Springen flog ihm Pandarus Pfeil gegen den Schild, daß er stutzte. Jener, der ihn getroffen glaubte, rief frohlockend aus: „Ha, das traf doch endlich einmal wie es sollte! Ich denke, du hast das Schwerste überstanden!" Aber Diomed schüttelte seinen Schild mit dem daran hangenden Pfeil vor Pandarus Augen, und rief ihm triumphirend entgegen: „Frohlocke nicht zu früh; sieh lieber zu, wie du dem Tode entrinnest!" Erschrocken lenkte Aeneas seinen Wagen um, aber indem sie den Rücken wandten, flog Diomeds

gewaltiger Wurfspieß dem Pandarus in den Hinterkopf, daß die Spitze aus dem Munde wieder herausfuhr, und er besinnungslos hinabstürzte. Aeneas, entschlossen, den Leib seines Freundes wenigstens der Plünderung und Mißhandlung nicht Preis zu geben, hielt die Pferde an, sprang vom Wagen herab, und eilte zurück, ihn fortzuschleppen. Da hob Diomedes, der keinen Wurfspieß mehr hatte, einen gewaltigen Feldstein von der Erde, und schleuderte ihn mit solcher Kraft dem Aeneas an die Hüfte, daß er stöhnend auf ein Knie sank, und die rechte Hand in den Sand stemmte. Er war noch glücklich, daß in dem Augenblick eine Schaar von Troern, die seinen Fall gesehen hatten, ihm schnell zu Hülfe eilte, und ihn aus dem Getümmel trug. Aber das schöne Gespann konnten sie nicht retten, das führte Sthenelus nach der Abrede fort, und gab es einem treuen Diener, der es ins Lager brachte.

Menelaus und sein Bruder Agamemnon standen nicht weit von einander, und sahen dem Getümmel auf der weiten Ebene zu. Da kam von den Troern her ein wildes Rossegespann auf sie hergestürzt, und in dem Wagen stand Adrastus, ein troischer Jüngling, der die scheu gewordenen Thiere nicht zu halten noch zu

lenken vermochte, und plötzlich umgeworfen und auf die Erde geschleudert ward. Er konnte sich noch nicht von dem Schrecken erholen, als Menelaus mit dem Spieße auf ihn zusprang, ihn zu durchbohren. Da umfaßte der Hülflose jenem die Knie, und redete ihn flehend an:

„Nimm mich gefangen, Sohn des Atreus, tödte mich nicht. Siehe, mein Vater ist reich, und schenkt dir gewiß unermeßliche Güter zur Lösung, wenn er hört, daß ich noch lebend bey den Schiffen verweile."

Menelaus war gerührt. Er neigte sich schon zu seinen Begleitern, im Begriff, ihnen den Gefangenen zu übergeben, als schnell Agamemnon hinzu kam, und dem weichherzigern Bruder eifernd zurief: „Bester, kein Mitleid mit diesen! Sie haben das Härteste verschuldet. Bedenke, welchen Schimpf dir Troja über dein Haus gebracht hat, und über uns alle in dem langen Kriege. Nein, kein einziger darf uns entkommen von diesem treulosen Geschlechte! Auch des Kindes im Schooße der Mutter werde nicht geschont! Nieder mit diesem! Er darf nicht leben!"

Menelaus wendete sich ab, und der harte Bruder stieß dem Knienden die Lanze durch den Leib, daß er sich zuckend krümmte, und rückwärts niederfiel. Dann trat er ihm auf die

Brust, und zog den Speer wieder heraus, um ihn einem andern in den Leib zu schleudern.

Einst stieß dem Diomedes, der, noch immer nach neuen Kämpfen begierig, auf das weite Gefilde umherschaute, ein Mann auf, den er noch nie gesehen hatte, und der doch an Pracht der Rüstung und an Wuchs und Hoheit der Geberde den Ersten unter den Troern gleich zu kommen schien. Es war Glaukus, des Hippolochus (⏑-⏑⏑) Sohn, erst kürzlich aus Lycien angekommen. Als beide auf eines Wurfes Weite einander nahe gekommen waren, hielten sie ihre Rosse an, und Diomed rief dem Gegner zu: „Wer bist du denn, treflicher Mann? Nie sah ich dich ja bisher in der männerehrenden Feldschlacht, und doch mußt du ein waffenkundiger Mann seyn, da du dich so kühn meinem gewaltigen Arme darstellst, dem sich noch keiner ungestraft genaht hat. Bist du etwa ein Gott, so begehre ich nicht mit dir zu kämpfen. Bist du aber ein Mensch, wie ich, und genährt von Früchten der Erde, nun so komm heran, daß du schnell das Ziel des Todes erreichest!“

Jener antwortete: „Sohn des Tydeus, ruhmvoll ist mein Geschlecht. Meine Ahnen waren Argiver, und herrschten über Ephyra. (-⏑⏑) Sisyphus zeugte den Glaukus, und dieser den

herrlichen Bellerophontes, der nach Lycien überschiffte, dem dortigen Könige gegen seine Feinde, die kriegerischen Solymer (-‿) beizustehen. Ihn ehrten die Lycier mit Geschenken, und der König gab ihm seine Tochter, und theilte seine Herrschaft mit ihm. Er aber zeugte zwey Söhne, Isander und Hippolochus. Jener ist todt, aber der andere lebt noch, und rühmend nenne ich ihn meinen Vater. Der sandte mich her nach Troja, dem bedrängten Könige beizustehen, und ermahnte mich kräftig, immer der beste zu seyn, und vorzustreben vor andern, nie das Geschlecht der Väter zu schänden. Sieh, darum habe ich deinen furchtbaren Blick nicht gescheut, und will mit dir kämpfen."

„Nein, das sey ferne, rief Diomedes freudig, und stieß seine Lanze in den Sand. Du bist mir ein lieber Gastfreund aus der Väter Zeiten. Denn mein Großvater Oeneus (--) hat den herrlichen Bellerophont zwanzig Tage in seinem Hause beherbergt, und zum Abschiede gaben sie sich Geschenke zum Denkmal ihrer Freundschaft. Oeneus gab einen purpurnen Leibgurt, und Bellerophont ließ ihm scheidend einen goldenen Becher zurück, den verwahre ich noch zu Hause, und habe ihn oftmals sinnend betrachtet. Siehe, so bist du mein Gastfreund in Argos, und ich der deine, wenn ich jemals ins Land der Lycier komme. Laß uns also fortan im Getüm-

mel einander vermeiden; bleiben mir doch der übrigen Troer, wie dir der Griechen, genug übrig, welche wir tödten können. Aber zum Zeichen des Wechselbundes laß uns die Rüstungen vertauschen, damit auch die andern es sehen, wie wir uns rühmen, Gastfreunde aus der Väter Zeiten zu seyn."

Sie sprangen hierauf beide von den Wagen, schüttelten sich treuherzig die Hände, und zogen die Rüstungen aus. Glaukus verlor bey dem Tausche, denn die seinige war von Gold, und, wie Homer sagt, hundert Ochsen werth, des Griechen eherne hingegen nur neune. Aber jener achtete das nicht, und gab sie freudig von sich. Darauf gelobten sie sich noch einmal Freundschaft, und sprengten dann schnell, der eine rechts, der andere links hin, aus einander.

An einem heißen Tage, da der Kampf vor den Thoren der Stadt am lebhaftesten war, war Hektor zurückgeeilt, um drinnen ein Geschäft zu besorgen. Als er wieder hinaus wollte, begegnete ihm am Thore seine sittsame und verständige Gattin Andromache (◡◡–◡) mit einer Sklavin, die ihr das kleine, unmündige Knäblein nachtrug. Das zärtliche Weib vergoß Thränen bey seinem Anblick, nahm sanft seine Hand,

und sprach zu ihm: „O mein Trautester, dich tödtet noch dein Muth. Bleib doch einmal bey uns, und erbarme dich des unmündigen Kindes und deines elenden Weibes. Ach, wenn ich dich verliere, wer soll mich schützen? Meine Mutter ist gestorben, meinen Vater und sieben Brüder hat Achilles in Cilicien erschlagen, und du gehst nun auch von mir, da die Griechen schon unsere Mauer bestürmen. O bleib doch hier auf dem Thurme!“

„Liebes Weib, versetzte Hektor, wie kann ich? Ruht nicht auf mir die Errettung der Stadt, und sieht nicht alles Volk auf mich? Müßte ich mich nicht vor den Weibern schämen, wenn sie mich zuschauend auf der Mauer erblickten? Freilich wird auch mein Bemühen wohl fruchtlos seyn, denn mir sagt es mein Geist: kommen wird der Tag, da Troja in Asche versinkt, und Priamus edles Geschlecht erlischt. Und dann wehe dir, armes Weib, wenn ein stolzer Achäer dich als Sklavin wegführt, daheim in Argos für seine Frau zu weben, oder aus der fernen Quelle Wasser zu holen, und die Leute dich neugierig angaffen, und sagen: das war Hektors Gemahlin, die hochgeehrte Trojanerfürstin, als jene berühmte Stadt noch stand. — Ach das zu hören! Unglückliches Weib! Und ich kann dich nicht aus der Knechtschaft erretten, denn ich vernehme

deine Klage nicht mehr, und meine Asche deckt der Todtenhügel! O!"

Jetzt wandte er den wehmüthigen Blick von der Gattin auf den zarten Knaben im Arme der Wärterin. Als er aber die Hände nach ihm ausstreckte, schrie das Kind, und drückte sein Köpfchen fest an den Busen des Mädchens. „Er fürchtet sich vor dem Helmbusch," sagte diese. Da nahm der Vater den Helm ab, und setzte ihn auf die Erde, und nun schaute er dem Knäblein freundlich ins Gesicht, und es folgte ihm willig in seine Arme. Da wiegte er es auf und ab mit herzlicher Vaterfreude, küßte es zweimal, und wandte brünstig flehend den Blick zum Himmel. „Gütige Götter, rief er, erfüllt mir das Eine: laßt dies mein Knäblein stark und brav werden, daß es mächtig vorstrebe vor andern, und seinem Volke ein tapferer Hort sey, daß die Männer, wenn er vom Treffen heimkehrt, sagen: der übertrifft noch den Vater. Deß müsse sich dann die gute Mutter erfreuen!"

Er sprachs, und gab das Kind der weinenden Gattin, die es sanft an ihren Busen drückte, lächelnd in Thränen. Auch ihn ergriff unbezwingliche Wehmuth. Er streichelte das gute Weib mit der Hand, und sagte tröstend:

„Arme Frau, du mußt auch nicht gar zu traurig seyn. Des Menschen Leben ruht in der Hand der Götter, und keiner wird mich wider

mein Geschick zu den Todten hinabsenden. Wem aber das Loos einmal fällt, der muß folgen, er sey edel oder gemein. Geh nun jetzt an deine Geschäfte, besorge Spindel und Webestuhl, und halte die dienenden Weiber zum Fleiß an. Der Krieg ist das Geschäft der Männer. Geh, leb wohl."

Er nahm seinen Helm auf, und eilte von dannen. Auch sie ging, mit dem Kinde, doch stand sie oft still, ihm nachzusehen. Erst in ihrem Gemach ergoß sich der volle Strom der Thränen, und mit ihr schluchzten die Sklavinnen, denn sie liebten sie alle und den edlen Hektor; es ward viel von ihm gesprochen, und den Frauen ahnte nichts Gutes; sie betrachteten ihn als einen, der schon gestorben wäre.

Hektor, noch zürnend über seines Bruders Feigheit, wollte gern den Schimpf von den Trojanern abwälzen, und forderte deshalb, wie einst der Riese Goliath, öffentlich die Feinde auf, ihm einen Gegner aus ihrer Mitte zu senden, mit dem er im Namen seines Volks ganz allein den Streit, und für immer, entscheiden wolle. Die Griechen waren über die Herausforderung eines so starken Mannes sehr verlegen, doch nahmen sie sie Schande halber an, und bestimmten auf Nestors Rath den Kämpfer durchs Loos. Es traf

den ältern Ajax aus der Insel Salamis. Dieser, um sich ein Herz zu machen, rief prahlend aus: „Siehst du wohl, Hektor, daß im Volke der Griechen noch Männer sind, die deinen Aufruf nicht scheuen? Ich bin nur einer von vielen. Wohlan, beginne den Kampf!“

„Denkst du mich mit Trotz zu versuchen, Sohn Telamons? erwiederte Hektor. Irre dich nicht, ich habe die Kämpfe der Männer gelernt, zu Fuß und im Wagen hole ich den flüchtigen Feind ein, und meine Werke zeugen für meine Worte. Aber jetzt gib Acht, tapfrer Krieger, ich will nicht mit lauernder List dich überraschen, sondern öffentlich dich treffen!“

Sie warfen zuerst die Spieße auf einander, aber beide Würfe wurden mit den Schilden aufgefangen. Dann suchten sie sich mit den Spießen zu durchstoßen, aber auch die Stöße wurden mit den Schilden auspariert. Hierauf griffen sie nach Feldsteinen, aber auch diesen Waffen trotzten die Schilde. Jetzt wollte Hektor das Ringen versuchen, und hier hätte gewiß seine überlegene Stärke ihm den Sieg verschafft, wären nicht die Griechen jetzt dazwischen gesprungen. „Halt! rief ein Herold. Genug des Kampfes! Ihr seyd beide tapfere Streiter, und von Zeus geliebt, das haben wir alle gesehen. Aber die Nacht bricht herein, und es ist gut, auch der Nacht zu gehorchen.“

Ajax starrte noch immer erwartend auf Hektors Bewegungen hin, und rief dem Herold zur Antwort: „Gut, mein Freund, ermahne nur jenen zum Stillstand. Er hat das Gefecht begonnen; will er ruhen, so lasse ich mirs auch gefallen."

Hektor erwiederte: „Ajax, du hast dich männlich bewiesen im Streite, und ein Gott hat dir Stärke und Besonnenheit verliehen. Laß uns jetzt ausruhen vom Kampfe, und künftig einmal ihn wieder erneuern. Siehe, die Nacht ist vor der Thür, geh du zu den Schiffen, und freue dich des Mahls mit den Deinen; ich kehre zur Stadt zurück, wo die beängstigten Frauen an heiliger Stätte die Götter für mein Leben anflehen. Doch zuvor laß uns einander noch mit rühmlichen Gaben beschenken, damit man künftig noch unter Griechen und Troern sage: Seht, sie kämpften lange den Kampf der Zwietracht, und schieden dann versöhnt in Freundschaft aus einander."

Mit diesen Worten reichte er ihm sein künstlich gearbeitetes Schwerdt mit der Scheide und zierlichem Gehenke, und Ajax schenkte ihm dagegen seine purpurne Leibbinde. So schieden sie, und jedes Heer führte seinen Helden mit Freudengeschrey zurück.

Was bisher den Ausgang des Krieges so lange verzögert hatte, war besonders ein Zwist zwischen Agamemnon und Achilles, der die Folge hatte, daß der letztere mehrere Monden lang an dem Kriege gar keinen Theil nahm. Nur erst, da sein Herzensfreund Patroklus vom Hektor erschlagen ward, erhob dieser Löwe sich wieder, allen zum Verderben. Fürchterlich war sein Wüthen in der Schlacht; einen nach dem andern durchbohrte seine nie fehlende Lanze oder erreichte sein flüchtiger Fuß. Dieser eine jagte den Troern mehr Schrecken ein, als alle andern zusammen genommen. Ihn aber konnte alles Blut der Erschlagenen nicht sättigen, bis er nicht an dem Mörder seines Freundes seine Rache gestillt hatte. Diesen suchte er allenthalben auf dem weiten Gefilde, aber Hektor entzog sich ihm den ganzen Tag. Erst am Abend, als sich die Schaaren der Trojaner in die Stadt zurückzogen, faßte er ein Herz, und beschloß, den Wüthenden zu erwarten.

Da erschien Achilles, und erhob ein fürchterliches Freudengeschrey, als er das Ziel seiner Wuth erblickte. Vergebens sagte sich der tapfere Hektor alles, was Vernunft und Ehrgefühl sagen konnten, der Anblick des Rasenden schlug allen Muth in ihm nieder, und aus einem unbezwinglichen Instinkte wandte er sich zur Flucht. Wie die Taube, die ein Habicht verfolgt, so floh

er längs der Stadtmauer hin, aber Achill, laut jauchzend, setzte ihm mit raschen Schenkeln nach. Bald rechts, bald links sprang der vordere ab, den hintern Läufer zu ermüden, aber umsonst. Dreimal jagte ihn Achilles um die Stadt herum, endlich stand er erschöpft still, und rief jenem zu:

„Halt, Sohn des Peleus, länger entfliehe ich dir nicht. Ich will dir stehen, ich tödte dich nun oder falle. Aber laß uns vor den allsehenden Göttern einen Bund beschwören, daß der Sieger den Getödteten nicht mißhandle.“

„Kein Bund ist zwischen uns beiden! brüllte Achill entgegen. Macht auch der Löwe mit Rindern, der Wolf mit Lämmern Verträge? Jetzt gedenke des Kampfs! Aber ich hoffe, du sollst mir nicht entrinnen!“

Wort und Wurf war eins. Doch Hektor, schnell aufs Knie sich werfend, vermied die entsetzliche Lanze, die weit über ihn hin in den Sand fuhr. Freudig aufspringend rief er aus: „Gefehlt, du göttergleicher Achilles! Jetzt wahre deine Brust, du thörichter Schwätzer!“

Und mit gewaltigem Krachen fuhr Hektors Spieß in Achilles Schild. Leider war dieser Schild undurchdringlich, und Achill, der den Spieß schnell ergriff, hatte nun eine Waffe, da Hektor, bis auf sein kurzes Schwerdt, wehrlos dastand. So empfing der Unglückliche den Stoß

seiner eigenen Lanze in die Kehle, daß er sinnlos niederstürzte, zur Freude aller Griechen, die rings umher dem gewaltigen Kampfe zugesehen hatten.

Sterbend wiederholte Hekter noch die Bitte, seinen Leichnam nicht zu schänden, aber bey Achillen war kein Erbarmen. Er durchstach ihm die Füße zwischen Ferse und Knöchel, zog einen Riemen hindurch, und knüpfte ihn an den Hintertheil seines Wagens. So schleifte er ihn längs dem Thore hin, zum bittersten Schmerze des alten Vaters und aller übrigen Trojaner, die oben auf der Mauer standen, und galoppirte dann mit ihm über Stock und Stein dem Lager zu, wo er ihn, unkenntlich gemacht durch Blut und Staub, unter freiem Himmel, den Hunden zum Fraße, liegen ließ.

Jetzt erst nahm er das feierliche Leichenbegängniß seines Freundes Patroklus vor. Diesen wollte er ehren, wie noch kein Freund geehrt worden sey, und zu dem Ende lud er alle Griechen zu dieser festlichen Handlung ein. Ein großer Scheiterhaufen ward aufgebaut; in der Mitte desselben ward Patroklus rein gewaschener Leichnam gelegt, und ringsum die Leiber zwölf gefangener Trojaner, die Achill lebendig gegriffen und zusammengebunden hatte, und jetzt — grausame Sitte! — mit eigner Hand am Grabe seines Freundes schlachtete. Daß er Hek-

tors

tors Leichnam nicht mit verbrannte, geschah aus Zorn; er wollte diesem die Ehre des Feuers nicht gönnen. Als der Holzstoß niedergebrannt war, wurden die Knochen des Freundes aus der Asche hervorgesucht, und, mit Fett vermischt, in eine goldene Urne gelegt, die man zuletzt unter einen weitragenden Grabeshügel vergrub. Hierauf ordnete Achill, dem Freunde zu Ehren, ritterliche Spiele an seinem Grabe an, und setzte für die Sieger köstliche Preise (Sklavinnen, Pferde, Maulthiere, Kessel *), Becken, Trinkschalen, Goldbarren, Harnische u. dgl.) aus. Die Spiele bestanden im Wagenrennen, im Wettlauf, im Ringen, im Scheibenwerfen, im Lanzenwurf und im Faustkampf. Alles ward mit Ordnung und zur Zufriedenheit Aller vollendet. Nur dem leidenschaftlichen Sinne des Stifters war noch immer kein Genüge geschehen. In einer schlaflosen Nacht erhob er sich von seinem Lager, spannte seine Rosse an, und schleifte Hektors Leichnam noch dreimal um des Freundes Todtenhügel.

Das Haus des Priamus war unterdessen,

*) Wobey die merkwürdige Angabe vorkommt, daß ein Kessel drey Sklavinnen werth geschätzt wird, und eine Sklavin vier Ochsen.

wie man denken kann, die Wohnung des Jammers geworden. Der alte Vater konnte endlich den Gedanken nicht länger ertragen, daß sein herrlicher Sohn in seinem Tode wie ein Aas auf dem Felde verwesen, und den Vögeln und Hunden zur Beute werden sollte. Schon der religiöse Sinn jener Zeiten verlangte eine ehrenvolle Bestattung der Todten, weil man glaubte, daß eher die Seele im Schattenreiche keine Aufnahme finde. Ein Traum ermunterte endlich den Greis, das Wagstück zu unternehmen, und in der Nacht persönlich vom Achill den Leichnam zurückzufordern. Er suchte zu dem Ende aus seinen Kisten 10 Pfunde Goldes, vier metallene Becken, zwey dreifüßige Kessel, einen zierlichen Becher, zwölf herrliche Feierkleider, und eben soviel wollene Decken hervor, packte alles auf seinen Wagen, und fuhr mit einbrechender Nacht mit seinem treuen Diener Idäus getrost dem Lager der Griechen zu. Hermes (Merkurius), der schützende Götterbote, war mit ihm, wie die Fabel sagt, und blendete die Augen der Feinde, daß sie ihn nicht sahen. So kam er glücklich bey den Hütten der Thessalier an. Er fand den Achilles noch sitzend an dem Tische, an welchem er die Nachtkost verzehrt hatte, das Haupt auf den Ellenbogen gestützt, und in wehmüthige Betrachtungen versunken. Gleich beim Eintritt warf er sich vor dem Helden nieder, und ein

Strom von Thränen eilte seiner Rede vor. Dann sagte er schluchzend:

„Denke an deinen Vater, du göttergleicher Achilles, der alt und kraftlos, wie ich, zu Hause schmachtet. Ach, vielleicht umdrängen auch ihn jetzt die Nachbarn, und keiner ist, der ihn schirmte. Aber doch weiß er, daß Einer ihm lebt, wenn auch fern, ein lieber, treflicher Sohn, der, wenn er wiederkehrt, allem Jammer ein Ende macht. Deß freut sich der hoffende Greis, und alle Tage wiederholt er sich den süßen Gedanken. Aber wehe mir! Ich war der glücklichste Vater; funfzig Söhne hatte ich groß gezogen, und ihrer neunzehn waren von einer Mutter. Sie waren meine Freude und mein Stolz. Da zogt ihr hierher, und der unselige Krieg raffte mir einen nach dem andern, bis auf wenige, dahin. Und jetzt ist auch der Beste, der uns alle bis dahin beschirmte, gefallen. Ach, für sein Leben kann ich nicht mehr flehen, aber den Todten gib uns zurück. Siehe, zu Hause jammern Weib, Mutter und Geschwister, und ich, sein Vater, liege hier zu deinen Füßen. Gib ihn mir wieder, ich bringe reiche Geschenke mit. Scheue die Götter. Denke, wenn dein alter Vater so vor einem jüngern Manne knien müßte! Und ich — o Jammer! — ich küsse die Hand, die meine Kinder erschlagen hat!“

Solchen Worten und solchen Thränen wi=

derstand Achilles nicht. Er beugte sich sanft zu dem Greise hinüber, ihn aufzuheben, beklagte sein Schicksal, und rühmte Hektors Tapferkeit. Dann ging er hinaus, die Geschenke zu besehen, und befahl heimlich den Sklavinnen, Hektors Leichnam sauber zu waschen, und in ein reines Gewand zu schlagen. Er selber legte ihn darauf in den Wagen, auf ein untergebreitetes Lager, versank dann einige Augenblicke in finstere Schwermuth, und brach in die Worte aus: „Zürne mir nicht, Patroklus, wenn du vielleicht in Aides Wohnung vernimmst, daß ich deines Mörders Leiche dem bekümmerten Vater zurückgegeben. Siehe, er bringt mir nicht unwürdige Lösung, und auch dir soll ein gebührendes Theil derselben geweiht werden."

Jetzt ergriff er ein fettes Schaf von seiner Beute, und kehrte damit in die Hütte zurück. „Nun freue dich, Alter, sprach er, dein Sohn ist gelöset, wie du wünschtest, und ruht schon auf dem Wagen, in weiche Gewänder gehüllt. Jetzt aber laß uns des Mahles gedenken, und unser Herz erquicken. Deinen edlen Sohn beweine daheim, denn wohl ist er der Thränen werth." Er zerschnitt hierauf dem Schafe die Gurgel, die Diener zogen das Fell ab, schnitten das Fleisch in Stücke, brieten es an Spießen, zogen dann alles herunter, und legten es auf den Tisch. Automedon (◡-◡◡) vertheilte dazu Brodt aus dem

Korbe, und sie aßen und vergaßen des Grames. Jetzt auch betrachteten beide sich erst genauer, da bewunderte der Greis die herrliche Bildung und den feurigen Blick des furchtbaren Mannes, und Achill hinwiederum schaute mit Wohlgefallen und Ehrfurcht das würdevolle Antlitz und den edlen Anstand des Königs, und horchte seiner verständigen Rede. Nachdem sie beide sich mit Speise und Trank gesättigt hatten, ruhte der Greis einige Stunden, denn er hatte seit vier Tagen nicht geschlummert. Aber noch vor dem Aufgang der Sonne eilte er schon wieder, seine Pferde anschirren zu lassen, damit ihn im Lager der Griechen niemand bemerkte. Achill fragte ihn, in wieviel Tagen er seinen Sohn zu bestatten gedenke, und versprach, sich bis dahin des Angriffs zu enthalten. „O Achilles, versetzte der Greis, wenn du uns das vergönnen willst, so gewähre uns neun Tage, den Todten zu beweinen, und die Anstalten zu seiner Bestattung zu treffen. Dann wollen wir ihn am zehnten Tage verbrennen, am elften das Grabmal aufrichten, und am zwölften beginne dann wieder der Krieg, wenn es doch einmal Krieg seyn muß."

Achilles bewilligte alles, und entließ den alten Mann, der nun fröhlich nach der Stadt zurückeilte, und dort von einem hellen Freudengeschrey der Seinigen empfangen ward, die nicht ohne Grund für sein Leben gezittert hatten.

Neun Tage dauerte hierauf das Geheul der Klageweiber, und am zehnten ward der Leichnam verbrannt. Man sammelte seine Asche und Knochen in eine goldene Urne, und errichtete ihm einen hohen Todtenhügel vor der Stadt. Keiner der Griechen störte die traurige Feier. Ein Todtenmahl im Pallaste, wobey man die gebührenden Opfer für die Götter nicht versäumte, beschloß die Festlichkeiten dieser thränenvollen Tage.

Auch der starke Achilles fand noch vor Troja seinen Tod. Paris erlegte ihn durch einen Pfeilschuß. Doch endlich ward die Stadt erobert, (man sagt durch List, indem sich mehrere Griechen in einem hölzernen Pferde, das zu einem religiösen Zwecke gezimmert war, hinein ziehen ließen) und nach einer fürchterlichen Verheerung durch Feuer und Schwerdt dem Erdboden gleich gemacht. Priamus und seine noch übrigen Söhne wurden an ihrem Hausaltare niedergestoßen, wohin sie sich geflüchtet hatten. Die Königin aber nebst ihren Töchtern und den vornehmsten und schönsten Weibern der Stadt, auch der edlen Andromache, wurden nach den Schiffen geschleppt, und als Sklavinnen unter die Sieger vertheilt. Helena ward von ihrem ersten Gemahle wieder angenommen. Der Name Troja verschwand seitdem von der Erde. Nur ein mä-

ßiger Haufe Entronnener soll von dem oben erwähnten Aeneas nach Italien geführt worden seyn.

31.

Die Rückkehr der Griechen.

Den Zerstörern Troja's war auf ihrer Heimkehr noch großes Elend vorbehalten. Schon beim Einschiffen entstand Streit unter den Anführern über den Weg, der genommen werden sollte. Darüber trennten sie sich, der Eine fuhr hierhin, der Andere dorthin; unaufhörliche Stürme zerschmetterten die Schiffe, daß mehr als die Hälfte der sämmtlichen Mannschaft ertrank, und Einige wurden so weit von ihrem Ziele verschlagen, daß sie in unbekannte Gewässer, selbst bis nach Afrika und Sicilien hin geriethen, Jahre lang in der Irre herumstreiften und unsägliche Drangsale erdulden mußten. Die meisten, anstatt fröhlich empfangen zu werden, fanden zu Hause Unordnung und Unglück. Der Anführer Agamemnon fand sogar seine liebe Frau (Klytemnestra), welcher während seiner Abwesenheit die Zeit lang geworden war, an einen andern verheyrathet. Dieser, ein junger Fürst mit Namen Aegisthus, war nicht Willens, Frau und

Vermögen wieder herauszugeben, und die Ehebrecherin konnte schon aus Furcht keine andere Partey, als die seinige, ergreifen. So beschloß man denn, dem Agamemnon die wahre Lage der Sachen am ersten Tage sorgfältig zu verbergen, ihn zärtlich zu empfangen, und ihn dann, wenn er von der Reise ermüdet, nach griechischer Sitte sich durch ein warmes Bad erquicken würde, zu ermorden. Ahnungslos trat der Unglückliche in die lange ersehnte Wohnung, und als er aus dem Bade steigen wollte, und ein reines Gewand begehrte, warf ihm Klytemnestra, wie zufällig, eins über den Kopf, worauf der versteckte Aegisth sogleich hinter der Thür hervorsprang, und dem Verhüllten mit der Axt den Schädel spaltete. *)

*) Erst zehn Jahre nachher ward Orestes, der Sohn des Ermordeten, dessen Rächer. Früh hatte seine kluge Schwester Elektra ihn aus dem Hause geschafft, und ihn durch einen treuen Diener heimlich zu ihrem Oheim Strophius nach Phocis geschickt, der ihn gemeinschaftlich mit seinem Sohne Pylades (–◡) aufzog. Die Freundschaft beider Jünglinge war im Alterthume zum Sprichwort geworden. Als sie erwachsen waren, gingen sie nach Mycene, kehrten unter erdichteten Namen bey dem Aegysth ein, und erschlugen ihn und seine Gattin Klytemnestra. Aber seitdem verfolgten, wie es die Dichter sinnlich ausdrucken, die Furien den Muttermörder, und ließen ihn nicht los, als bis ihn Athene selbst im Rath der Richter zu Athen, wo die wei-

Eben die treflichen Volksſänger, die etwa 100 bis 200 Jahre hernach die Thaten der Griechen vor Troja beſangen, nahmen auch von der mühevollen Rückkehr derſelben Stoff zu reizenden Geſängen her, und hatten vielleicht auch hierin noch lebende Gerüchte zu Führern. Dabey fanden ſie eine ſchöne Gelegenheit, recht wunderbare Schilderungen von den fernwohnenden Menſchen anzubringen, und da die Griechen damals von der Erde ſo wenig kannten, ſo war es den Phöniziern (den damaligen Weltumſeglern) leicht, recht abſchreckende Vorſtellungen von den entfernteren Gegenden zu verbreiten, damit niemand ſich gelüſten laſſe, ihren Handel dorthin zu ſtören. Daher die vielen fabelhaften Nachrichten von Rieſen und Menſchenfreſſern, Sirenen, feuerſpeienden Drachen ꝛc. die die Phantaſie der Wiedererzählenden noch immer mehr vergrößert hat.

Man nannte die Mährchen von der Heimkehr der Helden Noſten (νοστοι, Rückreiſen) und hatte dergleichen von den berühmteſten Heroen. Eins derſelben iſt uns noch vollſtändig übrig, unter dem Namen Odyſſee, und wird dem Homer zugeſchrieben. Es enthält die Geſchichte der wunderbaren Rück- und Irrfahrt des Odyſſeus oder

ßen und die ſchwarzen Steine gleich waren, durch ein hinzugeworfenes weißes Steinchen begnadigte.

Ulysses, und ist noch außer dem unschätzbaren poetischen Werthe als ein treues Abbild der Kultur und Lebensart jener Zeiten auch dem Geschichtsforscher von der höchsten Wichtigkeit. An Abentheuern fehlt es darin nicht. Der Held wird nach Afrika verschlagen, wo so süße Früchte wachsen, daß seine Leute, wie angezaubert, gar nicht wieder fort wollen. Dann treiben ihn die Stürme hinüber nach Sicilien zu den menschenfressenden Riesen, Cyklopen genannt; von da kommt er zu einer Insel, wo eine Zauberin Circe, wohnt, die alle seine Gefährten in Schweine verwandelt. Hierauf geräth er an den Eingang zur Unterwelt, am westlichen Ende der Erde, steigt hinab, und spricht mit den Schatten seiner Mutter und seiner Freunde; schifft dann wieder zurück, zwischen den gefährlichen Strudeln Scylla und Charybdis in der sicilianischen Meerenge hindurch, die als grausame Ungeheuer mit langen Armen geschildert werden, mit deren jedem sie einen Gefährten des Ulysses packen, und zum Rachen führen; kommt dann bey der Insel der Sirenen vorüber, (Ungeheuer mit Mädchengesichtern und langen Krallen, die sie unter dem Wasser verbergen, indeß sie mit himmlischem Gesange die Vorüberschiffenden locken, zu ihnen heranzukommen), aber, vorher gewarnt, verklebt er seinen Gefährten die Ohren mit Wachs, und läßt sich selber an den Mast-

baum binden. So widersteht er männlich der schmeichelnden Verführung. Ein andermal zerschmettert ihm Zeus durch einen Blitzstrahl sein Schiff, alle seine Gefährten ertrinken im Meere, er selber treibt, angeklammert an einen schwimmenden Balken, neun Tage ohne Speise umher, bis ihn endlich die Fluth in der zehnten der schrecklichen Nächte an die Insel Ogygia treibt, wo eine schöne Nymphe, Kalypso, ihn liebreich aufnimmt, herzlich erfreut, endlich einmal einen Mann bey sich zu sehen, wie sie sich längst einen zur Gesellschaft gewünscht hatte. Da sie als Nymphe zu den untern Gottheiten gehört, so besitzt sie auch Götterkraft, und verspricht vermöge derselben ihrem Gaste Unsterblichkeit und ewige Jugend, wenn er auf immer bey ihr bleiben will. Er aber geht täglich mit dem Frühroth hinaus, an das brausende Gestade, setzt sich nieder, denkt an sein treues Weib und seinen Sohn daheim, und weint bittere Sehnsuchtsthränen. Auch nur von ferne die blauen Berge seiner Insel noch einmal zu erblicken, nur den Rauch aus ihren Hütten aufsteigen zu sehen wünscht er sich, und dann zu sterben. Aber sieben Jahre hält ihn die Nymphe in ihrer Felsengrotte zurück, dann erst entläßt sie ihn auf Götterbefehl. Nun zimmert er sich Flöße von selbstgefällten Fichten, stellt sich darauf, und rudert allein auf unbekanntem Gewässer mit diesem unsi-

chern Fahrzeuge herum. Siebzehn Tage sieht er kein Land, nichts als Himmel und Wasser. Endlich am achtzehnten erblickt er von fern die Insel der Phäaken, Scheria, jetzt Korfu genannt. Aber ehe er sie erreicht, ereilt ihn noch ein schrecklicher Sturm, der ihm sein Floß zerschmettert. Schwimmend kämpft er mit den empörten Wellen, und erreicht endlich glücklich das Ufer. Hier ruht er auf einem Lager von trockenem Laube vier und zwanzig Stunden lang von seiner Anstrengung aus. Dann findet er gute Menschen, die ihn reinigen und kleiden; er stellt sich dem Könige der Phäaken vor, wird gastfreundlich aufgenommen, und auf einem wohlgebauten Schiffe von geübten Ruderern nach Hause gebracht.

Dies ist die trockene Skizze des Gedichts, aus dem ich jetzt einige Scenen ausführlicher mittheilen will, als sprechende Gemälde der Sitten und der Denkart jener Zeiten.

32.

Ulysses in der Unterwelt.

Die Frage: wo bleibt der verständige Geist des Menschen, wenn der Leib stirbt? hat schon früh das Nachdenken der Menschen so eifrig be-

schäftigt, daß die Dichter durch nichts so sehr die Neigung ihrer Zuhörer fesseln konnten, als wenn sie ihnen von jenem geheimnißvollen Lande „aus dem noch kein Reisender zurückgekehrt ist," Nachricht zu geben versprachen. Sie brachten dies Kapitel so oft an, als es sich thun ließ, daher enthält die Geschichte des Herkules, des Orpheus, des Ulysses ꝛc. solche Höllenfahrten, in denen die Dichter alsdann ihre Phantasien über den Zustand der Seelen nach dem Tode zum Besten gaben. Die des Ulysses lautet folgendermaßen:

Mit Rathschlägen von der Zauberin Circe ausgerüstet, fand der Held das äußerste Land der Erde, in welchem der Eingang zur Unterwelt ist. Er band sein Schiff an, stieg ans Ufer, und dann tief hinab, in ein weites Gefilde. Hier grub er ein Loch in die Erde, opferte zwey schwarze Schafe, und ließ das Blut derselben in die Grube rinnen. Sogleich kamen vom Erebus ganze Schaaren von grauen Schatten heraufgeschwebt, leicht wie die Luft, ohne Sprache, und fast auch ohne Besinnung. Nur der einzige Tiresias, der einst auf Erden ein kluger Seher in Theben, aber blind gewesen war, hatte zur Entschädigung auch in der Unterwelt Verstand und Sprache behalten. Er schritt zuerst mit seinem goldenen Seherstabe heran, trank von dem Blute aus der Grube, und gab nun dem Ulysses eine Weissa-

gung. Hinter ihm drängte sich eine Menge anderer Schatten, Greise und Kinder, Frauen und Mädchen, heran, und begehrten gleichfalls zu trinken, aber Ulysses verwehrte es ihnen mit dem Schwerdte, denn so hatte ihm Circe gerathen. Da erblickte er plötzlich unter ihnen auch den Schatten seiner Mutter. „O Tiresias, sprach er, siehe, da sehe ich auch meine Mutter, aber sie scheint mich nicht zu kennen. Könnte ich denn von ihr nicht irgend eine Kunde erhalten?"

Tiresias antwortete: „Welchen von diesen Geistern du auszuforschen verlangst, den laß von diesem Blute trinken, dann kommt Geist und Sprache in ihn. Wer aber nicht trinkt, der schwebt besinnungslos wieder zurück."

Sogleich ließ Ulysses seine geliebte Mutter zu dem Blute, und nachdem sie getrunken, erkannte sie voll froher Verwunderung ihren Sohn. Von ihr erfuhr er, daß sein Vater, seine Frau und sein Sohn noch lebten, und daß sie selber, die zärtliche Mutter, einzig vor Gram um ihn gestorben sey. Hierauf winkte er den Schatten seiner Freunde, Agamemnon, Achilles, Patroklus und Ajax, ließ sie trinken, und sich von ihnen ihre Schicksale erzählen. Sie auch verlangten Kunde von den Ihrigen, aber er konnte sie ihnen leider nicht geben. Traurig schwebten sie nach kurzem Gespräche wieder fort.

Darauf sah er auch berühmte Helden der

Vorzeit, den Minos, der auch hier unten noch die Todten richtete, den Orion (- - ⏑), der auch hier noch sein Jägerhandwerk fortsetzte ꝛc. Auch schreckliche Strafen sah er hier solche dulden, die einst an den Göttern gefrevelt hatten. Die Danaiden schöpften Wasser in ein durchlöchertes Faß, König Sisyphus (- ⏑⏑) aus Korinth war verdammt, einen ungeheuren Stein bergauf zu wälzen, der jedesmal, so oft er ihn mit Mühe bis an den Gipfel des Berges gebracht hatte, plötzlich seinen Händen entglitt, und schnell wieder zurück, ins Thal hinab rollte. Tantalus (- ⏑⏑) stand bis an den Hals im Wasser, und über seinem Haupte hingen saftreiche Früchte. Aber wenn er, von ewigem Durste gequält, sich niederbeugen, oder die Hand nach den Früchten ausstrecken wollte, sank dort das Wasser, schnellten hier die Zweige hastig fort, und vergebens lechzte der Arme. Tityos, jener ungeschlachte Riese, der sich einst mit sträflicher Begierde der Here genaht, lag an den Boden gefesselt, und zwey Geier nagten immerfort an seiner Leber, die, wie beim Prometheus, täglich wieder wuchs. Das Ganze dieser unterirdischen Gefilde hatte ein finstres, trauriges Ansehen, und Ulysses freute sich sehr, als er wieder herauskam, und das helle Licht der Sonne auf der geliebten Erde wiedersah.

Daß gerade solche Vorstellungen von dem

Zustande nach dem Tode in der Phantasie des frühern Griechern entstanden, war bey einem so genußliebenden, lebensgierigen Volke sehr natürlich. Der Körper ward ja hier oben sichtlich verbrannt, oder von der Verwesung zerstört, wie konnte also der übrig bleibende Geist etwas anders, als ein schwacher Schatten seyn? Daß man aber eine Absonderuug der denkenden und empfindenden Kraft im Menschen von den physischen Organen derselben als möglich annahm, kam theils daher, weil man sich diese Kraft (wie noch jetzt der gemeine Mann bey uns) als sehr materiell dachte, theils von den Erscheinungen verstorbener Menschen im Traume, aus welchen Erscheinungen überhaupt die ganze Vorstellung des Homer vom Schattenreiche abstrahirt scheint. Daß sich die Seele zum Körper, wie die Harmonie zum Saiteninstrument verhalte, war erst die glückliche Idee späterer Griechen.

33.

Ulysses bey den Phäaken.

Einst ward, wie schon oben erzählt ist, dem Helden sein Schiff zertrümmert, und er mußte sich durch Schwimmen auf eine Insel retten. Abgemattet und ganz nackt (denn er hatte, um besser

ser zu schwimmen, seine Kleider ins Meer geworfen), trat er ans Ufer. Er erblickte weit umher niemanden, und ging auf ein Gehölz zu, in welchem er sich von zusammengerafftem Laube ein Lager machte. Nackt, wie er war, kroch er hinein, und überdeckte sich noch den Leib bis ans Kinn mit abgefallenen Blättern: eine Lage, in welcher kein Vorübergehender den Städteverwüster Odysseus erkannt haben würde. Und hier bringt der alte Dichter ein merkwürdiges Gleichniß an. So verbirgt, sagt er, ein Landmann, der auf entlegenem Felde, von keinem Nachbar umgeben, allein wohnt, einen Feuerbrand in einen Aschenhaufen, damit er am Morgen nicht nöthig habe, sich Feuer aus der Ferne zu holen, sondern noch Glut unter der Asche finde. — Also hatten die Griechen selbst zu der Zeit, da dieser Dichter lebte, die Kunst, Feuer anzuschlagen oder zu erreiben, noch nicht entdeckt, da sie doch schon so viele andere weit schwerere Künste erfunden hatten.

Am andern Tage sollte gerade im Hause des Phäakenkönigs Antinous (◡-◡◡) große Wäsche seyn. Da wurde nun nicht, wie bey uns, im Waschhause gewaschen, am Brunnen gespült, und auf der Leine getrocknet, sondern die Sache ging ganz anders zu, und zwar folgendermaßen: Am Morgen bat Nausikaa, (◡-◡◡) die Tochter vom Hause, den König ihren Vater, er möchte

ihr einen Wagen mit Pferden bespannen, und einen Korb drauf setzen lassen. Das thaten denn die Diener: Nausikaa legte die feinen wollenen Ober- und Unterkleider ihrer Brüder, und die weiblichen langen Gewänder in den Korb, und die Mutter fügte dem noch ein kleines Körbchen mit süßem Backwerk und einen ziegenledernen Schlauch voll Weins hinzu, auch feines Oel, zum Salben des Haars nach dem Bade. Darauf bestieg Nausikaa den Wagen, ergriff die Zügel, und peitschte die Pferde an; ein Paar dienende Mädchen folgten ihr nach.

Sie kamen an das Ufer eines klaren Stromes, in dessen Nähe kleine Gruben waren, die sich von selbst mit dem Wasser des Baches füllten. Hier hinein warfen sie die Gewänder, sprangen hinein, und stampften sie mit den Füßen. Nun war das Zeug gewaschen, und wurde zum Trocknen auf den reinen Kieseln des Meeresufers in heißer Sonne ausgebreitet. Unterdessen weideten die abgespannten Pferde in der Nähe, die Mädchen badeten und salbten sich, und setzten sich dann ins Grüne, um aus dem kleinen Korbe und dem Schlauche ein leichtes Mahl einzunehmen. Darauf spielten die fröhlichen Mädchen mit dem Balle, und nahmen die Schleier vom Haupte, auch sang Nausikaa ein Liedchen dazu.

Endlich gegen Abend war das Zeug trocken,

es wurde zusammengelegt, und in den Korb auf dem Wagen gepackt, sie spannten die Rosse vor, und schickten sich zur Heimfahrt an. Da hatte Nausikaa noch den Einfall, eins der Mädchen zu necken; sie warf mit dem Balle nach ihr, traf sie aber nicht, sondern der schöne wollene Ball flog weithin ins Wasser. Da erscholl von allen Mädchen ein lautes Gekreisch, und das hörte — Ulysses, der nicht weit davon in den trockenen Blättern steckte, und so eben erwacht war. Halt, dachte er, da sind Leute, und kroch hurtig hervor; und damit er doch nicht in seiner ganzen unanständigen Nacktheit erschiene, so brach er sich einen buschichten Ast von einem Baume, und hielt ihn sich vor den Leib. Als ihn die Mädchen sahen, die Haare voll gelber Blätter, und Arme und Beine mit schmutzigem Meeresschlamme überzogen, liefen sie alle mit großem Geschrey davon. Nur die muthige Nausikaa blieb stehen, und hörte die flehende Rede an, die er aus ehrerbietiger Ferne an sie richtete. Seine Worte dünkten ihr so verständig, seine Klage klang so rührend, seine Bitte war so bescheiden, daß sie ihn ungeachtet seiner ekelhaften Verfassung liebgewann. Er bat sie, ihm den Weg zur Stadt zu zeigen, und ihm ein Stück zur Bedeckung zu geben, etwa ein Wickeltuch, worein sie die Wäsche gelegt hätte, oder dergleichen. Sein Schluß war fast so, wie noch heut zu Ta-

ge die Bettler ihre Reden zu schließen pflegen: Mögen die Götter dir schenken, soviel dein Herz nur begehrt, einen Mann und ein Haus, und euch mit seliger Eintracht segnen u. s. w.

Nausikaa rief die furchtsamen Mädchen herbey, die sich noch lange einander winkten, ehe die erste herankam. Sie befahl ihnen, den Fremdling zum Badeplatze zu führen, und ihm das Oelfläschchen und eins von den feinen Gewändern hinzulegen. Er hatte lange an sich zu waschen, aber dafür erschien er auch hernach, da er gebadet und gesalbt, und mit dem reinen Gewande bekleidet war, in einer so veränderten Gestalt, daß die Jungfrauen sein edles Ansehen nicht genug bewundern konnten. Sie gaben ihm noch den Rest aus dem Körbchen und dem Schlauche, und als er sich treflich mit Speise und Trank erquickt hatte, setzte sich Nausikaa auf den Wagen, und befahl ihm, mit den Mädchen zu folgen. Als sie sich durch blühende Saatfelder der Stadt näherten, rieth sie ihm, auf einem andern Wege allein in die Stadt zu gehen, damit es nicht Aufsehen machte, oder sie ins Gerede brächte, wenn sie mit einem fremden Manne durch die Straßen ginge; beschrieb ihm dann den Pallast ihres Vaters, und gab ihm noch allerley Vorschriften, wie er sich bey ihren Eltern und gegen die zwölf Unterfürsten der Phäaken, die er daselbst auch finden würde,

verhalten solle. Darauf schwang sie die Peitsche, und fuhr im Gallop zur Stadt hinein. Als sie in dem Hofe angelangt war, kamen ihre Brüder, die Söhne des Königs, heraus, spannten ihr die Pferde ab, und halfen ihr die Wäsche in die Kammer tragen.

Ein Weilchen nachher kam Odysseus auch in die Stadt. Er sah von ferne die vielen Schiffe im Hafen, und merkte wohl, daß er es hier mit einem Schiffervolke zu thun haben würde. Ein Mädchen mit Wassergefäßen zeigte ihm des Alkinoos Pallast; er ging hinein, und fand eine nie gesehene Pracht darin. Der Saal, die Thür, die Pfosten, die Riegel, alles schien ihm von Gold und Silber zu strahlen. Rings an den Wänden standen Sessel mit Teppichen, worauf die Beherrscher der Phäaken schmausend saßen. Funfzig Weiber dienten im Pallaste, theils mußten sie die Handmühlen drehen, theils spinnen und weben. Die Königin selber saß im großen Saale neben dem Könige am leuchtenden Heerde, und spann am Rocken. An sie wandte sich Odysseus beim Eintritte zuerst, denn so hatte es ihm Nausikaa gerathen. Er umfaßte, nach Sitte der Bittenden, ihre Knie, und bat nach kurzem Glückwunsche um gastfreundliche Aufnahme, und um ein Schiff, ihn zur Heimath zu senden. Darauf setzte er sich, die Antwort ab-

wartend, am Heerde in die Asche nieder, wie es den Hülfeflehenden zukam.

Sein Anstand und seine Rede hatten Beifall gefunden, und die Phäaken, wohl kundig des Gastrechts, und eifrige Verehrer der Götter, sahen ihn alle wohlwollend an. Der König selbst ging zu ihm, reichte ihm die Hand, daß er aus der Asche aufstände, und führte ihn zu einem silberbeschlagenen Sessel, von welchem er seinen eigenen Sohn aufstehen hieß. Darauf kam eine Dienerin mit einer schönen goldenen Wasserkanne und einem silbernen Waschbecken, begoß ihm zum Waschen die Hände, und stellte dann ein Tischchen vor ihn hin. Die ehrbare Schaffnerin legte Brodt und Fleisch und Gemüse drauf, und der herrliche Dulder Odysseus ließ sichs treflich schmecken. König Alkinoos befahl nun dem Mundschenken, Wein mit Wasser zu mischen, (denn anders tranken ihn die Alten gar nicht) und die Becher der Anwesenden zu füllen, zum Opfer für Zeus, den Beschützer der Hülfeflehenden. Es geschah, sie opferten, das heißt: sie gossen zuerst ein Paar Tropfen auf die Erde, und tranken dann das Uebrige aus; hierauf ward noch allerley über Odysseus Heimfahrt besprochen, und zuletzt erhoben sich die zwölf Fürsten und gingen nach Hause. Nur Odysseus und das königliche Paar blieben sitzen, und die Mägde räumten die Tische und die Ueberbleibsel

der Speisen weg. Die Königin, welche längst bemerkt hatte, daß das feine wollene Gewand des Fremdlings aus ihrer eigenen Garderobe sey, befragte ihn jetzt deswegen, und er erzählte ihr darauf noch die Geschichte der letzten Nacht, und rühmte Nausikaa's Freundlichkeit. Endlich befahl die Fürstin den Mägden, unter die Halle ein Bett zu setzen, prächtige Polster hinein zu legen, und Teppiche darüber zu breiten, auch zur Oberdecke wollene Mäntel herbeizuschaffen. Es geschah, die Mädchen leuchteten dem Fremden mit der Fackel hinaus in die Halle, aber Alkinoos und seine Gemahlin gingen in ihr Schlafgemach im Innern des Pallastes.

Und als die „Göttin mit den Rosenfingern," die schöne Morgenröthe, erschien, führte der König seinen Gast zum Markte oder Versammlungsplatze der Phäaken, der bey dem Hafen angelegt war. Unzähliges Volk fand sich hier ein; der Gast und der König setzten sich neben einander auf schön geglättete Steine, und der letztere hielt einen Vortrag, in welchem er darauf antrug, daß zwey und funfzig der wackersten Jünglinge ein großes Schiff ausrüsten und ins Meer ziehen sollten. Er versprach ihnen zugleich, sie vor der Abfahrt in seinem Pallaste mit Speise zu letzen, und die zwölf Fürsten lud er ein, sogleich mit ihm in seinen Saal zu kommen, wo

er den Fremdling noch einmal gehörig bewirthen wolle.

Ein großes festliches Getümmel erhob sich nun in dem Pallaste. Der König ließ zwölf Schafe, acht Schweine und zwey Stiere schlachten, der Mundschenk mischte auch fleißig, und vor allen Dingen ward ein lieblicher Sänger geholt, der nach geendigtem Mahle Geschichten aus dem trojanischen Kriege, zu Aller Ergötzung, zur begleitenden Harfe sang. Oft kam Odysseus Name vor, aber noch ahnte niemand diesen merkwürdigen Mann so nahe. Nur da der Held bey dem Gesange sein Gesicht verhüllte, merkte der König, daß er wohl ein Mitgenoß jener Gefahren gewesen seyn müsse; er bat daher den Sänger, aufzuhören, und lud die Jünglinge zum Kampfspiele ein. Der Zug ging nun abermals nach dem Markte hin, und die kraftvollen Fürstensöhne gaben dem Fremdlinge Beweise von ihrer Geschicklichkeit im Faustkampfe, im Ringen, im Werfen, im Springen und im Wettlaufe. Zuletzt forderte Laodamas (⏑--⏑⏑), des Königs Sohn, den Helden zum Wettkampf auf, doch dieser schützte seinen Schmerz vor, und seine Sehnsucht nach dem Vaterlande. Darüber verspottete ihn einer, und meinte, er müsse wohl kein Kämpfer seyn, sondern etwa ein Kaufmannsdiener oder dergleichen. Aber der Held beschämte ihn durch eine kräftige Gegenrede, und versicherte, daß er

es mit jedem aufnehmen wolle, schnellte auch eine schwere steinerne Scheibe, zum Erstaunen Aller, mit solcher Kraft in die Luft, daß sie weit hinter dem Ziele der Andern hinrollte. Nun wagte sich keiner an ihn, die Spiele wurden aufgehoben, und der Sänger mußte nun noch etwas Lustiges singen, worauf einige Jünglinge mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit tanzten. Die Phäakenfürsten vereinigten sich, dem Fremden, der sich so edel und verständig zeigte, jeder einen Anzug zu schenken, das heißt ein enges Unterkleid, und ein langes und weites Obergewand, beide von Wolle und ohne Aermel. So einfach war die Kleidung jener Zeit. An Hosen, Strümpfe, Hemde, Schuhe, Halstuch, Hut u. s. w. ist um diese Zeit, und lange nachher, noch gar nicht zu denken. Eine so enge Kleidung, wie die unsrige, würde den Alten unerträglich gewesen seyn.

Und nun ein schöner Zug eines unbesonnenen Jünglings: Auch der oben erwähnte Spötter kam bescheiden zum Odysseus, und überreichte ihm sein prächtiges Schwerdt mit silbernem Hefte und elfenbeinerner Scheide zum Versöhnnngsgeschenk, mit den freundlichen Worten: „Sey wieder gut, o Vater, und fiel ein kränkendes Wort hier unter uns vor, so mögen es schnell die Stürme verwehen! O verliehen dir

doch die Götter, Heimath und Gattin wiederzusehen, nachdem du so lange in Trübsal geirret."

Der Held erwiederte den Wunsch eben so freundlich, und hängte das Schwerdt um die Schultern. Alle gingen am Abend wieder in den Pallast zurück, wo Ulysses die sämmtlichen Geschenke in einer köstlichen Lade empfing, welche er hierauf statt des Schlosses mit einem künstlichen Knoten zusammenband. Darauf ward er von der Schaffnerin herausgerufen, um ins warme Bad zu steigen, welches ihm die Mägde bereitet hatten. Und als er, frisch gebadet und gesalbt, wieder in den Saal gehen wollte, siehe da stand verschämt an der Thür die gute Nausikaa, die sich heimlich aus ihrem Oberstübchen herunter geschlichen hatte, um dem Fremdling, den sie lieb gewonnen, noch ein kurzes Lebewohl mit auf die Reise zu geben, da sie fürchtete, ihn sonst nicht wieder zu sehen; denn es war nicht Sitte, daß die Jungfrauen sich in die Kreise der Männer mischten. „Lebe wohl, o Fremdling, sprach sie leise, und denke auch meiner noch zuweilen in deiner Heimath!" — O Nausikaa, erwiederte der Held, täglich werde ich auch dort, wie einer Göttin, im Herzen dir danksagen; du hast mein Leben gerettet, holde Jungfrau.

Als er in den Saal trat, ward schon wieder ein gebratenes Schwein zerlegt und Wein gemischt. Um den Gast recht hoch zu ehren, gab

man ihm ein großes Stück vom Rücken, das mit dickem Fette bewachsen war. Und der Sänger sang wieder von Troja, und die Hörer freuten sich wieder, nur Odysseus weinte. Da verbot jenem der König, weiter zu singen, und jetzt erst fragte er seinen Gast, wie er heiße, und wo sein Vaterland sey. *) Da fing der Held an, seine Schicksale zu erzählen, daß alle Hörer staunten, und ihn einmüthig baten, noch länger zu bleiben. Er willigte ein, und erhielt dafür von jedem Fürsten außer den schönen Kleidern noch ein goldenes Becken und ein kupfernes Geschirr mit drey Füßen zum Geschenke. Am folgenden Morgen trugen ihm die Fürsten das alles selbst ins Schiff, und Alcinous packte es sorgfältig unter die Ruderbänke. In der Burg ward zu guter Letzt noch ein Stier geschlachtet, und dessen Schenkel nach der Sitte zum Opfer für den Zeus auf dem Altare verbrannt. Auch des Weines ward von der ganzen Gesellschaft geopfert und getrunken. Odysseus sprach kräftige Wünsche für das künftige Wohl seiner gütigen Gastfreunde aus, und als er getrunken hat-

*) Mit dieser Frage war man in jenen Zeiten sehr behutsam, weil man lieber unwissend einen Feind beherbergen, als in Gefahr gerathen wollte, aus Pflicht der Familienrache das heiligere Gastrecht zu verletzen. Welch ein schöner Zug!

te, überreichte er den Becher der edlen Königin, und sagte die sanften Worte des Abschieds: „Lebe beständig wohl, o Königin, bis dich das Alter sanft beschleicht, und der Tod, der allen Menschen bevorsteht! Dankbar scheide ich von dir. Sey glücklich in diesem Pallaste, sammt den lieben Kindern, dem Volk und Alcinous, deinem Gemahle!"

Er ging hinaus, ihm folgten drey Mägde mit Speise und Wein und weichen Gewändern. Mit den letztern bedeckten sie ein Polster im Hintertheil des Schiffes, und die Speisen legten sie daneben. Der Held legte sich auf das Polster nieder und entschlief, indeß die Schiffer, auf den Bänken sitzend, mit den Rudern das Meer schlugen. Es war eine heitere Nacht, das Schiff glitt sanft über die ruhige Fläche hin, und der schlafende Held wußte nicht, wie schnell er sich der süßen Heimath näherte.

34.

Die Freier der Penelope.

Diese süße Heimath war, wie schon gesagt ist, die Insel Ithaka, links neben Akarnanien. Hier herrschten, wie in Scheria, viele Fürsten, aber Ulysses war ihrer aller Oberhaupt ge-

wesen. Da er nun schon seit 20 Jahren abwesend war, so war die größte Unordnung auf der Insel eingerissen, und die Fürsten, besonders die jungen, hauseten mit freventlichem Uebermuthe. Odysseus Mutter war vor Gram gestorben, sein alter Vater Laertes lebte fern von der Stadt in einer Art von Wahnwitz und gänzlicher Entkräftung auf einem Weinberge, und seine edle Gemahlin Penelope (⏑-⏑⏑-) verweinte ihre Tage theils um den entfernten Gemahl, theils über das schreckliche Verderben ihres reichen Hauses. Denn ein seltsames Unheil bedrängte das arme Weib. Sie war schön, reich, klug und edelgesinnt, und das bewegte viele Fürsten, sich um ihre Hand zu bewerben; denn daß Odysseus wiederkommen würde, glaubte kein Mensch mehr. Sie verlangten also, das edle Weib sollte zu ihrem Vater zurückkehren, und einen von ihnen, welchen sie wolle, heyrathen, dann wollten die andern zurückstehen. Sie aber, die noch immer im treuen Herzen das Gedächtniß des edlen Odysseus bewahrte, verabscheute den Vorschlag der zweiten Ehe, und erbitterte damit die übermüthigen Freier nur noch mehr. Gut, sagten diese trotzig, wir wollen dich doch wohl zwingen. Alle Tage wollen wir hier in deinem Pallaste schwärmen, von deinen Heerden und Früchten schmausen, und von deinem Weine trinken, bis

du dich zu unserm Willen entschließest. — Und von dem Tage an ward der weite Pallast des Odysseus nicht leer von übermüthigen Praſſern, die seine Habe verzehrten, und seine Knechte und Mägde zwangen, ihnen aufzuwarten. Und als die Sache ruchtbar ward, daß in Odysseus Hause immer lustige Gesellschaft und freie Zeche zu haben sey, so fanden sich der Schmauser immer mehrere ein, die sich Freier nannten, aber gar nicht die Absicht hätten, um die schöne Penelope zu werben. Aus Ithaka selbst waren 12, aus der benachbarten Insel Dulichion 52, aus Same 24, und aus Zakynthos 10, begleitet von Aufwärtern, Köchen, einem Herolde und einem Sänger. Dieser Troß von unverschämten Menschen, weit über 100 Mann stark, wirthschaftete drey Jahre lang in fremdem Reviere, und schwelgte von fremdem Gute. Des Morgens kamen sie an, dann mußten die Hirten Ochsen, Schweine und Ziegen, die Mägde Brodt und Kuchen, und die Diener Wein bringen. Dann schmauseten sie, lärmten und spielten, und am Abend gingen oder fuhren sie wieder nach Hause. Und das mußte die arme Penelope ansehen, und hatte niemanden, der ihr beistehen konnte. Ihr einziger Sohn Telemachos war noch ein schwacher Jüngling, aber wäre er auch der stärkste gewesen, was hätte er gegen Hundert vermocht? — Tag und Nacht saß

das arme Weib in ihrer Kammer bey ihren Mägden und weinte, und wenn sie sich einmal unten im Saale sehen ließ, so war sie vor dem wilden Ungestüme der Rasenden nicht sicher. Um aber der Gewaltthätigkeit zu entgehen, fiel sie auf eine List. „Hört, sagte sie zu den Freiern, jetzt fange ich ein Gewand zu weben an, das lange Zeit erfordern wird, das Leichentuch für den alten Laertes. Versprecht ihr, mich so lange in Frieden zu lassen, bis es fertig ist, so will ich mich hernach zu eurem Willen bequemen." Die Fürsten versprachen es, und Penelope fing an zu weben, aber in der Nacht, wenn niemand sie bemerkte, trennte sie die künstliche Arbeit des Tages wieder auf, und so ward das Gewebe niemals vollendet. Als aber die Freier die List erfuhren, tobten sie nur desto wüthender.

35.

Telemach's Reise nach Pylos und Sparta.

Aber immer noch hegten das treue Weib und ihr Sohn die süße Hofnung, den Verlornen wiederzusehen. Alle Reisende forschten sie aus, ob keiner etwas von ihm gehört habe, allein die Nachfragen waren alle vergebens.

Da gab Athene dem jungen Telemach den Gedanken ein, zu den Helden herumzureisen, welche mit seinem Vater vor Troja gewesen waren. Von ihnen hoffte er am sichersten zu erfahren, welchen Weg er genommen, und ob seine Rückkehr noch zu erwarten sey. Seiner Mutter sagte er nichts von seinem Vorhaben, daß sie nicht um seinetwillen bekümmert würde, nur der alten Schaffnerin entdeckte er sich, die ihm Wein und Mehl in ledernen und irdenen Behältnissen mitgeben mußte. Ein guter Freund lieh ihm ein Schiff, und ein Dutzend rascher Jünglinge waren sogleich bereit, als Ruderer mitzugehen. Gegen Abend versammelte sich die ganze Gesellschaft am Ufer, die Gefährten stellten den fichtenen Mast auf, und banden ihn mit Stricken fest, spannten die weißen Segel mit starken Riemen an, setzten sich dann auf die Bänke, nachdem sie das Schiff losgebunden hatten, opferten Wein für die Götter, und fuhren fröhlich von dannen.

Schon am folgenden Morgen erreichten sie den Hafen von Pylos in der Landschaft Messenien auf der linken Seite des Peloponnes. Hier wohnte der alte Nestor, der unter den Helden vor Troja besonders seines Alters und seiner Weisheit halber geehrt worden war. Dieser brachte gerade mit seinen Freunden dem Poseidon ein großes Opfer, von der Art, die man Hekatom-

tom-

tomben *) nannte. Telemach stieg aus dem Schiffe mit seinen Gefährten, welche die Segel herunterzogen, und das Schiff am Ufer festbanden.

Er fand die Männer von Pylos in neun langen Reihen am Seegestade sitzend, und von dem Fleische der geopferten Stiere essend. In jeder Reihe saßen 500, und eine solche Reihe hatte allemal 9 Stiere hergegeben, folglich wurden an diesem Tage 81 Stiere zugleich geopfert. Davon wurden dem Gotte zu Ehren bloß die abgehäureten Schenkel verbrannt, die man mit dickem Fette bewickelte; das übrige Fleisch ward an Spießen von den Schmausenden selbst am Feuer gebraten, und sogleich aus freier Hand verzehrt. Auch Telemach erhielt sogleich seinen Antheil, nachdem er die Männer gegrüßt hatte; er mußte sich auf untergebreitete Felle setzen, und auch des Weines opfern und trinken. Erst nach vollendetem Mahle fragte Nestor seinen Gast, wer er sey, und Telemach erzählte ihm sein häusliches Leiden, und daß er nach Kunde vom Vater forsche. Der geschwätzige Alte unterhielt ihn darauf lange von Troja und seiner Heimfahrt, wußte aber vom Odysseus so viel als nichts, weil er schon früher als dieser von Troja abgereiset war. Dagegen rieth er ihm, nach

*) Von ἑκατον, hundert, und βους, der Ochse.

Sparta zu reisen, wo Menelaus und Helena wohnten, die ihm vielleicht bessere Auskunft von seinem Vater geben würden. „Willst du etwa zu Lande hinreisen, fuhr er fort, so will ich dir Wagen und Rosse und meine Söhne mitgeben, die dich sicher hin und wieder zurückbringen sollen.“

Unter solchen Gesprächen war es Abend geworden, und die Gesellschaft brach auf zum Opfermahle, nachdem die Herolde einem Jeden Wasser über die Hände gegossen, und einen Becher Weins zum Opfern gereicht hatten. Als sie nach Hause kamen, setzten sie sich im Saale des weiten Pallastes nach der Reihe auf prächtige Sessel; der Greis mischte noch einmal Wein und gab ihn herum. Dann ward Telemach hinausgeführt unter die tönende Halle, wo ihm neben dem Pisistratus, Nestors jüngstem Sohne, ein Bett bereitet war. Die verheiratheten Söhne und der Vater schliefen im Innern des Pallastes.

Am Morgen setzte sich der Alte auf einen der glatten Steine draußen vor der Pforte des Hauses, im Hofe, und um ihn versammelten sich seine lieben Söhne und viele Sklaven. Er hatte Athenen eine Kuh mit vergoldeten Hörnern zu opfern gelobt, und wollte jetzt das Gelübde erfüllen. Da kamen auf seinen Befehl die Gefährten des Telemach aus dem Schiffe herbey,

es kam der Goldarbeiter mit Hammer, Amboß und Zange, und überzog mit dem Golde, das Nestor ihm gegeben hatte, die Hörner der jungen Kuh. Zwey von den Söhnen des Hauses führten die Kuh darauf zum Altare, der dritte kam mit einem Wasserbecken und einem Körbchen voll Gerste, der vierte hielt die scharfe Axt in den Händen, und der fünfte ein Gefäß, das Blut aufzufangen.

Nun wusch sich der Vater Nestor die Hände, streute die heilige Gerste hin, schnitt der Kuh die Stirnhaare ab, und warf sie ins Feuer. Darauf trat der vierte Sohn heran, und hieb zu. Die scharfe Axt zerschnitt die Sehnen des Nackens, und das Thier fiel nieder. Nun zerhieben die Söhne das Opfer völlig, schnitten, nach dem Gebrauche, eilig die Schenkel aus, umwickelten diese mit Fette, und bedeckten sie noch mit blutigen Stücken der Glieder. Indem dies Opfer im Feuer brannte, sprengte der Greis ein wenig rothen Weins darüber, und die Jünglinge standen mit Feuergabeln rings herum, um es gehörig zu wenden.

Das übrige Fleisch ward hierauf zum Frühstück für die Gesellschaft gebraten. Jetzt kam auch Telemach dazu, den unterdessen Nestors jüngste Tochter gebadet, gesalbt, und mit Leibrock und Mantel bekleidet hatte. In einen großen ehernen Kessel, der in der Mitte stand, ward

Wein und Wasser gegossen, und aus dieser Mischung schöpfte jeder sich einen Becher voll, opferte und trank, und dann dachte man auf Telemachs Reise. Es ward ein Wagen bespannt, die Schaffnerin legte Zehrung hinein, und Telemach und Pisistratus, Nestors jüngster Sohn, setzten sich darauf. Der letztere hielt die Zügel und trieb die Pferde an, und so kamen sie am Abend nach Pherä, wo sie in der Burg des Diokles gut bewirthet wurden. Hier blieben sie die Nacht, und am andern Abend waren sie in Sparta, und hielten vor dem Thorwege des berühmten Menelaus still.

Hier war eben Hochzeit; Menelaus verheyrathete einen Sohn und eine Tochter zugleich. Schmaus, Gesang und Tanz erfüllten den Saal; man bemerkte nicht einmal das Vorfahren des Wagens, bis ein Diener es dem Menelaus ansagte. Dieser ließ sogleich die Pferde abspannen und an die Krippe binden, die beiden Gäste aber empfing er freundlich in seiner prächtigen Wohnung. Die Mägde führten sie zu den Badewannen und setzten ihnen Salböl hin, und als sie wieder in den Saal traten, setzten sie sich neben Menelaus; eine Dienerin kam mit Kanne und Becken, überströmte ihnen die Hände, und stellte vor jeglichen ein Tischchen hin, welches mit Brodt, Gemüse und Fleisch beladen wurde. Menelaus selbst fügte noch sein Ehren=

theil, den fetten, gebratenen Rückgrat, hinzu, und die Jünglinge aßen, die Pracht des Hauses heimlich bewundernd; denn Menelaus war vor allen mit der reichsten Beute und mit den prächtigsten Geschenken nach Hause gekommen. Als der Wirth nun anfing, von seinen Reisen zu erzählen, und des Odysseus dabey erwähnte, da verhüllte Telemach sein bethräntes Gesicht in den purpurnen Mantel, und Menelaus, der ihn noch nicht nach seinem Namen gefragt hatte, ahnte nun fast, wer er sey. Da kam Helena, die Unglücksstifterin, dazu, und erkannte gleich an den ähnlichen Zügen Odysseus Sohn, der nun mit herzlicher Liebe gepflegt wurde, und alles erzählen mußte, wie es die Freier in seinem Hause trieben. Ha, wahrlich! rief Menelaus aus, wie eine wiederkehrende Löwin die Jungen der Hirschkuh zerreißt, die sie in ihrem Löwenlager findet, so wird Odysseus die Elenden zermalmen, wenn er zurückkehrt!

Die Freunde beklagten noch lange das Schicksal des edlen Odysseus. Menelaus wußte dem Telemach nichts näheres von ihm zu sagen, als was ihm einst ein ägyptischer Flußgott, Proteus, der alle Gestalten, selbst des Feuers und Wassers, annehmen konnte, prophezeiht hatte: der Held würde nach zehnjährigem Irrsal ohne einen einzigen Gefährten sein Vaterland wiedersehen.

Mit dieser Nachricht mußte sich der junge Telemach begnügen. Aber sie war ihm wichtig genug, um sogleich an seine Mutter zu denken, und sich nach der Heimfahrt zu sehnen, so sehr auch Menelaos und Helena ihn zu halten suchten. Erfreut über den lieben Besuch bot ihm sein reicher Wirth zum Gastgeschenke drey prächtige Pferde, einen Wagen und ein goldenes Gefäß an. Das Fuhrwerk schlug aber der Jüngling aus, weil Ithaka wegen seiner bergigten Gegenden für Pferde nicht geeignet sey. Menelaos verwandelte daher das Geschenk in einen prächtigen silbernen Becher, mit goldenem Rande und halberhobener Arbeit geziert, ein phönizisches Kunstwerk. Hierauf nach gehaltenem Opferschmause legten sich die beiden fremden Jünglinge draußen in der gewölbten Halle vor dem Pallaste schlafen, wo ihnen von den Mägden zierliche Betten und prächtige Polster nebst weichen wollenen Decken bereitet waren.

Am Morgen stiegen sie nach Opfer und Abschied in den Wagen, und fuhren durch Pherä und Pylos zurück, wo Telemach, ohne zum Hause des Nestor heranzufahren, gleich nach dem Schiffe zu seinen Gefährten ging, die sofort den Mast einsteckten, die Segel aufspannten, und das Schiff vom Ufersteine losbanden. So glitten sie in ruhiger Nacht auf der sanften Fläche des Meeres nach Ithaka zurück; doch

nahmen sie einen Umweg, um auf der nördlichen Küste zu landen, denn die Freier lauerten auf einem andern Schiffe auf den Telemach, ihn zu ermorden; aber seine Schützerin, Athene, hatte ihm die Gefahr im Traume vorhergezeigt.

36.

Ulysses im Vaterlande.

Odysseus lag und schlief noch fest im Schiffe der Phäaken, als die Ruderer in der Morgendämmerung an Ithaka landeten. Sie wollten ihn nicht gern im süßen Schlummer stören, und trugen ihn daher sanft ans Ufer, legten die prächtigen Geschenke neben ihn, und steuerten dann ohne Verzug nach Scheria zurück. Als er erwachte, und sich unter seinen Kisten, Kesseln, Bechern und Dreifüßen allein fand, stieß er ein klägliches Geschrey aus, denn ach! der Arme erkannte sein Vaterland nicht; es war die nördlichste Spitze der Insel, und ein dicker Nebel hinderte die Aussicht. Da erschien ihm Athene mit Rath und Hülfe; sie kam in Gestalt eines schönen Hirtenknaben, erzählte ihm die Leiden seiner Gattin und die Abwesenheit des Sohnes, und ermunterte ihn, erst mit List und dann mit Gewalt die übermüthigen Freier zu verderben.

Sie half ihm seine Geschenke in eine Höhle verbergen, berührte ihn dann mit ihrem Stabe, und verwandelte den blühenden Mann in die Gestalt eines schmutzigen Greises, mit kahler Glatze, triefenden Augen und schlaffen Gliedern, und sein feines Gewand ward zum zerlumpten Bettlerskittel von abgeschabtem Hirschfell. Er trug einen Stab und einen garstigen Ranzen, allenthalben geflickt, mit einem geflochtenen Tragbande.

In diesem Aufzuge stieg der „große Dulder Odysseus" über die waldigen Gebirge, und stand zuletzt vor der Wohnung des alten Eumäus still, die ihm Athene bezeichnet hatte. Dieser Mann wird vom Homer nicht anders als der göttliche Sauhirt genannt, zum Zeichen, daß er ein trefflicher Mann gewesen. Er stammte auch wirklich aus königlichem Geschlechte, und war als Kind mitsammt seiner treulosen Wärterin von phönizischen Seeräubern weggeführt, dann in fernen Landen als Sklave verhandelt, und endlich vom Odysseus gekauft, und zum Aufseher über dessen Schweineheerden gesetzt worden. Diese Heerden hatten ihre Hürden fern von der Stadt, und daneben war die Wohnung des göttlichen Sauhirten, der sie sorgsam behütete, des Nachts bey ihnen schlief, am Tage aber sie durch seine Knechte, welche bey ihm wohnten, auf die Mast in die Wälder treiben ließ. Weit davon waren

ähnliche Meiereien für die Schaf-, Rinder- und Ziegenheerden und deren Hirten: woraus man sich eine Vorstellung von dem Reichthume des Odysseus machen kann.

Der Sauhirt war ein braver und verständiger Mann, und dem Odysseus, seinem Herrn, von ganzer Seele ergeben. Alle Tage, so oft er den Freiern Schweine in die Stadt senden mußte, ergrimmte er über den Unfug, und weinte um den lieben Herrn, den er längst ertrunken glaubte. Jetzt saß er eben an der Schwelle des Hauses, und schnitt sich nach damaliger Sitte aus dickem Rindsleder ein Paar Sohlen, die man mit Riemen an den Füßen festzubinden pflegte. Da bellten plötzlich seine Hunde auf. Hurtig warf er das Leder aus den Händen, brachte die Hunde zum Schweigen, und nahm den Mann in seine Hütte auf. Hier legte er auf ein Lager von Laub ein Ziegenfell, sein gewöhnliches Bett; worauf der Gast sich setzen mußte; dann schlachtete er ein Paar Ferkel, briet sie am Spieße und bestreuete sie dabey mit Mehl, mischte Wein im hölzernen Becher, und setzte alles dem Gaste freundlich vor, welcher mit ihm opferte und aß. Zugleich unterhielt er ihn mit einer Beschreibung von Ithaka, und von dem Unglück des königlichen Hauses. Als Ulysses hierauf, der Sitte gemäß, nach vollendeter Mahlzeit auch von sich etwas erzählen sollte, ersann er eine Lüge, und

gab sich für einen Fürstensohn aus Kreta aus, erzählte dabey, daß er den Odysseus kürzlich gesehen, und daß dieser gewiß schon auf der Rückreise begriffen, ja vielleicht gar schon hier sey. Aber das wollte der göttliche Sauhirt nicht recht glauben.

Unterdessen neigte sich die Sonne zum Untergang, und die Hirten kamen mit den Heerden nach Hause. Um den Gast zu ehren schlachtete der Wirth dasmal ein fettes Mastschwein, das heißt, er schlug es mit einem Eichenknüppel dergestalt auf die Schnauze, daß es hinsank. Hierauf zerschnitten es die Knechte, und sengten die Borsten ab. Das Stirnhaar ward als Opfer ins Feuer geworfen, und die Hüftenstücke, mit Fettstreifen bedeckt, für die Götter, wurden auch hier nicht vergessen.

Nach der Mahlzeit legten sich die Hirten zur Ruhe. Dem Odysseus bereitete der Sauhirt ein Lager von Ziegenfellen am Feuer, und bedeckte ihn mit seinem zottigen Mantel. Er selber ging mit Schwerdt und Lanze bewaffnet hinaus, um in der Nähe der Heerde, seinem Berufe treu, unter dem Felsenabhange zu schlafen.

Odysseus hatte den Gedanken, als Bettler in die Stadt zu gehen, und sich unter die Freier in seinem Hause zu mischen, ihnen als Diener aufzuwarten, und sich so mit der Lage der Sachen bekannt zu machen. Aber das redete

ihm der Alte gänzlich aus. „Wahrlich, sagte er, solche Leute sind ihre Diener mitnichten: Jünglinge sind es, mit Mantel und Leibrock zierlich bekleidet, und stets duftet ihr Haar und Gesicht von Salben. Dir würde es schön ergehen. Nein, bleib lieber hier, so lange bis Telemach zurückkommt, der dich gewiß mit Kleidern versieht, und dich auf seinem Schiffe sendet, wohin dein Herz begehrt.

Und siehe, nicht lange darauf trat der blühende Telemach zur Thür des Sauhirten herein. Ihm glänzte das braune Haar und das Antlitz von Salben, ein schönes, weites Obergewand umhüllte seinen Leib, die Füße waren mit Sohlen unterbunden, und in der Hand trug er einen langen Stab. Er kam so eben von seiner Reise zurück, sein Schiff war gleichfalls an der Nordseite der Insel gelandet, und er wollte erst ein wenig bey seinem getreuen Eumäus einsprechen, ehe er nach der Stadt ginge. Die Hunde sprangen schmeichelnd an ihm empor, und der Sauhirt umarmte den Königssohn mit Thränen der Freude, und küßte ihm Wangen, Augen und Hände, denn er war sehr um ihn besorgt gewesen. Wie gern hätte ihn so auch sein lieber Vater umhalset, aber der arme Bettler durfte sich noch nichts merken lassen; er stand vielmehr ehrerbietig vor seinem Sohne auf, und wollte ihm Platz machen. Aber der Jüngling hielt ihn, und

sagte freundlich: „Bleib sitzen, Alter, wir finden wohl sonst noch ein Plätzchen, der Mann hier wird mich schon unterbringen."

„Was ist das für ein Mann?" fragte er den Sauhirten.

Er ist aus Kreta, antwortete dieser, er kommt als ein Flehender, und vertraut deiner Gnade.

„Er dauert mich, sagte der Jüngling, doch weißt du, wie es in meinem Hause zugeht. Ich kann ihn unmöglich herbergen, denn die Freier würden ihn sehr verhöhnen, und das würde mich betrüben. Ich will ihm lieber Kleider und Speise hierher schicken, damit er dir nicht zur Last falle. Doch jetzt geh, Väterchen, und sage meiner Mutter heimlich, daß ich glücklich aus Pyles zurückgekehrt sey. Ich will indeß hier bleiben, bis du wiederkommst."

Der Sauhirt band sich die Sohlen unter die Füße, nahm den Stab zur Hand und ging. Der Weg zur Stadt war weit, und Vater und Sohn blieben daher lange allein in der Hütte. Jetzt entdeckte sich Odysseus, und Athene verwandelte ihn plötzlich in seine wahre Gestalt. Ach, welch eine Entdeckung! Wie schlug des entzückten Jünglings Herz am Busen des lieben, lange ersehnten Vaters! Wie zärtlich hing sein freudefunkelnder Blick an den bethränten Augen des Helden!

Aber es war hier nicht Zeit zu Klagen und Ausrufungen. Odysseus theilte seinem Sohne schnell den Entschluß mit, den er längst gefaßt hatte, die übermüthigen Freier unter Athenens Beistand allesammt mit eigner Hand zu erschlagen. Der Jüngling erschrak über den vermessenen Vorsatz, aber der Vater sprach ihm Muth ein, und befahl ihm zu schweigen, so daß, wenn er morgen als Bettler erscheine, niemand außer ihnen beiden wisse, wer er wirklich sey.

Noch manches andere verabredeten sie, und der verständige Sohn prägte sich des Vaters Worte fest ins Gedächtniß ein. Da kam der Sauhirt zurück, Odysseus ward wieder Bettler, und Telemach ging nun nach der Stadt, und zeigte sich wohlbehalten den Freiern, die sich ärgerten, daß ihr ausgesandtes Raubschiff ihn verfehlt hatte. Ja sie hätten ihn noch öffentlich ermordet, wenn sie sich nicht vor der Rache des Volks gescheut hätten.

Am folgenden Tage ging Odysseus in seinen Bettlerslumpen nach der Stadt, geführt von dem göttlichen Sauhirten. Schon unterweges erhielt er einen Vorschmack von dem, was ihn zu Hause erwartete. Als sie nämlich auf gebirgigtem Pfade bey dem schön gebauten Brunnen vorbeikamen, welcher vor der Stadt in einem Pappelnhaine versteckt lag, und zu welchem die Jungfrauen täglich kamen, Wasser zu schöpfen:

siehe da gesellte sich zu ihnen der Ziegenhirt Melantheus, der ein Freund der Freier war, und verfolgte den zerlumpten König mit Schimpfworten und Fußstößen, bis sie an das Thor des odyssischen Edelhofes kamen, wo ihnen schon der Bratengeruch von den vielen geschlachteten Thieren entgegenduftete.

Und ein rührendes Bild der Treue, ein alter Hund, den einst Odysseus erzogen, lag auf dem Miste im Hofe. Alt, verachtet, und vom Ungeziefer zerfressen, hatte er sich so lange mühsam herumgeschleppt, und lag nun in den letzten Zügen. Jetzt erkannte er den alten Herrn, wedelte mit dem Schwanze, und wollte zu ihm herankriechen, aber die Kräfte verließen ihn, er zog noch einmal den Duft seines Wohlthäters ein und starb. Odysseus unterdrückte heimlich eine Thräne, und trat in den Saal.

Hier saßen die hundert Freier rings an den langen Wänden umher, auf Stühlen, die mit Fellen belegt waren, die Füße ruhten auf hölzernen Fußschemeln. Vor jedem stand ein kleiner Tisch, auf welchem das Brodt und das gebratene Fleisch lag. Teller hatten sie nicht. Herolde und andere Diener liefen hin und her, um die Schmausenden zu bedienen, und in der Mitte des Saales stand die gewaltige eherne Bowle, in welcher der Wein gemischt wurde, und aus der die Diener die einzelnen Becher füllten. Ein Sän-

ger sang zu dem Mahle. An den Pfeilern im Saale waren Behältnisse für die Lanzen angebracht, die andern Waffen hingen rings an den Wänden herum.

Odysseus setzte sich, wie es den Hülfeflehenden ziemte, auf der Thürschwelle nieder. Die Freier ärgerten sich über den schmutzigen Gast, und schalten den Sauhirten, der ihn hereingeführt hatte. Der boshafte Ziegenhirt ließ auch hier nicht ab, den Armen zu verhöhnen. Darauf ging der Fremdling zu allen Gästen herum und bettelte, und jeder steckte ihm etwas Fleisch und Brodt in seinen schmierigen Ranzen. Nur Antinous, (⏑-⏑⏑) der stolzeste von allen, gab ihm nichts, sondern warf ihm zornig den Fußschemel an die Schulter. Ein anderer schleuderte mit Lachen eine Kuhpfote nach ihm, ja selbst die Mägde hatten ihn bald zum Besten, bald fuhren sie ihn mit Schimpfreden an.

Alles das ertrug der König mit der größten Gelassenheit, aber innerlich erwartete er mit glühender Sehnsucht den Tag der Rache, der bald genug erschien. Penelope, um doch den Freiern endlich eine entscheidende Bedingung zu machen, trat eines Morgens mit ihren Mägden in den Saal und sprach: „Hört, ihr Freier, oben in der Rüstkammer liegt noch der Lieblingsbogen meines Gemahls Odysseus, sammt seinem gefüllten Köcher. Ihm wars ein Leichtes, den ge-

fiederten Pfeil aus der Ferne durch die Oehre von 12 hintereinander aufgerichteten eisernen Stäben zu schnellen. Nun schlag' ich euch vor, morgen das nämliche Spiel zu versuchen, und wer es trifft, dessen Geschenke will ich annehmen, und ihm als Gattin folgen in sein Haus, damit meinem edlen Sohne Telemach seine Habe nicht länger so schändlich verpraßt werde."

Dies schien dem horchenden Bettler eine bequeme Gelegenheit zur Rache. Noch an demselben Abende, nachdem die Freier weggegangen waren, trug er mit dem edlen Sohne alle Waffen aus dem Saale, und verschloß sie in einem obern Zimmer. Den Mägden wurde weiß gemacht, es geschehe, um sie nicht länger dem Rauche auszusetzen, oder auch, um nicht den Freiern, wenn sie sich einmal entzweiten, Gelegenheit zu blutigen Kämpfen zu geben. Nur zwey Schwerdter, zwey Lanzen, zwey Helme und zwey Schilder behielten sie zurück, und verbargen sie im Saale. Der göttliche Sauhirt, und der eben so trefliche Rinderhirt, die den König an einer Narbe am Knie erkannten, wurden von allem unterrichtet, und versprachen ihm den treusten Beistand.

Als am folgenden Morgen die Freier wieder erschienen, schlug Telemach die Spitzen der zwölf Stäbe nach der Reihe in den Fußboden des Saales, und reichte dem Antinous den

Bogen.

Bogen. Aber so stark sich der Uebermüthige dünkte, so konnte er doch den Bogen nicht spannen. Nun übernahm ihn Eurymachos, (-) der stolzeste nach jenem, der auch einmal seinen Schemel nach dem Odyssëus geworfen hatte: er beschmierte ihn mit Fett und hielt ihn ans Feuer, aber er konnte ihn dennoch nicht spannen. Eben so vergeblich versuchten es alle andern. — „Ach laßt es gut seyn, riefen sie endlich; wir wollen es morgen wieder probiren. Heute wollen wir schmausen!" — Der Rath gefiel allen, und in kurzem waren alle Tische wieder mit Braten bepflanzt.

Gebt mir doch auch einmal den Bogen her, sagte endlich Odysseus auf seiner Schwelle. Die Freier lachten und schrien: „du wirst doch die schöne Penelope nicht heyrathen wollen?" Behüte, sagte der Bettler, aber gebt nur her. Die Freier hielten das für unanständig und wurden zornig; aber Telemach sprach: „der Bogen ist mein, und ich kann ihn geben wem ich will: da nimm ihn, Alter!"

Odysseus nahm den längstgewohnten Bogen, spannte ihn mit Leichtigkeit, und schoß klirrend den Pfeil durch die engen Löcher. Alle staunten. Der König gab den Sau- und Rinderhirten einen Wink mit den Augen, und auf einmal sprach er mit Würde: „Nun gebt Acht! Jetzt wähle ich mir ein Ziel, das noch kein Schütze getrof-

fen hat!" — In dem Augenblick flog sein Pfeil dem Antinous durch die Gurgel, daß Wein und Speisen mitsammt dem Tische umstürzten, da der Getroffene niederfiel.

Alle Gäste fuhren auf und schauten nach den Wänden, aber da hing keine Waffe mehr. Doch glaubten sie noch immer, Odysseus habe den Antinous nur aus Versehen, wider Willen getödtet, als plötzlich der Held mit grimmigem Blick und schrecklicher Stimme sie anfuhr: „Ha! ihr Hunde, ihr wähntet, ich kehrte nimmer zur Heimath aus dem Lande der Troer zurück; darum zehrtet ihr mein Gut auf, zwangt meine Diener zu eurem Dienste, und quältet mein treues Weib mit Heyrathsanträgen, da ich noch lebte. Weder Götter noch Menschen habt ihr gescheut; aber dafür ist über euch jetzt die Stunde des Todes verhängt!"

Und sie entsetzten sich alle, denn der Fürchterliche hatte schon wieder einen Pfeil auf dem Bogen, Telemach hatte ihm und sich bereits Schwerdt, Helm und Schild umgeworfen, und der Sauhirt und Rinderhirt, die alle Hinterthüren verschlossen hatten, traten jetzt auch bewafnet herein. Aber die Freier standen fast alle wehrlos und schwiegen: nur Eurymachos begann: „Mit Recht, o Herr, rügst du die Thaten dieser Männer, denn es sind hier viel Unarten geschehen; allein da liegt er ja schon, der alles ver-

schuldet hat, der Stolze, der nicht bloß um deine Gemahlin, sondern auch um die Herrschaft von Ithaka buhlte. Uns andere verschone, wir wollen dir allen Schaden ersetzen, und dir Vieh und Erz und Gold, so viel du verlangst, zur Versöhnung bringen."

„Nein, Eurymachos, sprach der zürnende König, und brächtet ihr mir euer ganzes Vermögen, so sollte doch mein Arm nicht eher rasten, als bis ihr mir alle den Frevel gebüßt habt. Auf! Jetzt gilt es, mit mir zu fechten. Aber ich hoffe, nicht Einer soll mir entrinnen."

Verzweifelnd sprang Eurymachos mit dem Schwerdte auf, aber Odysseus tödlicher Pfeil durchbohrte ihm die Brust, daß er über Tisch und Stuhl hinstürzte, und alles mit sich niederriß. Von nun an streckte der Held mit jedem Schusse einen Freier zu Boden, und als die Pfeile verschossen waren, warf er sie mit Lanzen todt. Auch Telemachos und die beiden wackern Hirten hielten sich tapfer, die Freier standen noch immer bestürzt von dem plötzlichen Schrecken. Da fiel es dem treulosen Ziegenhirten Melantheus ein, ihnen Waffen zu holen, und nun schleuderten sie gegenseitig spitzige Lanzen auf den Odysseus. Aber Athene beschützte ihn und den Sohn, daß keiner ihn traf, indeß er selbst mit Blitzesschnelle einen nach dem andern niederwarf.

Und siehe, der Ziegenhirt schlich sich noch ein-

mal hinauf auf den Söller, um frische Waffen zu holen. Aber die beiden andern Hirten eilten ihm nach, banden ihm Hände und Füße auf dem Rücken zusammen, steckten ein Seil durch die Schnüre, und zogen ihn damit an einer Säule hinauf, daß er in dieser schrecklichen Folter frei schwebend in der Luft hing. Dann gingen sie wieder hinunter, wo der Kampf noch schrecklich wüthete, indem die Freier, vor Verzweiflung entschlossen, das Aeußerste zu wagen, schaarenweise die Lanzen auf den Rächer warfen. Der Rinderhirt durchrannte den, der noch vor wenigen Tagen den Bettler mit der Kuhpfote geworfen hatte, einen andern streckte der trefliche Sauhirt zu Boden.

Als nun noch die Letzten übrig waren, da flüchteten sie, den Würfen zu entrinnen, ängstlich wie gescheuchte Hühner hin und her in dem Saale, und stolperten über die Leichen und über die umgeworfenen Tische, bis sie endlich, von Odysseus und Telemachs Lanzen getroffen, selbst den Boden bedeckten. Nur zwey Männer wurden verschont, der Sänger und ein treuer Herold, für die der junge Telemach bat. Zitternd kam der letztere, als er des Jünglings Fürbitte hörte, unter dem Stuhle hervorgekrochen, und warf die Kuhhaut von sich, die ihn versteckt hatte. Odysseus hieß beide hinaus in den Hof gehen, und Telemach mußte die alte treue Schaff-

nerin rufen, die bis dahin die 50 Mägde unter Schloß und Riegel gehalten hatte. Die Alte frohlockte über den Anblick des blutigen Estrichs und der Berge von Leichen, die zum Theil noch zuckten und röchelten, und sich mit den Lanzen hin und her wanden, von welchen sie durchbohrt waren. Da sprach Odysseus die schönen Worte: „Freue dich im Herzen, Mütterchen, über die erfüllte Gerechtigkeit, aber hüte dich, daß du nicht frohlockst: über erschlagene Menschen zu jauchzen ist sündlich." — Muß man nicht das Volk bewundern, daß auf einer so niedrigen Stufe der Kultur schon so fein empfand?

Hierauf mußte ihm die Schaffnerin die Untreuen unter den Mägden des Hauses nennen, die es mit den Freiern gehalten hatten. Ihrer waren zwölfe, und Telemach und die beiden Hirten übernahmen das häßliche Geschäft, sie in einem abgelegenen Theile des Hauses sämmtlich aufzuhängen. Der Ziegenhirt ward schändlich verstümmelt, und starb eines elenden Todes. Solche Grausamkeiten hält sich der ungebildete Mensch gegen seinen Feind erlaubt. Doch würde Odysseus es nicht gethan haben.

Odysseus und Telemach, die hohen Herrscher von Ithaka, nahmen nun Besen und Schaufel zur Hand, und reinigten gemeinschaftlich mit den beiden Hirten (so unbekannt war noch der Unterschied der Stände) den blutigen Saal, nach-

dem sie die Todten in den Hof hinausgeschleppt, und daselbst über einander geworfen hatten. Die Mägde scheuerten die Stühle und Tische ab, und zum Beschlusse durchräucherte der König den Saal mit Schwefel.

Eine Gottheit hatte bis dahin wohlthätigen, eisernen Schlaf über die abgeängstigte Penelope gegossen, daß sie im obern Gemache nichts von dem langen Mordgetümmel vernommen hatte. Jetzt rief die Schaffnerin sie herunter, und erzählte ihr alles. Sie schauderte bey dem Gedanken, in dem alten runzlichten Bettler ihren Gemahl umarmen zu sollen, aber er hatte sich unterdessen gebadet und gesalbt, Athene hatte ihn wieder mit ihrem Stabe berührt, und schön wie ein Gott, mit glänzenden Ringellocken, ummallt vom purpurnen Gewande, stellte er sich ihren überraschten Blicken dar. Nun erkannte ihn das treue Weib, und flog — mit welcher Empfindung! — dem lieben, zwanzig Jahre entbehrten Gemahl an das Herz.

37.

Die Herakliden.

(etwa 1100 v. Chr.)

Nach diesen herrlichen homerischen Sitten-

schilderungen sollte man nunmehr von der unmittelbar nachfolgenden griechischen Geschichte nichts als erfreuende Scenen und recht umständliche Nachrichten erwarten, aber hier tritt leider eine große Lücke ein, und anstatt des zu hoffenden Wachsthums der Kultur finden wir nichts als Verwirrung, Krieg, Zerstörung und Auswanderungen. Daran war eine große Revolution Schuld, die unter dem Namen der Rückkehr der Herakliden bekannt ist, und eine Völkerwanderung im Kleinen gewesen zu seyn scheint.

Von oben herab aus Doris, vielleicht auch aus Thessalien, wo die Menschenmenge wahrscheinlich zu sehr angewachsen war, und der gebirgigte Boden sie nicht mehr ernähren konnte, ergoß sich der Strom der Völker in die südlichen Theile Griechenlands. Ihre Anführer, stammend aus der Gegend des Oetagebirges, dem letzten Aufenthalt des Herkules (Herakles) rühmten sich, Nachkommen dieses Helden zu seyn, nannten sich nach ihm Herakliden, und brauchten seine Abstammung von den peloponnesischen Fürsten Perseus und Danaus zum Vorwande, ihren Einfall in den Peloponnes zu rechtfertigen. Zweimal wurden sie von den Einwohnern am Isthmus zurückgedrängt, aber endlich landeten sie mit einer Flotte, und überströmten die ganze Halbinsel bis auf das durch seine Armuth

und seine Gebirge geschützte Arkadien. In dieser Revolution wurden alle bisher berühmte Königssitze umgestürzt, und die Völker von Argos, Korinth, Lacedämon u. a. bekamen nun sogenannt herakliwische Gebieter. Orests Nachkommen mußten aus ihrem väterlichen Sitze Argos flüchten, doch gelang es seinem Sohne Tisamenus (◡-◡◡) noch, sich ein Besitzthum in Achaja zu sichern.

Viele der alten Einwohner des Peloponnes, verdrängt durch die neuen Eroberer, gingen nun als Kolonisten nach Kleinasien und den Inseln. Die Herakliden theilten sich hierauf in die Ländereien, und vereinigten sich unter einander durch friedliche Bündnisse. Sie brachten aus dem früher kultivirten Vaterlande des Orpheus manche nützliche Kunst und Einrichtung mit, und verbreiteten die Ehrfurcht vor dem delphischen Orakel und dem Amphiktyonenbunde, welche beide bisher nur für das nördliche Griechenland vorhanden gewesen waren, auch über das südliche. Welch ein wichtiger Schritt zur Vereinigung der vielen kleinen griechischen Staaten!

38.

Abschaffung der Königswürden.

(1130 — 970 v. Chr.)

Nachdem nun das ganze Land wieder beruhigt war, wurden die Könige wiederum, wie einst Theseus, sehr überflüssige Personen, und da ein kinderreicher König, nach der Sitte jener Zeiten, seine Güter auf alle seine Söhne in gleichen Theilen vererbte, so entstand bald eine so große Anzahl königlicher Verwandten, die es dem Regierenden an Reichthum und Ansehn gleich thun konnten, daß der letztere einer allgemeinen Eifersucht ausgesetzt war, und, wenn er nicht ganz vorzügliche persönliche Eigenschaften besaß, fast gar nichts mehr galt. Man fiel also auf den Gedanken, die Königswürde ganz abzuschaffen, und eine Verfassung einzurichten, nach welcher jede angesehene Bürger des kleinen Staats, auch an der Verwaltung desselben Theil haben konnte. So entstanden kleine Republiken, in welchen alles, was das allgemeine Beste betraf, von einer großen Versammlung von Edelgebornen verhandelt ward, deren Beschlüsse durch Stimmensammlung herausgebracht wurden. Bald wurden alle Bürger auf öffentlichem Markte um ihre Stimmen gefragt, bald wählte man nur Deputirte aus ihnen, die alle Jahre, oder auch

auf längere Zeit, abwechselten. In Friedenszeiten hatten diese Versammlungen nicht viel zu thun, und ihre Regierung möchte wohl mit der der Magisträte in unsern Landstädten zu vergleichen seyn. Ein jeder Bürger ging seiner Arbeit nach, und ließ seinen Acker und seinen Viehstand von seinen Sklaven besorgen, denn die Sklaverey war durch ganz Griechenland gemein. Man raubte diese Menschen entweder im Kriege, oder kaufte sie von seefahrenden Völkern (z. B. Phöniciern), oder erhielt sie durch Fortpflanzung der alten in seinem Hause. Ihr Zustand war nicht härter, als der unserer Bedienten und Knechte, nur daß sie sich nicht leicht über denselben erheben konnten.

Jene Veränderung der Verfassung ging nicht in allen griechischen Staaten zugleich vor. Theben und Phocis machten den Anfang (1130), sechzig Jahre später folgte Athen nach, und erst etwas über hundert Jahre nach diesem wurden auch Argos und Mycene Republiken. Lacedämon behielt zwar seine Könige, aber schon daß es ihrer zwey zugleich waren, ist ein Beweis, daß keiner von ihnen viel zu sagen hatte. Und so war es auch. Ein zahlreicher Senat besorgte eigentlich die Regierungsgeschäfte, wie weiter unten ausführlicher erzählt werden soll. Die übrigen Reiche, Lokris, Aetolien, Akarnanien, Achaja, Elis rc. folgten alle dem Beispiel, doch

ist von ihnen so wenig bekannt geworden, daß, wenn von griechischer Geschichte die Rede ist, eigentlich nur zwey Staaten (Athen und Sparta) gemeint werden, die sich ein Principat über die andern anmaßten, und in dem Ringen um dasselbe diejenigen Kräfte des Geistes entwickelten, um welcher willen wir die Griechen noch jetzt bewundern. Jene andern, soviel ihrer waren, blieben darüber zu diesen beiden fast immer in dem Verhältniß, in welchem etwa unsere kleinen deutschen Fürstenthümer zu den benachbarten großen Reichen stehen. Sie durften es nicht wagen, das Schwerdt zu ziehen, und obwohl sie im Handel, im Ackerbau und in Gewerben nicht eben zurückblieben, so erreichten sie doch nie die Höhe der Kultur, die nur in einer großen Hauptstadt möglich ist, in welcher die besten Köpfe sich concentriren, wo Eifersucht, Ruhm und Belohnungen zu immer vollkommneren Versuchen anspornen, und wo der muthigere Geist eines mächtigen Volks den Sinn für das Neue und den Wetteifer zur Hervorbringung desselben immer lebendig erhält.

39.

Die olympischen Spiele.

(884 v. Chr.)

Noch währte es eine lange Weile nach der Errichtung der Republiken, ehe das Land beruhigt werden konnte. Immer noch spielten Neid und Habsucht ihre Spiele, aber der schon früher zum friedlichen Leben gewöhnte Geist der Griechen ertrug die ewigen Uneinigkeiten mit bitterm Unmuth. Da hatte ein treflicher Kopf, Iphitus (- ◡), Beherrscher von Elis, den glücklichen Einfall, die Macht der Religion zur Beruhigung und Verbrüderung der Nation anzuwenden, und zugleich zu versuchen, ob er nicht seinem Ländchen Elis einen bleibenden Vorzug vor den andern griechischen Staaten verschaffen könnte. Er besprach die Sache mit mehreren klugen Männern, denen die Ruhe des Vaterlandes gleich sehr am Herzen lag, besonders mit seinem Freunde Lykurg aus Sparta. Sie schickten darauf eine feierliche Gesandtschaft nach Delphi, und ließen das Orakel Apolls fragen, wie der Zorn der Götter, der seit der Rückkehr der Herakliden auf dem Peloponnes zu ruhen scheine, abgewendet werden könne. Die Priester antworteten, wahrscheinlich nach Iphitus eigner Vorschrift: wenn die Stiftung des großen He-

rakles zu Olympia, die man so lange vernachlässigt, wiederhergestellt würde, wozu alle im Kriege begriffene Städte Griechenlands sich vereinigen, und zu dem Ende einen Waffenstillstand machen müßten.

Es war nämlich eine alte Sage, Herkules habe nach seiner Reinigung der Ställe des Augias den dafür erhaltenen Lohn dazu angewendet, dem Zeus in der Landschaft Olympia in Elis einen Tempel zu bauen. In diesem habe er mit seinen Gefährten geopfert, und vor demselben dem Gotte zur Feier herrliche Kampfspiele angestellt, mit der Verordnung, daß diese zu bestimmten Zeiten daselbst wiederholt werden sollten. Dies war auch eine Zeitlang geschehen, allein die nachherigen Unruhen im Peloponnes hatten alle ehemaligen Ordnungen umgestürzt. Ihre Erneuerung aber war es, von welcher Iphitus für Griechenland überhaupt, und für sein kleines Elis insbesondere die schönsten Früchte hoffte.

Er hatte sich nicht geirrt. Die allgemeine Verbreitung des Götterausspruchs reizte überall die Aufmerksamkeit und die Neugier. Man schloß den Waffenstillstand, man trat die Reise an; man fand den Tempel des olympischen Zeus schön geschmückt, die Rennbahn vor demselben wohl geebnet, gesäubert und umschränkt, und eine zahllose Menge von Besuchern verherrlichte

den Glanz des Festes. Altäre wurden erbaut, Opferthiere in zahlloser Menge geschlachtet, Hymnen aus tausend Kehlen den erhabenen Göttern gesungen; Musik, Tanz und trauliche Gespräche erheiterten alle Gemüther. Niemanden gereute es, hergekommen zu seyn, jeder fand Freunde, das ganze Griechenland war beisammen, man lernte sich kennen, man söhnte sich aus, Bündnisse wurden geschlossen an den Altären der Götter, und man ging aus einander mit der festen Verabredung, über vier Jahren wieder zu kommen, und das herrliche Nationalfest eben so zu feiern. Kein Krieg solle jemals ein Hinderniß desselben seyn, vielmehr solle das Fest auch jedesmal einen Waffenstillstand mit sich führen.

Für sein Ländchen Elis bewirkte Iphitus bey dieser Gelegenheit noch eine eigene Vergünstigung. Er erneuerte eine alte Sage, daß Herkules den Eleern ausschließlich die Sorge für die Anordnung der Opfer und Spiele übertragen, und sie dadurch zu einem dem Zeus geheiligten Priestervolke gemacht habe, das sich nie in einen Krieg mischen dürfe, aber auch selbst unantastbar sey. Dies Privilegium ward ihnen jetzt durch ein neues Orakel bestätigt, und wirklich ist diese Landschaft, so lange die griechische Freiheit blühte, nie von Feinden verwüstet worden. Die Einwohner führten meistens ein genügsames, ländliches Leben, und die wenigen Städte, die sie hatten,

waren nicht befestigt. Nur ein Streit entstand in der Folge unter ihnen selbst. Die Bewohner der Stadt Pisa maßten sich nämlich das Recht, die Spiele anzuordnen, allein an, und dafür wurden sie von den übrigen Eleern angegriffen, und ihre Stadt zerstört.

Die eigentlichen Spiele waren zu Iphitus Zeiten noch sehr einfach. Sie bestanden bloß im Wettlauf. Die andern Uebungen wurden erst später allmälig hinzugefügt. Folgende Beschreibung, die aus einem neuern Schriftsteller entlehnt ist, paßt erst auf spätere Zeiten, auf das goldene Zeitalter der griechischen Kultur:

Der Platz, auf welchem die olympischen Spiele gehalten wurden, bestand in einer sehr langen Bahn, nach Art einer Chaussee geebnet, die in zwey Hälften getheilt war. Die linke Abtheilung hieß Hippodromos (◡‒‒◡), und war für die Reiterübungen bestimmt, die rechte hingegen, auf der die Kämpfe und Wettrennen zu Fuße geschahen, nannte man Stadion (Stadium) Dieses war 300 Schritte lang; jene Reitbahn natürlich war weit länger. An dem einen Ende der letztern waren mehrere Schauer für die Pferde und Wagen, von denen sie auslaufen mußten, und rings umher auf den Höhen saßen unabsehliche Reihen von Zuschauern, deren Jubelgeschrey die Kämpfer beseelte, lobte und verdammte.

Mit Sonnenaufgang begannen die Spiele, nachdem die Nacht vorher mit Opfern und Gesängen zum Preise der Götter gefeiert worden war. Besonders rauchte der 22 Fuß hohe Altar des Zeus, der auf einem weitschauenden Hügel stand, und zu dessen obern Theile man auf vielen Stufen gelangte, von den fetten Hüftenstükken der Opferstiere. Kampfrichter saßen innerhalb der Schranken des Stadiums, und die Athleten oder Wettstreiter traten vor, und ließen sichs bezeugen, daß sie sich zehn Monate lang zu diesen Kämpfen vorbereitet hätten. Sie waren meist nackt, und rieben sich die ganze Haut mit Oel ein. Nachdem sie bewiesen hatten, daß sie freie Männer seyen, und immer anständig gelebt hätten, ging unter Trompetenschall der Wettlauf an. Wer zuerst am Ziele war, dessen Name und Vaterstadt wurde laut vom Herolde ausgerufen, und von allen Zuschauern jauchzend wiederholt. Das Wagenrennen auf dem Hippodromus war sehr gefährlich. Der Wagenlenker stand im Wagen, und seine vier wilden Rosse stürzten sich mit vielen andern zugleich auf die Bahn. Manche warfen um, zerbrachen Wagen und Hälse, oder fuhren gegen Andre an, und mußten auf halbem Wege still halten. Am Ziele standen zwey Säulen, durch welche der Wagen in vollem Jagen hindurch und dicht herum mußte, um zwölfmal die nämliche

liche Bahn zu durchrennen. Man suchte dazu die schnellsten Pferde aus, und Könige hielten es für eine Ehre, ihr schönstes Gespann und ihren geschicktesten Stallmeister zu den olympischen Spielen zu senden, um sie in ihrem eigenen Namen — was freilich lächerlich war — einen Sieg erringen zu lassen, für sie, die still zu Hause blieben.

Einmal, doch das geschah erst im folgenden Zeitraume, schickte ein König Dionys aus Sicilien auf einem Schiffe eine Menge Opferthiere, prächtige Zelte, Wagen und Pferde, und auch sogar Sänger, die seine Gedichte vorlesen sollten, zu den olympischen Spielen. Aber die Griechen fanden die Verse so schlecht, daß sie die Sänger wegjagten, und die Gezelte zerrissen; die königlichen Wagen kamen ganz aus der Bahn heraus und zerbrachen an einander, und das Schiff, welches den ganzen verunglückten Prachtaufzug zurückbrachte, wurde vom Sturme an der italischen Küste zerschmettert.

Andere Kampfspiele waren noch das Ringen und der Faustkampf. Beim Ringen mußte der Sieger seinen Gegner wenigstens zweimal zur Erde werfen, und ihn so festhalten, daß er sich selbst für überwunden erkennen mußte. Der Faustkampf war abscheulich; die Kämpfer durften sich nicht fassen, sondern bloß schlagen, und dazu waren sie, wie bey allen andern Uebun-

gen, nackt, und hatten sich die Hand und den Arm noch mit harten Riemen kreuzweis umwunden. Manche wurden dabey ungesund geschlagen, einige warfen Ströme von Blut aus; viele mußten vom Schauplatze weggetragen werden. Man erzählt von einem Athleten, dem die Zähne eingeschlagen wurden. Er verbiß den Schmerz, schluckte die Zähne herunter, und sein Gegner, der nun sah, daß sein Angriff nicht gewirkt hatte, hielt sich für verloren, und erklärte sich für besiegt.

In noch einem Kampfe, der Pankration hieß, war Ringen und Schlagen verbunden. Doch gaben sich zu diesem Spiele, so wie zu den beiden vorigen, nur Leute aus gemeinern Ständen her.

Endlich ward auch noch gesprungen und geworfen. Das Springen geschah nach der Musik von Flöten, und das Werfen mit einer metallnen Scheibe von der Größe eines Tellers. Man nannte sie Diskus.

Der letzte Tag des Festes war zur Krönung der Sieger bestimmt. Diese geschah unter dem Jauchzen des ganzen anwesenden Volks im heiligen Haine nach vorhergegangenen prachtvollen Opfern. Die Sieger zogen prächtig gekleidet einher, mit Palmzweigen in der Hand; Flöten begleiteten den Zug. Einige Kämpfer saßen auf schönen Pferden oder Wagen, die das Volk mit

Blumen bekränzte. Der Name des besten Läufers im Stadium ward zuerst ausgerufen, und von Millionen Stimmen jubelnd wiederholt. Der Preis war eine Krone von Olivenzweigen, die die Richter den Siegern auf das Haupt setzten, aber dieser Kranz war der höchste Ruhm in Griechenland. Die Mitbürger des Bekränzten holten ihren Sieger im Triumphe ein, sangen ihm Lobgesänge, und stellten seine Bildsäule in Marmor zu Olympia auf, wo in folgenden Zeiten ihrer viele Hunderte zu sehen waren. Der Name des Siegers ertönte bis in die fernsten Gegenden Griechenlands. Ein alter Grieche starb vor Freuden in der Umarmung seines siegenden Sohnes, und bey seinem Begräbnisse folgte die ganze Versammlung der Griechen zu Olympia nach.

Diagoras aus Rhodus, ein edler Grieche, der selbst einmal als Sieger gekrönt worden war, brachte in seinem Alter zwey seiner Söhne nach Olympia, welche die Kampfbahn betraten, und sich die Krone erwarben. Mit edlem Sinne setzten sie dieselbe ihrem Vater auf das Haupt, hoben den gerührten glücklichen Greis auf ihre Schultern, und trugen ihn im Triumphe mitten unter den Zuschauern herum. Das Volk weinte vor Freuden, wünschte dem alten Vater Glück, bewarf ihn mit Blumen, und einige riefen ihm

zu; Stirb, Diagoras, denn nun hast du nichts mehr zu wünschen übrig! Wirklich konnte der Greis soviel Glück nicht ertragen; er sank entseelt hin vor den Augen der Versammlung, die in Rührung über diesen Anblick zerfloß, und die Söhne segnete, die ihren Vater so glücklich gemacht hatten.

Bis zur Unterjochung Griechenlands durch die Römer, erhielt sich diese schöne Stiftung des Iphitus in Ehren. Regelmäßig alle 4 Jahre, und zwar im Julius, wurden die olympischen Spiele gefeiert. Sie dauerten jedesmal 5 Tage. Wen die Kampfübungen nicht herbeilockten, den reizte der Zusammenfluß der Künstler aller Art, die diesen Anlaß benützten, um ihre Werke vor dem versammelten Griechenlande auszustellen. Hier las Herodot, der Vater der Geschichte, seine Werke vor, Dichter deklamirten ihre Gesänge, neue Künste und Erfindungen wurden hier bekannter gemacht. Freunde, die sich sonst nie sahen, trafen sich hier; andere schlossen erst neue Gastfreundschaften, jeder erzählte das Merkwürdige aus seinem Ländchen, und so erfuhr man auch das Entfernteste. Schon das unabsehliche Gewimmel der ungeheuren Menschenmenge mußte den Beobachter herlocken. Die weiten Ebenen und die Haine an den reizenden Ufern des Flusses Alpheus waren mit fröhlichen Müssiggängern

bedeckt. Man schlief die lauen Sommernächte hindurch unter freiem Himmel, oder durchjauchzte sie beim freundschaftlichen Becher. Vaterlandsliebe durchdrang hier jede Brust; jeder freute sich, ein Grieche zu seyn.

Von der Regelmäßigkeit dieser Nationalzusammenkünfte nahm man etwa hundert Jahre nach ihrer Gründung die Veranlassung, eine gemeinschaftliche Zeitrechnung auf dieselbe zu gründen, an der es bisher gefehlt hatte. Man nannte nämlich den Zeitraum von einer Feier zur andern eine Olympiade, und machte diejenige zur ersten, welche auf ein berühmtes Wettrennen im Jahre 776 vor Chr. folgte, in welchem ein gewisser Chorôbus den Preis erhielt. Die zweite Olympiade ging also 772 an, die dritte 768, u. s. w.

Zur Nachahmung der olympischen Spiele, und in der Hofnung, sich einen gleichen Zufluß zu verschaffen, errichteten andere Landschaften, ähnliche Institute, die zwar auch besucht wurden, aber doch die Celebrität der ersten nicht erreichten. Dahin gehören die pythischen Spiele, zu Ehren Apollons bey Delphi, gleichfalls vierjährlich, seit dem dritten Jahre der 49sten Olympiade (v. Chr. 477); die isthmischen, von den Korinthern gestiftet, und dem Poseidon geweiht, ebenfalls seit Ol. 49, 3, und die nemeischen,

bei Nemea im Argivischen, seit Ol. 53, 3. Die beiden letztern kehrten alle zwey Jahre wieder.

40.

Lykurgs Staatsreform in Sparta.

(v. Chr. 880.)

In der Landschaft Lakonien im Peloponnes, deren Hauptstadt Sparta hieß, war zur Zeit des Iphitos die Gesetzlosigkeit und Unordnung so arg geworden, daß kein Unterthan mehr wußte, wem er gehorchen sollte. Es regierten immer zwey Könige zusammen, und jeder von beiden suchte die größte Gewalt an sich zu reißen. Eine Partey verfolgte die andere, und so kam es einmal, daß ein König in einem Aufruhre auf öffentlichem Markte mit einem Messer erstochen ward. Dieser hinterließ zwey Söhne, Polydektes und Lykurgos. Der ältere wurde König, starb aber schnell, und ihm sollte sein Bruder folgen. Lykurg bestieg wirklich den Thron, als er aber erfuhr, daß die Wittwe seines Bruders nächstens werde entbunden werden, so erklärte er feierlich, daß er vom Throne steigen werde, wenn jene einen Sohn zur Welt bringen würde. Die Wittwe, ein ehrsüchtiges Weib, ließ ihm heimlich sagen, sie wolle ihr Kind in der

Stille umbringen, wenn er sie heyrathen und König bleiben wolle. Lykurg schauderte, aber um dem Kinde das Leben zu retten, zögerte er mit der Antwort. Er ließ die Mutter heimlich beobachten, und gab seinen Dienern Befehl, ihm, wenn das Kind geboren wäre, sogleich dasselbe zu bringen. Er saß eben mit den vornehmsten Spartanern zu Tische, als ihm das Kind seines verstorbenen Bruders gebracht ward. Es war ein Sohn. Voller Freuden rief er aus: „Spartaner, euch ist ein König geboren!“ Zugleich erklärte er sich für den Vormund desselben, nannte das Kind Charilaos (Freude des Volks) und weigerte sich durchaus, selber König zu seyn. Diese edle Enthaltsamkeit erhöhte die allgemeine Achtung, in der er schon wegen seiner Weisheit stand, und von ihm erwarteten nun die Spartaner die Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung in dem so sehr zerrütteten Vaterlande.

Aber es fehlte ihm auch nicht an Feinden. Am meisten hetzte die beleidigte Königin das Volk wider ihn auf. Sie breitete aus, alles Edle vom Lykurg sey nur Schein; er werde den Knaben schon über die Seite zu schaffen wissen, denn wenn das seine Absicht nicht wäre, so würde er ihn nicht so gewaltsam der Mutter entrissen haben. Das fand Glauben, und der edle Mann war seines Lebens nicht sicher. Voll Unwillen verließ er die Stadt, und reisete, um

die Sitten anderer Völker kennen zu lernen. Er kam nach Kreta (jetzt Kandia im mittelländischen Meere) wo ein kleines tapferes Völkchen nach Minos strengen Gesetzen glücklich lebte. Weiter durchreisete er angeblich Aegypten und Kleinasien, wo damals eine Menge griechischer Kolonisten sich angebauet hatten, welche sich Jonier nannten, und im blühenden Wohlstande lebten. Hier fand er zu seiner großen Freude eine Menge Sänger, welche einzelne Gesänge des berühmten Dichters Homer, der damals schon über 100 Jahre todt war, auswendig wußten, und zur Cyther sangen. Er ließ sie alle zusammenkommen, Einer mußte ihm vom Achill, ein Anderer vom Hektor, dieser vom Ulyß, jener vom Diomedes singen. Lykurg ordnete alle die einzelnen Gesänge nach einem gehörigen Zusammenhange, und ließ sie so auf Pergament schreiben, denn so weit hatten die Jonier unterdessen schon die Schreibkunst vervollkommnet. Zur Geschichte des trojanischen Krieges fand er über 20 solcher Gesänge zusammen, und eben so viele brachte er etwa heraus, die die abentheuerliche Rückkehr des Odysseus betrafen. Waren sie auch nicht alle vom Homer, so waren sie doch aus seinem Zeitalter, spätere Griechen brachten dann noch mehr Rundung und Zusammenhang in beide Bücher, suchten ein Paar Schlußgesänge dazu, und nannten das eine Gedicht Ilias, das

andere Odyssee. Glücklicherweise haben wir sie beide noch jetzt übrig, und Männer von Gefühl und Geist lesen sie mit Entzücken.

Unendlich bereichert an Erfahrung und Kenntnissen kehrte Lykurg nach einer zehnjährigen Abwesenheit nach Sparta zurück, wo er mit Jubelgeschrey empfangen wurde. Mitgebrachte Rhapsoden machten Homers Gesänge bekannt, und verbreiteten durch sie eine Art von Begeisterung, den Helden der Vorzeit ähnlich zu werden. Dazu mußten freilich die Sitten der Spartaner sehr geändert, ja es mußte aus ihnen ein ganz neues Volk geschaffen werden, und wirklich war das Lykurgs großer Gedanke. Er wollte ein Volk bilden, welches gesund am Körper, frey am Geist, unabhängig von allen Bedürfnissen der Kunst und der Verwöhnung, durch eigne Kraft unüberwindlich wäre. Es gelang dem großen Manne, weil er die Kunst verstand, auch das Außerordentlichste, was er hervorbringen wollte, an das Vorhandene und Gewohnte geschickt anzuknüpfen, und weil er immer auf den Vortheil der größern Menge sah.

Erstaunenswürdig ist es, was Ein Mann vermag, wenn ein hoher Herrschergeist ihn beseelt, und die Zeitumstände ihm günstig sind. Das haben wir schon am Moses erfahren, und die Geschichte wird uns in der Folge noch mehrere Beispiele davon zeigen. Lykurg theilte sei=

nen Plan zur Staatsumwälzung und Verbesserung zuerst insgeheim den Vornehmsten mit, und brachte sie auf seine Seite. Nun hieß es: Lykurg werde seine Einrichtungen bekannt machen, doch erst müsse man das delphische Orakel hören. Pythia sprach: sie wisse nicht, solle sie ihn einen Gott oder einen Menschen nennen, der so weise Gesetze erfunden habe, doch ähnlicher dünke er ihr einer Gottheit. Immer werde Sparta der blühendste Staat auf Erden seyn, so lange er diese neuen Einrichtungen bewahrte.

Nach einem so ehrenvollen Zeugnisse Apolls unterwarfen sich die Bürger im Voraus mit Ehrfurcht allem, was ihr weiser Gesetzgeber ihnen auflegen würde. Dreierley änderte er vorzüglich, die Regierungsform, die Vertheilung der Güter und die Erziehung des Volks. Die Hauptbeschlüsse sollten von 28 Senatoren gemacht, vom zwey Königen bestätigt, und dann dem Volke vorgelegt werden. Späterhin, nach Lykurgs Tode, traten zwischen die Könige und den Senat noch fünf Ephoren (Aufseher) ein, welche darauf sehen mußten, daß weder dieser noch jene die Gränzen ihrer Macht überschritten.

Die größte Unordnung in dem spartanischen Staate war daher entstanden, daß die Reicheren allmälig alles Ackerland an sich gerissen, und dadurch viele Tausende von Armen beinahe zu ihren Leibeigenen gemacht hatten. Aus den

Empörungen dieser zahlreichen Klasse entsprang oft für die erstern Lebensgefahr, und indem Lykurg auf der einen Seite den Reichen diese Gefahr recht lebhaft vorstellte, und sich auf der andern den Armen zum Sachwalter anbot, erregte er auf beiden Seiten Vertrauen, und durfte es endlich wagen, etwas unerhörtes vorzuschlagen. Die Reichen sollten nämlich alle ihre Güter dem Staate zurückgeben; dieser sollte eine ganz neue Vertheilung derselben vornehmen, und es so einrichten, daß jede freie Familie einen möglichst gleichen Antheil erhielte. Da sich nun angeblich in der Stadt 9000, und auf dem platten Lande umher 30,000 Familien fanden, so mußte das ganze Ackergebiet von Lakonien in 39,000 gleiche Theile getheilt werden. Es gehörte ein Mann von Lykurgs Ansehen, und eine so mächtige Autorität, wie die des delphischen Orakels dazu, um ein so schwieriges Geschäft mit vollkommener Gerechtigkeit und ohne Lebensgefahr durchzusetzen. Wenn man aber bedenkt, daß der Gesetzgeber vielleicht 38,000 Mann auf seiner Seite, und wohl kaum tausend gegen sich hatte, so darf die Sache doch so unglaublich nicht mehr scheinen.

Auch ging die Unternehmung so ganz ohne allen Streit nicht ab. Einst entstand auf dem Markte ein Aufruhr, und ein junger Mensch, Namens Alkander, der Sohn eines sehr be-

güterten Mannes, schlug den Lykurg mit einem Stocke ins Auge. Aber kaum sah das Volk seines Wohlthäters blutiges Gesicht, so ergriff es den Thäter, und übergab ihn dem Lykurg zur beliebigen Bestrafung. Dieser nahm ihn in sein Haus, ließ sich von ihm bedienen, machte ihm nie einen Vorwurf; und beschämte ihn durch sein edles Betragen, von dem der Jüngling täglich Zeuge seyn mußte, so sehr, daß derselbe, innig gerührt von soviel Güte und Würde, aus dem heftigsten Feinde des Gesetzgebers, der lauteste Verehrer und Lobredner desselben wurde.

Damit aber die jetzt gewaltsam hervorgebrachte Gleichheit der Spartaner nie wieder ganz verwischt werden könne, machte Lykurg folgende Verordnungen.

1) Ein geschlagener Feind sollte nicht weiter verfolgt werden. Dies mußte Eroberungen unmöglich machen:

2) Nie sollte lange mit einerley Feinde Krieg geführt werden.

3) Niemand durfte zu seinem Familiengrundstück ein zweites hinzukaufen. Niemand durfte einem andern als seinem ältesten Sohne das seinige vermachen. Nach des Vaters Tode mußte dieser älteste seine jüngern Geschwister erhalten. Töchter bekamen, wie billig, keinen Brautschatz mit.

4) Gold und Silber sollte ganz verbannt seyn. Dafür ließ er Geld aus Eisen schlagen,

welches natürlich wenig Werth hatte, und allen Handel mit den Nachbarn aufhob.

5) Pferde, Waffen und Ackergeräth sollte jeder von dem andern borgen dürfen, wenn er es nur unversehrt wieder abgäbe. Alles Eigenthum, ja, wo möglich, aller Egoismus, sollte aufgehoben seyn, und alle Spartaner sollten sich als Brüder, und den Staat als ihre Mutter betrachten.

5) Keiner sollte selbst in seinem Hause einem Privatluxus Raum geben dürfen, daher durfte niemand zu Hause essen, sondern mußte sich zur bestimmten Tischzeit in die gemeinschaftlichen Speisehäuser verfügen, zu denen ein jeder etwas an Korn, Fleisch und Gemüse beitragen mußte. Die Aeltesten sorgten bey Tische für Mäßigkeit und eine anständige Unterhaltung, bey welcher die Jüngern bloß zuhören durften. Ihr tägliches Gericht war eine schwarze Suppe, vermuthlich ein Gemisch von Schweinefleischbrühe, Blut, Essig und Salz. Ein König in Pontus, der viel von dieser Nationalsuppe gehört hatte, ließ sich einmal ausdrücklich deswegen einen spartanischen Koch kommen. Er fand das Gericht sehr unschmackhaft. „Ich glaube es wohl, sagte der Koch; unsere Suppe schmeckt nur denen gut, die sich im Flusse Eurotas gebadet haben.“ *)

*) An diesem lagen die Uebungsplätze der spartanischen Jünglinge.

7) Alle Künste der Ueppigkeit sollten verbannt seyn. Selbst die Häuser durften mit keinen andern Werkzeugen, als mit Axt und Säge verfertigt werden.

Auch dieser Zwang, der uns ungeheuer scheint, mag es wohl den Spartanern nicht gewesen seyn, von denen der größere Haufe bis jetzt wirklich niemals besser gelebt hatte. Und was ihnen nicht bekannt war, konnten sie sich ja wohl leicht verbieten lassen. Lykurg hatte ganz Recht, wenn er dafür hielt, daß ein Volk, welches immer kriegerisch bleiben sollte, mit dem Reichthum nicht bekannt werden müsse, aber er hatte keinen Begriff von den nothwendigen Gesetzen der Entwickelung ganzer Nationen und von der Vergeblichkeit des Bemühens, diese Entwickelung auch nur einige Jahre lang aufhalten, oder Gesetze für mehr als ein Menschenalter geben zu wollen.

Was er indessen zur Erhebung seines Volks gethan hat, ist wahrhaft genialisch und erstaunenswerth. Deutlicher als er, hat wohl nie ein Weiser eingesehen, daß der Mensch alles was er werden soll, durch frühe und strenge Gewöhnung wird, daher betraf ein Haupttheil seiner Staatsreform die Erziehung. Diese war durchaus despotisch, und fing, wie billig, schon bey den Müttern an. Nur von Starken werden Starke geboren, daher veredelte er selbst den

Charakter des sonst in Griechenland wenig geachteten weiblichen Geschlechts. Die Mädchen und Weiber mußten ihren Körper durch Laufen, Ringen, Werfen und andere Leibesübungen abhärten und geschmeidig machen. Sie tanzten und sangen öffentlich, lobten oder tadelten die Jünglinge, und diese wandten alle Kräfte an, um dem Spotte der Jungfrauen zu entgehen, denn in Sparta war es eine große Ehre, von den Weibern gelobt zu werden. Eine fremde Griechin, die einst eine Spartanerin um diese Achtung beneidete und sagte: Ihr seyd die einzigen Weiber, die ihre Männer beherrschen, erhielt die Antwort: „Wir sind auch die einzigen, welche Männer hervorbringen.“

Jedes neugeborne Kind ward gleich nach der Geburt besichtigt, und wenn es schwach oder verkrüppelt war, zum Verhungern ausgesetzt, denn Lykurg wollte nur gesunde und starke Bürger haben. Die Eltern durften dazu nichts sagen, weil jedes Kind dem Vaterlande gemeinschaftlich angehörte. Die Kinder wurden nicht gewickelt, sondern nur mit einer Decke leicht belegt, daß sie frey die kleinen Glieder bewegen konnten. Wegen ihrer geschickten Behandlung der Säuglinge waren die Spartaner im Alterthume so berühmt, daß sich Athener, Korinther und andere Völker spartanische Ammen verschrieben. Bis ins achte Jahr wurden die Knaben

von den Müttern erzogen, da mußten sie nackend spielen, und auf Lagern von Schilfgras nackend schlafen, welches sie sich selbst aus dem Flusse abbrechen mußten. Dann kamen sie unter männliche Aufsicht, wo sie scharf beobachtet wurden und streng gehorchen mußten. Jeder Jüngling mußte auf der Straße einem Alten Rede stehen auf die Fragen wohin und woher, und durfte in Gesellschaft von Alten nichts sprechen, als was ihn gefragt ward. Der Unterricht bestand im Tanzen und in gymnastischen Uebungen, in der Musik und im richtigen und guten Sprechen. Es wurden ihnen Fragen vorgelegt, auf die eine kluge Antwort gehörte, und die Spartaner hatten darin eine solche Fertigkeit, daß man noch jetzt eine kurze und vielsagende Antwort eine lakonische nennt. Sie wurden abgehärtet gegen Hunger und Wachen, Hitze und Frost, ja selbst gegen empfindliche Körperschmerzen. Zu diesem letztern Zwecke wurden die spartanischen Knaben jährlich einmal am Feste der Artemis öffentlich mit Geißeln blutig gepeitscht, und keiner durfte nur eine Miene des Schmerzes zeigen. Manche sollen die Standhaftigkeit so weit getrieben haben, daß sie ohne einen Klagelaut todt am Altare der Göttin niedergesunken sind. Ihre Kleidung war ein einfacher Obermantel, den sie bey ihren Uebungen auch noch ablegten. Alle Knaben und Jünglinge gingen

bar=

barfuß. Sie bekamen bey Tische nur mäßige Portionen, doch war ihnen erlaubt, heimlich etwas zu entwenden, um sich in der List zu üben. Wurden sie dabey ertappt, so bekamen sie tüchtige Schläge, konnten sie aber das Gestohlne nach glücklich vollbrachtem Raube öffentlich aufweisen, so wurden sie gelobt. Dabey wurden scharfe Censurtafeln über die Knaben gehalten, und wer nicht in den allgemeinen Geist der Ordnung, der Thätigkeit und des Gehorsams einstimmen wollte, wurde hart bestraft. Besonders wurden sie in den gemeinschaftlichen Speisesälen von den Alten genau beobachtet. Diese Einrichtung hatte Lykurg von den Kretern gelernt, und sie war eine trefliche Schule der Ordnung, Mäßigkeit und Weisheit. Die ältern Jünglinge hatten immer die Aufsicht über die jüngern, doch auch sie mußten wieder jedem Bürger gehorchen. Unüberlegtes, leeres und unnützes Geschwätz durfte niemand reden, aber witzige Einfälle, verständige Gedanken und treffender Spott wurden mit Beifall belohnt. Oft wurden betrunkene Heloten in den Speisesaal geführt, damit die Jugend die Folgen der Völlerey in ihrer ganzen Widrigkeit kennen lernen sollte. Muster dagegen sahe sie in allen den ehrwürdigen Greisen, von denen sie umgeben war, am meisten in den Senatoren, von denen keiner unter 60 Jah-

ren seyn durfte, und die nur nach ihren Tugenden und Verdiensten gewählt wurden.

Der eigentlichen Gesetze, welche Lykurg gab, waren nicht viele. Er brachte sie in kurze Verse, die nicht aufgeschrieben, sondern jedem Bürger mündlich ins Gedächtniß gebracht wurden.

Damit sich die Spartaner durchaus nicht von ausländischer Ueppigkeit anstecken ließen, ward den Fremden der Aufenthalt in Lakonien sehr erschwert, und den Spartanern selbst das Reisen in benachbarte Provinzen, außer in Staatsangelegenheiten und zu den olympischen Spielen, streng verboten. Ihr Vaterland sollte ihnen über alles gehen, und durch Nüchternheit, Eintracht und Stärke sollten sie immer im Stande seyn, es zu beschützen. Mauern sollte die Stadt nicht haben, denn, sagte Lykurg, die Tapferkeit unserer Bürger soll unsere Mauer seyn.

Kein freier Mann durfte sich mit Ackerbau und Handarbeit beschäftigen. Dies war die Sache der Heloten oder spartanischen Sklaven, die aber in Lakonien sehr hart behandelt wurden *). Die Beschäftigung des freien Mannes

*) Sie waren die Nachkommen der ehemals gefangenen Einwohner des benachbarten Fleckens Helos. Da ihnen nie zu trauen war, so ermordete man oft heimlich die Muthigsten unter ihnen, oder erlaubte den Jünglingen, gegen sie, wie gegen wilde Thiere, auf die Jagd zu gehen. Dies hieß κρυπτία.

bestand in kriegerischen Uebungen, in der Jagd, und im Besuchen der Volksversammlungen. Im ganzen Griechenlande hatten die Spartaner den Ruhm, die tapfersten und geschicktesten Soldaten zu seyn. Sie, die sonst wenig Sauberkeit in ihrer Kleidung zeigten, und immer ernsthaft schienen, gingen doch geputzt und fröhlich in die Schlacht, der Angriff geschah langsam unter dem Schalle der Flöten, nicht mit Wuth, sondern mit Kälte und Besonnenheit. Sie fochten mit ganz kurzen Schwerdtern, denn „wir lieben, sagte einst ein Spartaner, dem Feinde nahe zu seyn."

So bildete der weise Gesetzgeber aus seinen Spartanern ein furchtbares Heldenvolk, das lange in Griechenland der höchsten Achtung genoß, wenn gleich viele seiner Einrichtungen von der Zeit zertrümmert wurden. Mit unaussprechlicher Freude sah er sein Werk vollendet, und die Art, wie er vom Schauplatze abtrat, krönt die Größe seines Unternehmens. Er machte eine Reise nach Delphi, und ließ vorher die Häupter des Volks schwören, seine Gesetze bis zu seiner Wiederkehr zu halten. Er erhielt vom Orakel die Antwort: Sparta würde bey diesen Gesetzen glücklich seyn. Diesen Ausspruch sandte er schriftlich nach Hause, trennte sich von seinen Gefährten, und kehrte nie wieder zurück. Niemand weiß, wie oder wo er gestorben ist.

41.

Solon, Gesetzgeber in Athen.

(560 vor Chr.)

Auch in der kleinen Republik Attika, in der Athen die Hauptstadt war, hatte die neue Regierungsform nichts als bürgerliches Elend und allgemeine Verwirrung hervorgebracht. Ehemals hatte man doch nur einen König gehabt, jetzt waren ihrer so viele, als Vornehme da waren, die an der Regierung Antheil nehmen wollten. Man hatte nämlich nach des letzten Königs *) Tode einen Regierungssenat eingesetzt, der aus dem Adel gewählt ward, und an dessen Spitze ein sogenannter Archon (Anführer) stand, dessen Würde erst lebenslänglich und erblich, dann zehnjährig (seit 756 v. Chr.) gemacht ward, bis man dieselbe zuletzt unter 9 Personen vertheilte, die alle Jahre durch andere abgelöset wurden. (686 v. Chr.) Aber das Ansehen dieser Vorgesetzten war bey weitem nicht so fest gegründet, daß sich nicht unaufhörlich einzelne Ehr=

*) Kodrus hieß dieser König. Er starb freiwillig den Tod fürs Vaterland (v. Chr. 1071), da in einem Kriege zwischen Athen und Megara ein Orakel gesagt hatte, diejenige Partey werde siegen, die ihren König verlieren würde. Als Bauer verkleidet, eine Axt in der Hand, und ein Bündel Holz auf dem Rükken, ging er ins feindliche Lager, fing Händel an, und ward erschlagen.

süchtige unter den Reichen hätten erheben, und nach der höchsten Gewalt trachten sollen. Wenn es ihnen auch nicht gelang, so hatten sie doch ihre Parteien, mit denen sie das Volk in einer ewigen Unruhe und Besorgniß erhielten. Der Arme war beständig den Bedrückungen übermüthiger Reichen ausgesetzt, die sich immer mehr vergrößerten, und zuletzt eine eben so große Ungleichheit des Eigenthums hervorbrachten, als vormals in Sparta gewesen war. Viele Arme wurden zuletzt gar genöthigt, freiwillig in die Sklaverey zu treten; andere wurden von den Richtern dazu verdammt, wenn sie nicht den Reichen ihre vorgestreckten Darlehne bezahlen konnten. Die Unordnungen nahmen überhand. Man sehnte sich nach einer geschriebenen Gesetzgebung. Ein Archon Drako veranstaltete eine solche (vor Chr. 590) aber die unüberlegte Strenge seiner Gesetze (auf das kleinste Verbrechen, z. B. Obstdiebstahl und Müßiggang, war Todesstrafe gesetzt) hob sie bald ganz wieder auf.

Da blühte endlich eins von den Genien auf, die die Vorsicht von Zeit zu Zeit hervorgehen läßt, um Millionen anderer Menschen mit ihrem Lichte zu erleuchten. Solon war sein Name. Ihm war, wie allen großen Männern, das Herrscherſiegel auf die Stirn geprägt. Schon als Jüngling erregte sein glänzender Verstand, und die Würde und Weisheit seines Benehmens

allgemeine Erwartungen. In einem Feldzuge gegen die Cirrhäer zur Beschützung des delphischen Orakels hatte er Entschlossenheit und Tapferkeit bewiesen, zu Hause glänzte er als Dichter und belehrender Redner. Sein tiefer Ernst ward durch eine heitre Sanftmuth zur höchsten Liebenswürdigkeit gemildert, und da er seinen größten Ruhm in der Bescheidenheit suchte, so hatte er fast gar keine Feinde.

Freunde desto mehr. Sie verhalfen ihm zur Archontenwürde, und verlangten von ihm einstimmig einen Entwurf zu einer neuen Gesetzgebung und Staatsverfassung. Ja, weil sie das Ansehen, das ihm jene Würde gab, noch nicht hinreichend zur Durchsetzung eines so wichtigen Werkes glaubten, so wollten sie ihm zum Königthume helfen, welchem Plane ein großer Theil des Volks, aus Haß gegen die Aristokraten, mit Freuden beistimmte. Allein Solon kannte den Geist seiner Nation viel zu gut, um ein so gefährliches Erbieten anzunehmen. Jeder Bürger von Attika hielt sich für einen Herrn, und war es auch, denn keiner war so gering, daß er nicht ein Paar Sklaven hatte, die ihm seinen Acker bauten; die Reichen hatten ihrer Hunderte, ja Tausende. In den blühendsten Zeiten der athenischen Republik war das Verhältniß der freien Bürger zu den Sklaven wie 30,000 zu 400,000 also etwa wie 1 zu 13, ein ungeheures Mißver-

hältniß, welches schon damals entstanden war, als die Eroberer des Landes die Eingebornen unterjocht, und ihnen unter der Bedingung das Leben geschenkt hatten, daß sie ihnen den Acker bauen, und alle gemeine Geschäfte der Haushaltung besorgen sollten. Denn der freie Grieche hielt alle solche Geschäfte für entehrend, und setzte den Genuß des Lebens in einen angenehmen Müßiggang, in die Ausbildung seiner körperlichen und geistigen Kräfte, in selbstgewählte künstliche Beschäftigungen, und vor allen Dingen in das Mitreden in die Verwaltung des allgemeinen Besten.

Der Gesetzgeber eines griechischen Staats hatte es also keinesweges mit so zahmen, zum Gehorsam und zu täglicher niederdrückender Arbeit gewöhnten **Unterthanen** zu thun, wie etwa unsere Bürger und Bauern sind, sondern jeder atheniſche Bürger betrachtete sich selbst als einen kleinen König, und wenn er auch noch so arm war, so trotzte er doch auf seine Freiheit. Ein König über solche Unterthanen würde nur der Gegenstand eines allgemeinen Hasses gewesen seyn, daher schlug Solon weislich diese Würde aus, und gewann eben dadurch doppelt an seinem Ansehen, denn die Enthaltsamkeit in einem so kritischen Falle ist eine zu glänzende Tugend, als daß sie nicht vom Pöbel bewundert werden sollte. Zwar behaupteten viele, Solon habe doch

wohl keinen so großen Verstand, als man glaube, da er die Güter, welche die Götter ihm darböten, nicht anzunehmen wisse, aber den größeren Theil hatte er doch dadurch gewonnen. Er selbst schrieb darüber an einen Freund: „Ich habe mein Vaterland geschont, und die unumschränkte Gewalt nicht angenommen; ich habe meinen Ruhm nicht beflecken wollen. Es gereut mich auch nicht, denn mich dünkt, ich habe auf diese Art über alle am schönsten gesiegt."

Der Gesetzgebung unterzog er sich desto williger, und mit desto größerm Erfolge. Nur freilich, so rücksichtslos, wie Lykurg, durfte er nicht verfahren. Wer einmal reich war, mußte schon seinen Reichthum behalten, und alles was Solon thun konnte, war, daß er dem Mißbrauch des Reichthums zuvorkam. Zu dem Ende brachte er es dahin, daß kein Armer mehr Schulden halber seine Freiheit verlieren durfte. Er selber erließ seinen Schuldnern 5 Talente, nach unserm Gelde über 6000 Thaler, und bewegte durch dies schöne Beispiel viele reiche Gläubiger zu einer ähnlichen Uneigennützigkeit. Hierauf sorgte er dafür, daß die größeren Staatslasten nur auf die Reicheren fallen durften, und zu dem Ende mußte ein jeder Bürger seine jährlichen Einkünfte angeben. Wer nun von seinen Aeckern 500 attische Malter (Medimnen) Korns oder Oliven oder Weintrauben einärndtete, den setzte er in

die erste Klasse. Wer nur 300 Medimnen einnahm, kam in die zweite, wer 200, in die dritte. Alle übrigen, deren Einkünfte nicht an dieses Maaß reichten, wurden in die vierte, zahlreichste, Klasse gesetzt. Nur die Bürger der beiden ersten Klassen durften im Kriege Reiterdienste thun, die dritten stellten die schwerbewafnete Infanterie, die vierte die leichtbewafnete, und in der Folge die Seesoldaten. Nur die Bürger der drey ersten Klassen waren im Frieden der Erlangung höherer Magistratswürden fähig, aber die vierte hatte das Recht, sie zu wählen. Aus allen vieren endlich wurden jährlich 400, späterhin 500 verständige Männer gewählt, welche den obersten Reichsrath ausmachten, und welche alle Jahre mit neugewählten vertauscht wurden. Präsident war jeden Tag ein anderer, doch aus ihrer eigenen Mitte. Ein besonderer Ausschuß aus dem Rathe, der aber alle 35 oder 36 Tage abwechselte, hieß der Rath der Prytanen; das Gebäude, in welchem diese Männer auf Kosten des Staats unterhalten wurden, Prytaneum. Besoldungen fanden nicht Statt, ausgenommen für die vierte Klasse, aus welcher jeder, der einer Volksversammlung auf dem Markte beiwohnte, aus der Staatskasse einige Groschen erhielt. Diese Volksversammlungen hatten außer den Wahlen kein anderes Geschäft, als die Beschlüsse des großen Raths zu bestätigen,

die ihnen durch öffentliche Redner bekannt gemacht wurden. Deputirte gingen alsdann herum, und sammelten die auf Scherben oder Täfelchen geschriebenen Stimmen ein. Um indessen der vierten Klasse noch eine Entschädigung mehr zu geben, wurde ihnen der Zutritt zu den untern Richterstellen erlaubt. Vorsteher dieser Gerichtshöfe waren jedoch die 9 Archonten, die noch immer jährlich gewählt, und nach ihrer Entlassung in den sogenannten Areopagus (⏑⏑-⏑⏑) aufgenommen wurden, der vom Solon mit der allerhöchsten Autorität begabt ward, und gleichsam den Oberappellationssenat vorstellen sollte. Seine meisten Versammlungen mußte dieser Gerichtshof im Finstern halten, damit die Richter sich nicht durch die Mienen der Beklagten bestechen lassen könnten; auch mußten die Redner alle Eingänge und bewegende Rednerkünste weglassen, und den Fall trocken und unparteiisch vortragen. Zuletzt gab jeder Richter sein Urtheil durch einen Scherben, den er entweder in die Urne des Todes oder in die Urne der Erbarmung legte. Fanden sich die Stimmen in beiden Urnen gleich, so legte einer der Gerichtsdiener noch einen Scherben in die Urne der Erbarmung, der die Stimme der Athene hieß, *) und den Beklagten begnadigte.

*) Den Ursprung dieser Benennung sehe man oben S. 312 in der Note.

Die Gesetzgebung Solons im Zusammenhange darzulegen, ist hier nicht der Ort, aber einige Proben davon will ich mittheilen, aus denen man wenigstens den Charakter derselben erkennen kann.

„Wenn jemand gegen ein Kind, ein Weib, einen Armen oder einen Sklaven Gewaltthätigkeiten begeht, so darf jeder Athener denselben dafür gerichtlich belangen.“

„Der Areopagus hat von Zeit zu Zeit zu untersuchen, ob der Staat auch Müßiggänger einschließt, und solche mit öffentlicher Entehrung zu bestrafen. Den Bürgern ist erlaubt, Handwerke zu treiben: jeder muß dem Staate nachweisen, wovon er sich ernährt, und wer seinen Sohn kein Gewerbe lernen läßt, darf im Alter keine Unterstützung von ihm fordern.“

„Der Bürger, welcher sich durch schlechte Sitten in übeln Ruf gebracht hat, verliert den Zutritt zu jeder öffentlichen Bedienung.“

„Denen, welche dem Staate besondere Dienste geleistet haben, sollen feierlich Kronen zuerkannt werden.“

„Die Kinder derer, welche mit den Waffen in der Hand fallen, sollen auf Kosten des Staats erzogen werden.“

„Jeder Sohn ist verpflichtet, seine armen Eltern im Alter zu verpflegen.“

Auch Solon hat, wie Lykurg, auf die Erziehung der aufblühenden Generation sein Hauptaugenmerk gerichtet, und über diesen Punct die bestimmtesten Gesetze gegeben. Diejenigen Verordnungen, welche die Erbschaften und Vermächtnisse betreffen, hatten alle den Zweck, daß alte Familien so sehr als möglich aufrecht erhalten, und die Haushaltungen ja nicht vermindert würden. Das ganze Werk verräth nicht nur einen höchst weisen Urheber, sondern auch ein Zeitalter, das bereits zu einer schönen Blüte der Humanität gelangt seyn mußte, in welchem die Denker schon in moralischen Idealen lebten, wenn gleich der handelnde Mensch, wie immer, noch dem thierischen Triebe folgte.

Auch Solon verabsäumte die kluge Maaßregel nicht, sich die Zweckmäßigkeit seiner Gesetzgebung vom delphischen Orakel bestätigen zu lassen. Darin war er schon weiser als Lykurg, daß er seine Gesetze nur hundert Jahre beobachtet wissen wollte. Hiernächst trat er seine große Reise nach Aegypten, Kleinasien und den Inseln an, auf der er zehn Jahre verweilte: gleichfalls ein glücklicher Gedanke, denn durch seine Entfernung machte er seinen Mitbürgern erst seine Verlassenschaft werth, und als er wiederkam, war er, der oft vermißte, ihnen wieder neu. Den Rest seines Lebens widmete er den erhei-

ternden Musenkünsten. Er starb in einem Alter von 80 Jahren.

42.
Pisistratus.

(550 — 530)

Schon bey Solons Lebzeiten zeigte sichs, welch ein unsicheres Gebäude eine Demokratie sey. Factionen erhoben sich gegen einander, und diejenige, mit der es das Volk hielt, erlangte den Sieg. Dies war die Parteŋ eines jungen, schöner, klugen und reichen Adligen, Namens Pisistratus (⏑-⏑⏑), der in der That soviel Talent zum Volksbeherrscher hatte, daß Solon selbst gar nicht unzufrieden mit seiner Anmaßung gewesen seyn, vielmehr ihn noch mit seinem Rathe unterstützt haben soll. Dennoch gelang es der Gegenpartey, ihn zweimal zur Stadt hinaus zu treiben, aber immer bahnte er sich durch die Gunst des Volks wieder den Weg zur Rückkehr. Man mag aus diesem Beispiel vorläufig sehen, zu welchen Unruhen und Verwirrungen die so gerühmte athenische Freiheit führte, so oft irgend ein herrschsüchtiger Kopf sich der Volksgunst geschickt zu bedienen wußte. Die Geschichte des nächsten Zeitraums wird davon noch viele Exempel geben.

Von Pisistratus Regierung nur noch das: Er beherrschte die Gemüther durch unermüdete Wohlthätigkeit, glänzende Freigebigkeit und nützliche Anstalten. Er machte eine Stiftung zur Verpflegung der Invaliden, er legte die erste Bibliothek (Sammlung beschriebener Rollen) an, schmückte die Stadt mit schönen öffentlichen Gebäuden, richtete einen großen Garten zum gemeinschaftlichen Gebrauche aller Bürger ein, und belohnte Künstler, Dichter und Redner, unter welchen letztern er selber einen ehrenvollen Rang einnahm. Er hielt mit aller Kraft die solonischen Gesetze aufrecht, ließ selbst die Gerechtigkeit seine erste Pflicht seyn, und starb, allgemein beklagt, in hohem Alter.

43.

Griechische Kunst und Wissenschaft.

Da die Griechen vermöge ihrer bequemen Lage an der See, der Zerstücktheit ihrer Staaten, und der Bedürftigkeit mancher derselben früh mit dem Handel und der Schiffarth bekannt wurden, so erzeugte sich bald bey vielen Einzelnen Reichthum an Gold und Silber, und hiernächst ein Verlangen, denselben auf eine artige Weise anzulegen. Man zog damit allmälig

die Künste der Orientalen ins Land, man ließ bequeme Häuser, schöne Tempel rc. bauen, und künstliche Metallwaaren verfertigen, von denen wir schon oben aus dem Homer einige Beispiele gesehen haben.

Da nun die Zeit der wilden Kriege vorüber war, und der freie Grieche, dem seine Sklaven die härteren Arbeiten abnahmen, fast keine Beschäftigung hatte, mancher auch, der etwa zu den jüngern Söhnen einer zahlreichen Familie gehörte, nur ein sehr dürftiges Vermächtniß an Land und Sklaven erwarten durfte, so trieb dort die freie Muße, hier die Armuth, am heftigsten aber der Drang, sich auszuzeichnen, den kein Volk so lebhaft empfunden hat, als die Griechen, viele talentvolle Köpfe an, den fremden Künstlern nachzuahmen, und sie, wo möglich, zu übertreffen. Und da, wie wir aus dem Homer sehen, die Erscheinung eines herumreisenden Künstlers überall Aufmerksamkeit erregte, und ihm Bewunderung, Achtung und Belohnung zuzog, so reizte dies immer mehr zur Nachfolge, und aus dem religiösen Sinne dieses kindlichen Volks entwickelte sich der schöne Glaube, daß nicht Stärke, Schönheit und Reichthum die einzigen Gaben der Götter seyen, sondern daß oft in einem armen, unscheinbaren Manne ein Gut verborgen sey, das alle andern ersetze, und das sie mit einem allgemeinen Namen Weisheit nann=

ten. Sie verstanden darunter jede geistige Anlage zur Erfindung, zur Combination und zur Abstraction. Wer eine solche in sich fühlte, und es mit eignen Augen sah, wie schön ihm sein versuchtes Werk gelang, oder wie rasch sich eine Menge neuer Bilder und Ideen in seinem Kopfe erzeugten, der schrieb es bescheiden und dankbar den Musen zu, und fing kein wichtiges Werk an, ohne ihnen vorher zu opfern, und sie um ihre Gunst zu bitten. Alle Gesänge griechischer Dichter beginnen daher mit Anrufen an die Musen, und Homer wagt es nicht eher, die verschiedenen Theilnehmer am trojanischen Kriege aus dem Gedächtnisse herzunennen, als bis er vorher die Muse angefleht hat, ihm darin beizustehen.

Dennoch waren die Baukunst und Bildhauerkunst bey den Griechen noch lange in der Kindheit, als Aegypter und Phönizier schon große Werke in beiden aufzuweisen hatten. Gewöhnlich wird Dädalus (-⏑⏑) als der Vater der griechischen Bildnerkunst genannt, und die Fabel sagt von ihm, daß seine Statuen umhergewandelt wären, welches die Späteren (wohl nicht im Geiste des Alterthums) dadurch erklärt haben, daß er der erste gewesen sey, der an seinen Statuen die Füße mit ausgedruckt, und vielleicht den einen vorschreitend dargestellt habe. Sein Schüler und Schwestersohn Talus wird als der Erfinder der Säge und der Töpferscheibe ange-

angegeben, und als ein schon sehr altes Beispiel von Künstlerneid wird es angeführt, daß Dädalus dafür den erfinderischen Jüngling hinterrücks von einem Felsen hinabgestürzt haben soll. Ikarus (-⏑⏑), Dädalus Sohn, wollte, heißt es, das Fliegen versuchen, stürzte aber ins Meer hinab, weil, wie die Fabel hinzusetzt, sein Flug so hoch ging, daß die allzunahe Sonne seine Flügel zerschmelzte. Alle drey werden in das Zeitalter des Theseus gesetzt. — In allem, was zur Schiffarth und zum Handel gehört, lernten die europäischen Griechen zuerst von den asiatischen. Kurz vor Lykurg prägte Phidon von Argos auf der Insel Aegina (⏑--⏑) die ersten griechischen Silbermünzen. Um das Jahr 700 vor Chr. erfand ein korinthischer Baumeister die berühmten Triremen, leicht segelnde Schiffe mit 3 Reihen Ruderbänke. In der Schmiede- und Metallarbeiterkunst kam man immer weiter. Der immer mehr sich ausbreitende Handel verbreitete auch jede neue Erfindung schnell. Die Griechen stifteten in diesem Zeitalter schon mit den Phöniziern um die Wette Kolonien an entfernten Küsten. Borysthenes (⏑-⏑⏑) am Dnieper, Istrus an der Donau, Cherson ꝛc. sind griechische Pflanzstädte. Phocäer, einst mächtige Seefahrer, (denn sie lieferten schon den Karthagern und Etruskern Seetreffen) legten zu Cyrus Zeiten das noch heut zu Tage so blühende Marseille, damals

Massilia, an, nachdem sie schon lange vorher in Korsika ein Absteigequartier gehabt hatten. Byzantium, das heutige Konstantinopel, im damaligen Thracien, ward schon früher, 653 v. Chr., von Seefahrern aus Megara (-⏑⏑) angelegt. Um dieselbe Zeit wurden auch die Küsten Italiens und Siciliens mit griechischen Kolonisten bevölkert. Cumä in Campanien von Chalciern aus Euböa, um 850 v. Chr., Rhegium von Flüchtlingen aus Messene, um 741; Sybaris (-⏑⏑) von Achäern und Trözeniern, um 720, Thurii von Athenern, um 500, u. s. w. Auch selbst die nicht handelnden Spartaner zogen fleißig dorthin, vielleicht weil der heimische Boden sie nicht hinreichend ernähren konnte. Von ihnen erbauet sind Tarent (500 v. Chr.), Krotona, (schon 720), Lokri, am Vorgebürge Zephyrium (680) u. a. In Sicilien entstanden: Zankle, seit 610 von Messeniern weiter ausgebaut und Messana (jetzt Messina) genannt; Syrakusä (730 von Korinthern); Leontini und Katana (um eben die Zeit von Chalciern aus der Insel Naxos); Gela (von Dorern, um 675.) Von dieser letztern Stadt war Agrigentum (578) wieder ein Ableger, so wie Kamarina (590) von Syrakusä. Aber diese Kolonien behielten lange eine gewisse Anhänglichkeit an das Mutterland, standen demsel-

ben in Kriegsfällen bey, und schickten Gesandte zu den olympischen Spielen.

Nach Italien und Sicilien lockte die Fruchtbarkeit des Bodens dieser Länder, nach Korsika und Massilien die Nähe von Spanien, welches damals so reiche Silbergruben hatte, daß es das Peru der alten Welt genannt werden könnte. Spanien und Indien, die beiden äußersten Enden der damals bekannten Erde, waren die Goldländer der früheren Zeit.

Durch soviel Betriebsamkeit und Verkehr gewann auch die Sprache der Griechen einen großen Reichthum und eine bewundernswürdige Ausbildung, zumal da dies Völkchen wegen seiner Lebhaftigkeit auch ungemein redselig war. Wer das erste Saiteninstrument erfunden, weiß man nicht mehr, aber es war ein ungemein glücklicher Gedanke, der wohl bald nach dieser Erfindung in irgend einem genialischen Kopfe entsprungen seyn mag, zu den gewiß noch sehr eintönigen Melodien dieses Instruments eine interessante Erzählung zu singen, die der Musik einen Inhalt gab, und von ihr wiederum einen Reiz des Wohlklanges entlehnte. Männer von improvisatorischem Talent, dergleichen die südlichen Länder, den trägeren Nordbewohnern zur Verwunderung, noch jetzt aufstellen, deklamirten ihre schön erfundenen Erzählungen zum Takte der Cyther, und ließen diese Kunst herumziehend vor

versammelten Haufen, am gewöhnlichsten aber vor schmausenden Zechern hören. Bewunderung und reicher Lohn ward auch ihnen, und aus den glänzenden Augen der Zuhörer erhielt ihre schön fluthende Begeisterung immer neue Schwünge. So entstand die Dichtkunst in Griechenland, und so hat man sich das Geschäft eines Orpheus und Homer zu denken. Von dem erstern, so wie von dessen Lehrer Linus, hat man nichts mehr übrig, aber die homerischen Werke, von deren Geschichte schon oben beim Lykurg etwas erzählt worden ist, lassen uns den klarsten Blick in die Gesangweise jener frühen Barden thun. Ein Deutscher muß es freilich wohl unbegreiflich finden, wie man vor der Gemeinmachung der Schreibkunst ohne Hülfe eines Concepts solche Massen von Versen wörtlich habe im Gedächtnisse festhalten können, allein erstlich geben noch heut zu Tage die Italiäner und Spanier häufige Beweise von der Ueberlegenheit der Geisteskräfte des Südländers; zweitens machten Männer, wie Homer, auch unter ihren Zeitgenossen schon eine allbewunderte Ausnahme, und drittens standen ihnen auch eine Menge kleiner Hülfsmittel zu Gebote, die unsern jetzigen schreibenden Dichtern versagt sind. Sie fanden eine Sprache vor, die noch so wenig festgestellt war, daß sie Formen und Wortstellungen nach Belieben erschaffen konnten. Der Zuhörer war viel

zu sehr mit den Sachen beschäftigt, um viel auf die Worte zu achten, und da das Extemporiren so langer Gesänge zum immer gleichmäßig fortlaufenden Takte der Cyther *) doch wirklich keine Kleinigkeit war, so gestand man dem Künstler gern alle mögliche Freiheiten zu, wenn er nur verständlich blieb. Ferner half er sich damit, daß er gewisse oft wiederkehrende Theile der Erzählung auch immer wieder mit denselben Versen anbrachte, daß er stets gewisse Halb- oder Viertelverse in Bereitschaft hatte, die als Füllsteine dienen mußten, wenn der Gedanke eher als der Vers zu Ende ging, u. dgl. Die Einfachheit der Sprache jener Zeit ist besonders in der Zusammenfügung der Sätze sichtbar. Im ganzen Homer finden sich nicht mehr als zwey Perioden im Sinn der späteren Schriftsteller. Fast mit jedem Verse beschließt ein Gedanke. Auch die erste Prose, fast 400 Jahre nach Homer, ist noch nicht viel künstlicher verschränkt.

Homer war ein Jonier, wie sein Dialect zeigt. Sieben Städte eigneten sich im Alterthume die Ehre zu, ihn geboren zu haben. Am wahrscheinlichsten sind die Ansprüche von Smyrna und von der Insel Chios. Man setzt ihn

*) Dieser Takt war Dreivierteltakt, und immer nach 6 Takten, innerhalb welcher jedoch immer ein oder zwey Ruhepunkte waren, holte der Sanger Athem. Dies ist die Entstehung des Hexameters.

ins neunte Jahrhundert vor Christus, also etwa 200 Jahre nach dem trojanischen Kriege. Doch ist, um es hier ein für allemal zu sagen, die ganze griechische Chronologie bis auf Herodots Zeit so unsicher, daß selbst alle die Zahlen, deren ich mich bisher bedient habe, nur auf sehr schwankenden Vermuthungen beruhen.

Nicht viel jünger als Homer scheinen die drey alten Gesänge, welche wir angeblich von dem Dichter Hesiodus (aus Kumä in Aeolien, aber zu Askra in Böotien erzogen) übrig haben. Das eine ist ein Fragment aus einem epischen Gedichte; und enthält eine Beschreibung des Schildes des Herkules, das andere enthält eine Erzählung von der Abstammung der Götter, und das dritte ist ein Lehrgedicht, unter dem Titel: „Werke und Tage.“ Dieser Dichter steht offenbar dem Homer an Kraft und Feuer der Phantasie und des Charakters nach; er spricht als ein sanfter, gutmüthiger Mann, der ernsthafte, besonders moralische Betrachtungen liebt, und gern die Menschen besser machen möchte. In dem erwähnten Lehrgedichte ermahnt er zuerst zur Gerechtigkeit, zur Sparsamkeit und zur Arbeitsamkeit, dann giebt er einen kurzen Unterricht in den Geschäften des Landmanns, und endlich nennt er noch die Monate und Tage, die nach dem Aberglauben seiner Zeit zu gewissen Geschäften günstig oder ungünstig

seyn sollen. Folgende Proben sind charakteristisch für den Geist des Dichters und seines Zeitalters.

(1. 291.) Der ist der Erste von allen, der weisen Rath sich erfindet,
Und erwäget, was wohl am meisten ihm frommt in der Zukunft.
Doch auch jener ist klug, der gern dem Weiseren folget.
Aber verstandlos selbst, und taub den Lehren der Klügern
Seyn, dies schändet den Mann, und macht ihn zur unnützen Erdlast.

V. 340. Lade du deinen Freund zum Gastmahl, aber den Feind nie.
Lade vor allen den, der in der Nähe dir wohnet,
Ueberrascht dich häusliches Leiden, dann eilet der Nachbar
Ungegürtet herbey, der Blutsfreund wird sich erst gürten.
Wie der böse dir schadet, so nützt der redliche Nachbar.
Glücklich zu preisen ist der, dem solch ein Guter zu Theil ward.
Wäre kein schädlicher Nachbar, nie verdürbe ein Rindvieh.
Richtig messe dein Nachbar dir, mit eben dem Maaße
Miß ihm wieder, ja wenn du kannst, vergilt ihm mit reicherm,
Daß, wenn sein du bedarfst, dereinst du willig ihn findest.

---

351. Liebe den, der dich liebt, und hilf dem welcher auch dir half.
Gib dem, der dir gab, wer dir nicht gegeben, dem gib nicht.
Gabe gebührt dem Geber, wer wird den Kargen beschenken?

II, 312. Nutze gelegene Zeit, die frommt in allem am meisten.
Führ' im reiferen Alter ein Weib in deine Behausung.
Wenig über und wenig unter dem dreißigsten Jahre
Bist du zur Ehe vollig gereift. Die Jungfrau dagegen
Blühe nur vierzehn Jahr' und schreite zur Ehe mit funfzehn. *)
Wähl' eine Jungfrau dir, zu keuscher Sitte gewöhnet,
Aber vor allem erwahl' aus den Nachbarstöchtern die Gattin.
Alles erwäge zuvor, daß der Freund nicht spotte der Heyrath.
Traun, die beste Gab' ist die gute Gattin dem Manne.
u. s. w.

---

325. Ziehe den Freund nicht vor dem angebornen Bruder,
Denn das hieße zuerst ihn tief im Herzen verwunden.
Täusche mit gleißender Zung' ihn nie, doch sollte zuerst er
Zwist erregen durch feindliche Reden oder durch Thaten,

*) Man denke an das heißere Klima der Morgenländer.

Zwiefach räche dich dann. Und kehrt zur Freundschaft er wieder,
Will er sich unterwerfen gerechter Wiedererstattung:
Nimm ihn auf. Einen andern Freund sucht sonst sich der Arme.
Nie verrathe durch Mienen, als dächtest du des Vergangnen.

---

335. Nie wirf vor die beschwerliche, herzzernagende Armuth
Einem Manne. Sie auch ist Gabe der seligen Götter.

---

345. Hüte dich, daß du nie beim Harnen gegen der Sonne
Aufgang stehend dich wendest; auch nicht im Wege verricht' es.
Niemals entblöße dich schändlich, denn auch die Nächte sind Gottes.
Sitzend *) entwässert ein frommer, wohlgesitteter Mann sich,
Oder gekehrt an die Mauer des wohlumzäuneten Hofes.

III, 34. Oeffn' am Vierundzwanzigsten und am Vierten des Mondes
Nie dem Grame dein Herz, denn diese Tage sind günstig.
Führ' am Vierten des Mondes ein Weib in deine Behausung,
Nur beachte zuvor den Flug der rathenden Vögel.

---

*) Wie noch jetzt die Türken.

38. Traue du nicht der bösen und sehr gefährlichen Fünfzahl,
Denn in den Fünfen gehn die Erinnen *) um, zu bestrafen
Den Meineid, und Horkos **), den Sohn der Eris, zu rächen.

---

49. Nur wenige wissen,
Daß vor allen der beste der siebenundzwanzigste Tag sey,
Anzufüllen die Fässer, und unter dem Joche die Rinder,
Maulthier' auch, und die fußgeflügelten Rosse zu zähmen,
In das dunkele Meer die schnellen Schiffe zu ziehen,
Die vielrudrigen: Deß sind wenige Menschen nur kundig.

Hesiodus erzählt uns selbst, daß er einmal zu Chalcis in Euböa bey einem Wettstreit mehrerer Sänger den Preis erhalten habe. Seit der Erneuerung der olympischen Spiele wurden dergleichen poetische Wettstreite gewöhnlich, und die Liebe zum Ruhme brachte nun bewundernswürdige Sänger in Menge hervor. Merkwürdig als witziger Spötter und komischer Dichter ist Archilochus (⏑-⏑⏑) aus Paros, der Erfin-

*) Furien, Rachegöttinnen.

**) Schwur.

der des jambischen Versmaaßes. (600 v. Chr.) In einer Schlacht, an der er als Bürger seiner Vaterstadt Theil nehmen mußte, warf er furchtsam seinen Schild weg, und floh. Dies machte ihn allgemein verächtlich. Er suchte seinen Trost in der Musik und Dichtkunst, im Wein und in der Liebe. Als ein gewisser Lykambes ihm seine Tochter verweigerte, ward er so erbittert gegen die ganze Familie, daß er die beißendsten Schmähgedichte auf dieselbe machte. Je mehr Beifall er damit fand, desto lächerlicher wurden Lykambes und seine Tochter, die zuletzt durch die Satire des boshaften Dichters in so üblen Ruf kamen, daß sie sich aus Verzweiflung selbst das Leben genommen haben sollen. Uebermüthig gemacht durch den Beifall seiner Freunde griff er nun in seinen Schmähschriften auch die vornehmsten seiner Mitbürger an, zog sich aber dadurch einen solchen Haß zu, daß er von der Insel verwiesen wurde. Wohin er flüchtig irrte, ward er gescheut, weil der Ruf seiner bösen Zunge vor ihm her ging, und die Spartaner wollten ihn gar nicht aufnehmen, weil er zur Entschuldigung seiner Feigheit einmal gesagt hatte, es sey besser, den Schild, als das Leben wegzuwerfen. So tief gekränkt, faßte Archilochus den Entschluß, durch ein glänzendes Geisteswerk alle erlittenen Beschimpfungen niederzuschlagen, und sich wieder

in der Achtung der Zeitgenossen festzusetzen. Er erschien daher auf den olympischen Spielen, hatte aber Mühe, unter die musikalischen Wettstreiter aufgenommen zu werden. Endlich, nachdem alle andern ihre Gedichte gesungen hatten, ließ er einen Hymnus auf den Herkules hören, dessen Verse und Melodie alle Zuhörer bezauberten. Man erkannte ihm einmüthig den Preis zu, und gekrönt mit dem olympischen Lorbeer zog er nun stolz in seine Vaterstadt ein, die ihn mit Jubelgeschrey empfing, den sie kurz zuvor verbannt hatte.

Liebenswürdiger nach seinem Charakter war Terpander, ein lyrischer Dichter aus der Insel Lesbos, der viermal in Delphi bey den pythischen Spielen als Dichter den Preis erhielt. Sein Landsmann Alcäus (Alkaios) suchte durch seinen Gesang, wie Archilochus, den Schimpf auszulöschen, in der Schlacht mit weggeworfnem Schilde geflohen zu seyn. Mit diesem zugleich, (600 v. Chr.) lebte auf derselben Insel Lesbos eine berühmte Dichterin, Sappho, deren hinreißende Gedichte vom ganzen Alterthume bewundert worden sind. Sie hatte eine glühende Phantasie, und ihre allzuzärtliche Empfindung machte ihr Unglück, denn als ein schöner lesbischer Jüngling, Phaon, den sie heftig liebte, sie verließ, gerieth sie vor Schmerz in Verzweiflung, reisete nach der Insel Leukadia unterhalb Epirus, und

stürzte sich von einem Felsen des dortigen Vorgebirges ins Meer hinab.

Auch Alkman (aus Sardes in Lydien) Stesichorus (⏑-⏑⏑, aus Himera), Ibykus (-⏑⏑ aus Rhegium), Mimnermus (aus Kolophon -⏑⏑, an der ionischen Küste, Solons Freund, und angeblich der Erfinder des Pentameters) Theognis (aus Megara), Phocylides (aus Milet) und Simonides (⏑-⏑⏑ aus der Insel Ceos) sind berühmte Dichternamen aus jenen Zeiten; von andern, noch berühmtern werden wir in der Folge hören.

In Solons letzten Lebensjahren zeigte sich in der griechischen Dichtkunst eine ganz neue Erscheinung. Anstatt nämlich, daß man bisher merkwürdige Begebenheiten episch besungen hatte, fiel es einem Athener, Namens Thespis, ein, sich und einige Gefährten selbst als Helden auszukleiden, und die Handlung dramatisch aufzuführen. Diese ersten Schauspieler zogen auf einem breiten Wagen durch die Straßen von Athen, hielten still, wenn das Volk sie sehen wollte, und führten, auf dem Wagen stehend, mit bemaltem Gesichte, sogleich eine Scene aus Ulysses oder Herkules Leben auf. So roh war dieser erste Anfang der Schauspielkunst, daß der alte Solon einmal den Thespis fragte, ob er sich nicht schäme, den Leuten solche Unwahrheiten vorzumachen.

Wenn man es erst in der historischen Abstraction dahin gebracht hat, daß man sich die Griechen durchaus nicht als ein schreibendes und lesendes Volk denkt, desgleichen die Neuern sind, die fast nur durch Bücher ihre Belehrung erhalten, so kann man sich leicht vorstellen, wie bey ihnen jeder denkende Kopf, der irgend eine entdeckte Wahrheit zu verbreiten, und damit den verdienten Kranz des Ruhmes zu erlangen wünschte, sich immer an die Klasse der Volkssänger anschließen und die Form des Vortrags von ihnen entlehnen mußte, um bey den Hörern Eingang zu finden. Jeder neue Gedanke, jede Belehrung mußte in Verse gekleidet, und in Musik gesetzt werden, wenn sie als Eingebung der Musen geachtet werden sollte. Als daher tiefere Denker auf die Anfänge einer künftigen Naturlehre und Moral stießen, suchten sie für dieselben das edelste Gewand, das man kannte, das Gewand der Dichtkunst. Ein öffentlicher Vortrag über so wichtige Gegenstände in der unrythmischen Sprache des gemeinen Lebens gehalten, schien ihnen eben so widersinnig, als ein Mann von königlicher Gestalt in Bettlerskleider gehüllt. So hat man sich das oft so falsch verstandene Factum zu erklären, daß die Poesie älter als die Prose sey. Erst da man mehr schrieb, als für das Gehör componirte, wagte man es, den Schmuck der Verse wegzulassen,

ja ich vermuthe fast, daß die Verachtung, in welche die letzten herumziehenden Sänger (Rhapsoden) geriethen, mit dazu beigetragen habe, den Hexameter außer Cours zu setzen.

Die ersten Untersuchungen griechischer Denker hatten, wie überall, die Entstehung und die Regierung des Weltalls zum Gegenstande. Man suchte Naturerscheinungen zu erklären, die Größe und die Bewegung der himmlischen Körper zu bestimmen, zu erfahren, was Gott, was die menschliche Seele sey, welches wohl der Urstoff aller Dinge bey der Schöpfung gewesen seyn möchte, ob das Feuer, oder das Wasser, oder dergl. Hier geriethen große Genien schon auf die Grundlehren der Mathematik, und ihre Beobachtungen waren so genau und so verständig, daß schon Thales aus Miletus (⌣-⌣), 70 Jahre vor Solon, eine Sonnenfinsterniß zu aller Erstaunen, berechnete. Die Nachfolger dieses großen Mannes, Anaximander (615 v. Chr.) und Anaximenes (⌣⌣-⌣⌣, 544) beide gleichfalls Milesier, gingen auf dem von ihm betretenen Wege weiter. Pherecydes aus der Insel Syros, 600 v. Chr., schrieb noch im dichterischen Gewande, und behauptete eine Seelenwanderung. Xenophanes (⌣-⌣⌣) zu Kolophon, gleichzeitig mit Cyrus, griff sogar die Volksreligion an, und lehrte eine unendliche Weltsubstanz.

Alle diese Männer richteten auch daneben mehr oder weniger ihre Betrachtungen auf das Menschenleben, auf den muthmaßlichen Zweck desselben, auf die beste Art es einzurichten, auf die Pflichten und Regeln des Umgangs, u. dgl. Schon Hesiodus mischte gern, wie wir aus den obigen Proben gesehen haben, dergleichen Betrachtungen in seine Gesänge. Seine Moral war, nach eben diesen Proben zu urtheilen, noch sehr eigennützig, und dies Princip ward auch so bald nach ihm noch nicht verdrängt. Aber außerdem ersannen jene Denker eine Menge schöner Sprüche voll treflicher Lebensweisheit, die noch lange nachher in aller Griechen Munde waren, und den Kindern vorgesagt wurden, die daran einen herrlichen Schatz für ihr ganzes Leben hatten. Wegen solcher Sprüche sind besonders die sogenannten sieben Weisen Griechenlands berühmt, zu denen außer Solon und Thales folgende gezählt wurden: Chilon, ein spartanischer Ephorus, dessen Weisheit in allgemeiner Achtung stand; Pittakus (-~), ein edler Beherrscher der Insel Lesbos, der, wie Lykurg und Solon, seine Würde freiwillig niederlegte, nachdem er seinem Volke eine neue Verfassung gegeben hatte; *) Bias, ein Richter zu Priene (--~)

in

*) Obgleich alle diese glänzenden Entsagungen darauf berechnet waren, als Werke einer übermenschlichen Selbst-

in Kleinasien, der sein ganzes Vermögen und alle seine Zeit und Klugheit dazu verwendete, Arme und Unschuldige zu vertheidigen. Er übernahm keinen Rechtshandel, der nicht durchaus gerecht war, so daß man noch lange nachher im Sprichwort sagte: „das ist eine Sache, die Bias selbst übernehmen würde." Er war es, der bey einer Plünderung seiner Vaterstadt, da die Bürger ihre Habe zu retten suchten, ledig hinausging, weil er „alles, was sein sey, bey sich trage." Ferner Kleobulus (⏑⏑-⏑) Solons Freund, der glückliche und weise Beherrscher ei-

beherrschung dem großen Haufen zu imponiren, so muß man doch ja nicht glauben, die höhere Tugend solcher Männer habe allein dergleichen Erscheinungen hervorgebracht; noch mehr aber muß man sich hüten, neuere Fälle mit jenen alten parallelisiren zu wollen. Nichts verrath mehr Unkunde in der Geschichte und Politik, als dies so gewöhnliche Verfahren. Ein neuerer Reformator würde gar nichts thörichters thun können, als wenn er von seiner Schöpfung, die seiner Erhaltung so sehr bedarf, aus philosophischer Affectation die Hand abzöge; ein alter würde alles eingerissen haben, wenn er nach vollendeter Arbeit nicht zurückgetreten wäre, denn erst sein Verschwinden gab seinem hinterlassenen Werke die nöthige Heiligkeit. Jene alten Staatsmänner würden gern auf ihren Posten geblieben seyn, wenn sie gekonnt hätten, d. h. wenn ihnen soviel festgestellte Staatseinrichtungen zu Hülfe gekommen wären, und so künstlich abgerichtete stehende Heere zu Gebote gestanden hätten.

nes kleinen und friedlichen Völkchens in der Stadt Lindus auf der Insel Rhodus, und endlich Periander, Tyrann (d. i. gewaltsam emporgekommener Beherrscher) von Korinth, statt dessen andere auch den Anacharsis, einen Scythen, der zu Solons Zeit nach Griechenland kam, als den siebenten Weisen annehmen. Sie alle blühten von Olymp. 40 bis 56, d. h. zwischen 616 bis 552 vor Chr.

In eben diese Periode fällt auch Aesopus aus Phrygien, der berühmte Fabelndichter. Leider ist seine Geschichte jetzt für uns selbst zur Fabel geworden. Er soll klein, bucklicht, überhaupt entsetzlich häßlich gewesen seyn, und so arm, daß er sich als Sklave hat verdingen müssen. Seine artig erfundenen und eingekleideten Geschichtchen theilte er mündlich mit, und so haben sie sich auch noch lange nachher nur im Munde des Volks erhalten. Aufgeschrieben wurden sie erst spät, in Verse gebracht noch später. Mit dem letztern Geschäfte vertrieb sich bekanntlich Sokrates im Gefängnisse die Langeweile.

44.
Pythagoras.

(Geb. 583 v. Chr.)

Dieser berühmte Mann verdient wohl einen

eigenen Abschnitt, denn wenn gleich seine Geschichte von den Späteren sehr verschönert worden seyn mag, so ist doch die Existenz seiner mystisch-ascetischen Schule unbezweifelt. Er war der Sohn einer vornehmen Magistratsperson auf der Insel Samos im Archipelagus. Eine sorgfältige Erziehung, besonders zur Musik und Dichtkunst, verbunden mit allen Arten von Leibesübungen, bildete früh seinen Geist und seinen Körper zu einer unaussprechlichen Anmuth aus, die durch die Würde und Schönheit seines Gesichts und den schlanken, nervigten Bau seiner Glieder noch mehr erhöht wurde. Im angehenden Jünglingsalter war der oben angeführte Pherecydes, aus der Insel Syros, sein Lehrer in der Beredsamkeit, denn diese Kunst, von welcher wir fast gar nichts wissen, wurde mit Recht von den Alten für ein Hauptstück der Erziehung gehalten. Mit Besonnenheit zu handeln, und mit Kraft und Anmuth zu sprechen, war nach griechischen Begriffen die Zierde des freien Mannes, und ohne die Gabe der sanftfließenden Rede konnte sich kein Grieche bey seinem Volke zu irgend einem wichtigen Amte emporschwingen.

Im achtzehnten Jahre reisete der edle Jüngling zum ersten Mal nach dem festen Lande, um zu Olympia in den Spielen als Kämpfer aufzutreten. Er gewann im Ringen den Preis, und die Schönheit, Geschicklichkeit und Stärke des

jungen Samiers wurden allgemein bewundert. Hierauf ging er, wie Solon und Lykurg, auf Reisen, beobachtete überall, in Athen, Sparta Aegypten, und wohin er sonst kam, die Gesetze, Sitten und Beschäftigungen der Menschen, und prüfte, was von allem das Beste sey. Als er wieder in sein Vaterland Samos zurückkehrte, fand er es unter der Herrschaft eines Tyrannen Polykrates. Er verließ die Insel bald, und ging wieder nach Griechenland, wo er sich bey den olympischen Spielen durch seine lehrreichen Unterhaltungen und Vorträge den ehrenvollen Titel eines Sophisten oder Weisheitslehrers erwarb, den er aber bescheiden in den Namen Philosoph (Weisheitsfreund) verwandelte. In Phlius, wo man ihn fragte, wie er die Kunst nenne, die er treibe, antwortete er gleichfalls: Philosophie. Der Name war damals noch neu, daher bat man ihn, zu erklären, was er darunter verstehe. „Seht, sprach er, so wie zu Olympia viele erscheinen, um sich durch ihre Geschicklichkeit Ruhm zu erwerben, viele, um sich durch Ausbreitung ihrer Waaren und Kunstarbeiten Geld zu verdienen, ein großer Theil aber aus einer Neigung hinkommt, alles zu sehen, zu untersuchen, von allem die Gründe kennen zu lernen, ohne Geldinteresse, ohne Ruhmbegier: so sind wir Philosophen auch auf dem großen Schauplatze der Welt die einzigen unbefangenen,

interesselosen Zuschauer, die alles zu beobachten, von allem sich Kenntniß zu verschaffen suchen."

In dieser Lebensart war er 40 Jahre alt geworden, als er sich entschloß, nach Unteritalien zu gehen, wo das verweichlichte, sittenlose Volk eines ernsten Lehrers vorzüglich bedurfte. Der Ruf seiner Weisheit ging vor ihm her, und als er zu Kroton ankam, wo er seinen Sitz aufzuschlagen gedachte, drängte sich Jung und Alt an ihn, um ihn zu sehen und zu hören. Beides war der Mühe werth. Sein Anblick war feierlich, wie eines ägyptischen Priesters, von dem er auch die Tracht, ein langes weißes Gewand von feiner ägyptischer Leinwand, entlehnt hatte; sein hoher Wuchs, sein langsamer Gang, die Würde in seinen Mienen, vor allem aber die Grazie des Umgangs und die Kraft und Schönheit seiner Rede machte, daß man ihn wie einen Heiligen verehrte. Sein untadelhafter Wandel, seine mäßige und nüchterne Lebensart, sein täglicher Tempelbesuch in früher Morgenstunde vollendete die Ehrfurcht, die seine Weisheit ihm verschaffte. Er besuchte täglich den Markt und die Uebungsplätze der Jugend, und zeigte hier sein großes musikalisches Talent, das in Kroton seines Gleichen nicht hatte. Auch mit seinen medicinischen Kenntnissen, die er dem Umgange mit den Aerzten in Aegypten verdankte, machte er großes Aufsehen. Kurz man ehrte ihn als den untrüglichen

Mann, der Alles wisse, über Alles nachgedacht habe, über Alles am Besten zu sprechen und zu rathen wisse, man hielt ihn für den vollkommensten Sterblichen. Der Rath zu Kroton ließ ihm einen weitläuftigen Hörsaal bauen, in welchem er an gewissen Stunden des Tages die Lehren der wahren Lebensweisheit mit seiner bis zum innersten Herzen dringenden Beredsamkeit einer Versammlung von mehr als 2000 Zuhörern vortrug, unter denen sich die vornehmsten Männer im Staate befanden. Der Eindruck, welchen seine Lehren auf die Krotoner gemacht haben sollen, wird als ganz außerordentlich geschildert.

Außer diesen öffentlichen Vorträgen für Jedermann zog Pythagoras bald nachher eine kleinere Gesellschaft von auserlesenen Jünglingen an sich, deren vollständige Erziehung er übernahm, und um deren willen er sich zuletzt ganz von der Stadt absonderte, und mit seinen Schülern entfernte ländliche Wohnungen bezog. In dieser Schule vereinigte er spartanische Strenge mit ägyptischem Mysticismus; sein großer Plan war, daß aus derselben weise Regierer und weise Lehrer für die ganze Erde ausgehen sollten, und Unteritalien hat wirklich unter seinen Beherrschern eine Menge Pythagoräer gezählt. Auch in Griechenland verbreiteten sich zahlreiche Anhänger dieser geheimnißvollen Sekte.

Seiner Meinung nach bestand das höchste

Gut in dem Besitze eines Gemüths, welches zur reinsten Sittlichkeit emporgehoben sey, und sein höchstes Vergnügen in der möglichsten Ausbildung des Geistes finde. Daher waren Betrachtungen und nützliche Gespräche über Wissenschaften und über sich selbst Hauptbeschäftigungen der Pythagoräer. Da er aber mit Lykurg, oder vielmehr mit dem ganzen Alterthume glaubte, daß eine feste, gesunde Seele nicht in einem schwächlichen Körper wohnen könne, so war auch in seiner Schule täglich für gymnastische Uebungen gesorgt, und durch die höchste Mäßigkeit wurden die Mitglieder vor jeder Krankheit bis an ihr spätes Ende bewahrt.

Nicht jeder, welcher sich meldete, wurde in die Verbrüderung aufgenommen. Der Meister prüfte zuvor dessen Gemüthsart und Angewöhnungen, erkundigte sich nach seinem vorigen Betragen gegen seine Eltern und Freunde, und merkte selbst auf seine Gesichtszüge, seine Art sich auszudrucken, und auf seinen Gang. Fand er ihn der Aufnahme werth, so ward sein Vermögen der Oekonomieverwaltung des Hauses übergeben.

Die ersten Jahre waren nur eine Prüfungszeit, in welcher der neue Schüler noch nichts von den Geheimnissen der tiefern Weisheit erfuhr, sondern bloß zum Schweigen, zur Bezähmung unzeitiger Neugier, und zur Pünktlich-

keit in der Ausübung religiöser Gebräuche und täglicher Reinigungen gewöhnt wurde. Den Pythagoras sahl er nie in dieser Zeit, nur zuweilen hörte er hinter einem Vorhange dessen Stimme, und mußte kurze Fragen lösen, aus deren Beantwortung der Meister die Gesinnungen des Lehrlings beurtheilte.

Verrieth der Schüler in den Prüfungsjahren Züge, die eines Schülers der Weisheit unwürdig waren, so ward er entlassen, und bekam sein eingebrachtes Vermögen wieder. Kein Pythagoräer erkannte ihn nachher wieder, er wurde wie ein Todter betrachtet. War der Meister dagegen mit seinen Fortschritten zufrieden, so ließ er ihn zu dem geheimen Unterrichte zu.

Sämmtliche Schüler standen sehr früh auf. Ihr erstes Geschäft war die doppelte Prüfung, was sie gestern gethan und geredet, und was sie heute thun und denken wollten. In ein weißes, durchaus reines Gewand gehüllt, gingen sie, singend zur Lyra, der aufgehenden Sonne entgegen, verrichteten ernste Gebete, und zerstreuten sich dann lustwandelnd in Hainen und auf Hügeln, und kehrten so aufgelegt und gesammelt zu den wissenschaftlichen Unterredungen zurück, in welchen geschickte Lehrer ihre Kenntnisse bald durch Fragen, bald durch freie Vorträge den Schülern mittheilten. Pythagoras selbst warf kurze Fragen auf, und verlangte kurze Antwor-

ten darauf: z. B. was ist das Weltall? Ordnung. — Was ist die Freundschaft? Gleichheit. Auf diese Lehrstunden folgten gymnastische Uebungen, wie sie bey allen Griechen gewöhnlich waren, und dann begann ein kurzes, mäßiges Mittagsmahl, das gewöhnlich in Brodt und Honig bestand. Die nöthige Ruhe nach der Mahlzeit ward durch leichte, doch niemals leichtsinnige oder unsittliche Gespräche gewürzt; einzelne Freunde gesellten sich zusammen, und wiederholten sich die am Morgen gehörten Lehren. Gegen fünf Uhr ging man ins Bad, und dann erfolgte die griechische Hauptmahlzeit, zu welcher sich die Gesellschaft in mehrere Zimmer vertheilte, in denen Tische, jeder zu zehn Personen, bereit standen. Hier genossen sie außer Brodt und Früchten auch Fleisch von Opferthieren und Wein, zuweilen auch Fische, doch alles mit der ihnen vorgeschriebenen höchsten Mäßigkeit. Vor der Mahlzeit ward gebetet und Weihrauch den Göttern zu Ehren angezündet, nach dem Essen goß man ein Trankopfer aus. Die Aeltesten gaben hierauf den Jüngern noch einige kurze Sprüche mit auf den Weg, zur Uebung des Nachdenkens, oder zur Befestigung guter Gesinnungen, z. B. Seyd dankbar! — Eilt den verletzten Gesetzen zu Hülfe! — Reißet keine Pflanze aus, die einem

*) Nur Bohnen durften sie nicht essen.

Geschöpfe nützlich seyn kann! — Tödtet kein Thier, das euch nicht beleidigt hat, u. s. w., und nun vertheilten sich die Brüder in ihre Zellen, wo sie dann einzeln Betrachtungen über ihre heutigen Fortschritte zur Aufklärung und Besserung anstellten, die Lyra zur Hand nahmen, und durch sanfte Gesänge einen leichten willkommnen Schlummer herbeilockten. Ein täglich so fortgesetztes Leben füllte die Herzen dieser Menschen mit heiligen, überirdischen Gefühlen und Gesinnungen, leitete sie zur wahren Freundschaft und zum freudigen Denken an die Götter, und fesselte sie so an ihren Meister, daß seine Aussprüche ihnen für Orakelpräche galten. Er hat es gesagt, war einem Pythagoräer der stärkste Beweis für jede Wahrheit.

Da Pythagoras der Meinung war, ein wahrer Menschenfreund dürfe nicht bloß sich allein, sondern müsse für den Staat leben, so kehrten die Brüder, welche alle Grade des Ordens durchgegangen waren, wieder in die Welt zurück, und übernahmen Aemter, ohne deswegen aus der Verbindung herauszutreten. Aechte Brüder erkannten sich in allen Ländern an gewissen Zeichen wieder, und waren die offenherzigsten Freunde, sobald sie sich erkannt hatten. Man erzählt, daß einst ein Pythagoräer in der Fremde gestorben sey, unbekannt, und ohne seine Pflege bezahlen zu können. Er schrieb einige Hierogly

phen auf eine Tafel, und bat den Wirth, die Tafel auf der Landstraße auszustellen. Lange nachher kam ein Verbrüderter in jene Gegend, erkannte die Zeichen, und bezahlte alle Kosten für seinen verstorbenen Bruder.

Wilde Kriegsunruhen störten diese Weisheitsschule des Pythagoras, nachdem sie fast 40 Jahre geblühet hatte. Die Krotoner zerstörten das üppige Sybaris, in Kroton selbst erregte ein Feind des Pythagoras einen bürgerlichen Aufruhr, der ehrwürdige Greis ward aus seinem Heiligthume vertrieben, und starb im hohen Alter zu Metapontum an der Küste von Lucanien, unterhalb Tarent. Doch hat es noch lange nach seinem Tode Pythagoräer gegeben.

45.

Italien.

Nachdem wir nun auch die Griechen bis an die Gränze des dritten Zeitraums der allgemeinen Weltgeschichte begleitet haben, wollen wir wieder umkehren, und auch diejenigen Völker bis dahin verfolgen, die in dem vorliegenden zweiten Zeitraum in Italien Staaten gegründet, und ihre Kräfte entwickelt haben. Eine höchst interessante Betrachtung, da wir bey dieser Gele-

genheit die Wiege desjenigen Volkes werden kennen lernen, das in der Folge zur allgemeinen Weltherrschaft emporstieg, und eine Menge der allergrößten moralischen Erscheinungen gezeigt hat, der Römer.

Zu Homers Zeiten waren, wie wir wissen, Italien und Sicilien noch fabelhafte Länder für die Griechen. Den Phöniciern mochten sie wohl bekannter seyn, aber dies Volk hat uns bekanntlich nichts schriftliches hinterlassen. Ob die Urbewohner Italiens Galen oder Celten oder Cimbrer zu nennen seyen, darüber mögen sich diejenigen streiten, denen Namen auch ohne Sachen etwas werth sind. Daß in der Folge eine Menge Städte, besonders in Unteritalien, von griechischen Emigrirten angelegt worden sind, ist schon oben gesagt worden. Als der erste dieser Emigrirten wird ein gewisser Evander genannt, der schon zur Zeit der Argonauten eine Kolonie Pelasger nach der Ostküste Italiens geführt haben soll.

Mögen aber die Bewohner Italiens so oder so geheißen, und ihre Kultur von Griechen oder Phöniciern erhalten haben: soviel ist entschieden, daß sie zu der Zeit, da die griechischen Staaten ihre Consistenz erhielten, auch keinesweges mehr auf der untersten Stufe der Entwickelung gestanden haben. Auch sie hatten Städte, Handel, Ackerbau und Künste, und noch in den neuesten

Zeiten sind auf den Apenninen, an jetzt unbewohnten Stellen, Ruinen von Gebäuden gefunden worden, die aller Wahrscheinlichkeit nach weit über die Periode der Römer hinausreichen. Unter den Bewohnern des mittleren Italiens ragten besonders die Etrurier oder Etruscer hervor, die in zwölf mächtige Stämme vertheilt, und ein sehr kunstreiches Volk waren, und als die ersten Lehrer der Römer zu betrachten sind.

Um die Zeit, da in Asien die assyrische Herrschaft blühte, und das Reich Israel anfing, nebst Syrien und Mesopotamien demselben zinsbar zu werden, Aegypten den Aethiopen unterworfen war, Iphitus die olympischen Spiele erneuerte, und Lykurg auf seine Staatsverbesserung dachte: um diese Zeit blühte in Latium, einer Landschaft an der Tiber, an der Stelle des heutigen Kirchenstaats, eine Stadt, Namens Alba longa, die angeblich von dem Sohne des Trojaners Aeneas erbaut seyn sollte, und jetzt eben von zwey Brüdern, Numitor und Amulius, beherrscht wurde, von denen, der Eifersucht der menschlichen Natur gemäß, der stärkere den schwächern verdrängte. Und hier treten nun die Mythen ein, in welche die Tradition die Jugendgeschichte der Erbauer Roms gehüllt, und zu denen vielleicht die Geschichte des Cyrus als Vorbild gedient hat.

46.

Romulus und Remus.

(754 v. Chr.)

Nachdem Amulius seinen Bruder Numitor vom Throne gestoßen hatte, tödtete er zu seiner Sicherheit dessen Sohn, und die Tochter, Rhea Sylvia, machte er zur Vestalin, d. h. Priesterin der Göttin Vesta, ein Amt, kraft dessen sie zu ewiger Jungfrauschaft verdammt war.

Aber troß dem Gelübde, das sie abgelegt hatte, ging sie dennoch mit einem Manne eine geheime Verbindung ein, und gebar zwey Knaben, die der tyrannische Oheim sogleich in einem Troge in die Tiber tragen ließ. Die Mutter ward ins Gefängniß geworfen.

Aber der ausgetretene Fluß trat bald zurück, und die Kinder blieben im Trocknen liegen. Hier, sagt die Fabel, säugte eine Wölfin sie, bis Faustulus, des Königs Oberhirt, sie fand, und sie mitleidig seiner Frau, Acca Larentia, nach Hause brachte. Er zog sie als Hirtenknaben groß, und nannte sie Romulus und Remus. Schon im Spiele mit andern Knaben zeichneten sie sich durch ein herrisches Wesen aus, und immer machten sie in Streitigkeiten die Schiedsrichter. So entschieden sie einmal einen Streit der Hirten des Amulius und Numitor

(denn dieser war troz seiner Absezung im Lande geblieben) zum Vortheil der erstern. Dafür fingen die leztern wieder bey einem Feste mit den beiden Brüdern einen Streit an, ergriffen den jüngern, und brachten ihn vor seinen unbekannten Großvater, Numitor. Bey dieser Gelegenheit erfuhren die Brüder selbst durch den Faustulus das Geheimniß ihrer Geburt. Die alte Sitte verlangte von ihnen Rache an dem Beleidiger ihres Vaters, und ihr kriegerischer Sinn machte sie dazu nur williger. Sie sammelten sich im Stillen unter den Hirten eine Partey, überfielen mit derselben den nichts ahnenden Oheim, tödteten ihn, und sezten dessen Bruder Numitor, ihren Großvater, wieder ein.

Einmal an der Spize eines unternehmenden Haufens, wollten sie denselben nicht gern wieder entlassen, denn wer giebt gern eine Herrschaft auf? Sie verlangten daher von ihrem Großvater zur Belohnung die Erlaubniß, an dem Orte, wo sie einst ausgesezt worden, an der Tiber, eine unabhängige Niederlassung anlegen zu dürfen. Dort waren sieben Hügel, zum Theil schon bewohnt; dieser bemächtigten sie sich, und baueten sich Wohnungen daselbst. Ein großer Schwarm güterloser Jünglinge fand sich zu ihnen, viele Familien verließen Albalonga, in der Hofnung, hier bey der neuen Ländervertheilung mehr zu

gewinnen. So wuchs der kleine Haufe bald zu einem Volke an.

Allein jetzt zeigte sichs abermals, daß zwey Herrschergenies neben einander nicht bestehen können. Längst mochte die geheime Eifersucht zwischen Romulus und Remus schon im Stillen geglimmt haben; endlich brach sie aus, als die Frage, wer König seyn sollte, zur Sprache kam. Beide stellten sich auf zwey verschiedene Hügel, um die Götterzeichen zu erwarten. Remus erhielt das erste, denn sechs Geier flogen zu seiner Rechten auf. Sogleich rief ihn ein Theil des Volks zum ersten Anführer aus. Später erschienen dem Romulus zwölf Geier, und nun wollte seine Partey ihn zum Könige haben. Darüber kam es zum Handgemenge, und Remus ward erschlagen.

Romulus, nun einziger König, begründete sofort auf dem palatinischen Hügel seine neue Stadt, im 754sten Jahre vor Christus Geburt. *) Er spannte einen weißen Stier und eine weiße Kuh vor einen Pflug, und zog damit im Vierecke

*) d. h. muthmaßlich, wie alle diese chronologischen Angaben. Unter fünf verschiedenen Meinungen alter Schriftsteller sind die neueren bey der des M. Terentius Varro und des älteren Cato stehen geblieben. Jener setzt die Erbauung Roms in Ol. 6, 3 (v. Chr. 754), dieser in Ol. 6, 4 (753 v. Chr.) Die erstere Rechnung wird jetzt allgemein angenommen.

Vierecke rings um den Hügel eine Furche, die den Umfang der neuen Stadt bezeichnen sollte. In dieser Linie führte man nachher die Mauern und Gräben um die Stadt. Wo ein Thor stehen sollte, ward der Pflug ausgehoben. *) So entstand das erste Rom, welches freilich bey der damaligen Armuth und Einfalt der Zeiten mehr das Ansehen eines elenden Dorfes, als einer Stadt hatte. Allein der kriegerische Charakter seiner Bürger machte es bald allen Nachbarn furchtbar, und schon die ersten Bewegungen des Knaben ließen den künftigen Riesen ahnen.

47.

Erste Staatseinrichtungen in Rom.

So gewiß Romulus ein Mann im vollesten Sinne des Worts, und zum Herrscher geboren war, so waren doch seine Kameraden viel zu sehr seines Gleichen, und selbst ein viel zu kräftiger Menschenschlag, als daß sie ihm eine sehr große Gewalt über sich hätten einräumen sollen. Je mehr ihn also sein Charakter zum Despotismus hintrieb, desto kräftiger widersetzte sich der Frei-

*) Daher porta, von portare.

heitssinn seiner Gemeine, und durch die Etrurier an griechische Sitten gewöhnt, gestatteten die neuen Römer keine andere Regierungsform, als die republikanische, so daß der König nur erster Anführer, erster Richter und erster Priester blieb. Es bildete sich demnach ein Senat (Reichsrath), der aus hundert *) der Angesehensten bestand, und von welchem, ganz nach griechischer Weise, jede Angelegenheit erst besprochen wurde, ehe man sie dem versammelten Volke vorlegte. Denn auch der geringste in diesem Volke wollte, wie in Athen und Sparta, mit um die Regierung wissen; dafür war er freier Bürger und Herr seiner Sklaven, denen er sich gleich geachtet haben würde, wenn auch er einen Herrn über sich hätte erkennen müssen.

Um bey den Stimmensammlungen auf dem Markte die nöthige Ordnung beobachten zu können, wurden die 3300 römischen Bürger, welche man bey der ersten Zählung fand, in 3 Tribus (Zünfte), und jede dieser Tribus wieder in 10 Curien getheilt. Nach dieser Eintheilung mußte sich nun jeder Bürger in der Volksversammlung zu derjenigen Curie (gleichsam zu der Compagnie) stellen, zu der er gehörte. Bey der Ländervertheilung erhielt jeder römische Bürger zwey Morgen Landes zu seinem Antheile, aber dies änderte sich bald, als die Römer durch neue

*) Späterhin 200, 300 und noch mehr.

Eroberungen ihr Gebiet erweiterten. Auch hier, wie überall, bereicherte sich jeder Stärkere auf Kosten seines schwächern Nachbars. Die Familien der ersten hundert Senatoren (patres) bekamen bald einen solchen Vorsprung an Reichthum und Ansehen, daß aus ihnen ein ordentlicher Geburtsadel hervorging. Sie nannten sich Patricier, und die gemeinen Bürger Plebejer.

Der Geldcommerz in diesem neuen Staate war noch geringe, vielleicht gar noch nicht vorhanden. Jeder baute im Frieden seinen Acker, oder ließ ihn von seinen Sklaven bauen, und das war sein einziges Kapital. Von Finanzen und einem Staatsschatze wußte man noch nichts. Gesetze hatte man auch noch nicht, auch bürgerliche Richter fehlten. Die Religion ersetzte auch hier diese Mängel. Die Gebräuche derselben, sammt der ganzen Götterlehre waren fast durchaus griechisch. Ein Priesterstand ward aus dem Adel errichtet, und Romulus selbst übernahm das Geschäft des obersten Priesters. Keine Handlung durfte vorgenommen werden, ohne vorhergegangene Befragung der Götter. Zu diesem Geschäfte wurden zwey Priesterkollegien, die Augurn und die Haruspexe eingesetzt. Jene weissagten aus dem Fluge der Vögel, aus dem Gesange derselben, aus dem Fressen gewisser Hühner, die bloß zu diesem Behufe unterhalten wurden, aus Donner und Bliz, aus dem Zuge

der Lastthiere, und wer weiß, woraus sonst noch. Stellten sie am Himmel Beobachtungen an, so saßen sie, das Gesicht gegen Morgen gerichtet, in einem Kreise, den sie mit einem krummen Stabe rings um sich her gezogen hatten, und den sie templum nannten. Die Haruspices waren bey der Schlachtung der Opferthiere zugegen, und weissagten aus dem Falle, und besonders aus den Eingeweiden derselben den Willen der Götter. Es versteht sich, daß sie diesen jederzeit mit dem Willen der Machthaber übereinstimmend fanden.

Der König selbst legte sich die Insignien bey, welche die benachbarten Etrurier ihren Häuptern bewilligten. Wenn er öffentlich ausging, traten zwölf Lictoren (Gerichtsdiener), einer hinter dem andern, vor ihm her, von denen jeder ein Bündel Stäbe (fasces), aus denen ein Beil hervorsah, unter dem Arme trug, zum Symbol der Gewalt über Leben und Tod. Auch eine reitende Leibwache von 300 Mann errichtete sich Romulus, aus welcher in der Folge ein eigener Stand, die Ritterschaft, hervorging.

Aus allen diesen Einrichtungen ergiebt sich, daß die ersten Römer gar nicht so roh und unkultivirt gewesen seyn können, als man sie gewöhnlich macht, sondern daß sie an den Etruriern schon recht gute Muster gehabt haben müs-

sen, und vielleicht den Griechen (bis auf den Reichthum) nicht viel nachgegeben haben.

48.

Der Raub der Sabinerinnen.

Das, worauf Romulus bey seinem neuen Staate mit Recht am eifrigsten bedacht war, war die möglichste Vergrößerung der Menschenmenge. Unter andern Mitteln zu diesem Zwecke errichtete er auf dem capitolinischen Hügel eine Freistatt für Ueberläufer aller Art, für mißvergnügte Bürger anderer Staaten und für entlaufene Knechte. Er wies ihnen daselbst Wohnungen an, und versprach ihnen in dieser Freistatt völlige Sicherheit. Dies lockte viele herbey, und mit jedem Tage wuchs die Zahl der neuen Bürger. Allein es fehlte an Weibern. Diesem Mangel abzuhelfen, schickte der Senat Gesandte zu den benachbarten Völkern, und ersuchte sie, ihre Töchter den römischen Männern zur Ehe zu geben. Doch diese Einladungen wurden überall mit der größten Verachtung zurückgewiesen.

Die jungen Römer suchten sich nun mit Gewalt und List zu verschaffen, was man ihnen in Güte nicht bewilligen wollte. Romulus ließ bekannt machen, daß an einem gewissen Tage

eine ganz neue Art von Kampfspielen dem Neptun (Meeresgott) zu Ehren gefeiert werden sollte. Das lockte die Bewohner der benachbarten Städte mächtig herbey, die doch bey der Gelegenheit zugleich die neue Stadt sehen wollten. Es erschienen Cäninenser, Crustuminer, Antemnater, ganz besonders aber viel Sabiner mit ihren Weibern und Kindern. Die Römer nöthigen die Fremden freundlich in ihre Häuser, und zeigen ihnen die Anlagen in ihrer kleinen Stadt. Man besieht sich, man wundert sich, man setzt sich zu den Spielen nieder. Aber als aller Augen auf die Kämpfer gerichtet sind, wird ein Zeichen gegeben, die römischen Jünglinge brechen in die Haufen der Zuschauer ein, jeder greift sich in der Geschwindigkeit ein Mädchen, und die bestürzten Eltern fliehen.

Die Geraubten ließen sich in Rom von ihren Männern leicht besänftigen, aber die Väter daheim sannen auf blutige Rache. Hätten sich die Völker alle gegen Rom verbunden, so wäre es wohl um die Römer geschehen gewesen, aber daran dachten sie nicht. Die Cäninenser griffen zuerst an, und wurden geschlagen, Romulus tödtete ihren König Acron mit eigener Hand, zog ihm seine Rüstung aus, und hielt damit einen feierlichen Einzug in die Stadt. Dann stieg er auf den capitolinischen Hügel, hängte

sie daselbst an einer heiligen Eiche auf, und weihte an diesem Orte zum Gedächtniß seines Sieges dem Jupiter den ersten Tempel. Darauf kamen die Antemnater, denen es nicht besser ging. Ihre Stadt ward erobert: sie baten demüthig, ihrer zu schonen, und sie dem römischen Gebiete einzuverleiben. Auch die Crustuminer wagten noch einen Angriff, mußten sich aber unter gleichen Bedingungen ergeben. Durch diesen Zuwachs dreier Städte erweiterte sich die römische Herrschaft schon sehr. Aber die gefährlichsten Feinde kamen zuletzt, die Sabiner aus der Stadt Cures, welche sich unter Anführung ihres Königs Tatius der auf dem capitolinischen Berge angelegten Verschanzung bemächtigten, und die Römer in verschiedenen Treffen besiegten. Romulus konnte zuletzt seine Krieger gar nicht mehr zum Stehen bringen, und gelobte in der Angst dem Jupiter noch einen Tempel an dem Orte, wohin sie jetzt zurückgedrängt waren, wenn er nur diesmal noch den Römern Muth einflößen wollte. Wirklich gelang es ihm, die nächste angreifende Partey zurückzuschlagen, und ihren Anführer in einen Sumpf zu treiben. Aber nun sollte noch eine Hauptschlacht, eine entscheidende, geliefert werden. Die Römer waren in Verzweiflung: die geraubten Weiber wurden ihre Retterinnen. Sie traten zwischen die beiden feindlichen Heere, und baten ihre Väter, sie

nicht zu Wittwen, und ihre Männer, sie nicht zu Waisen zu machen. Ihre Thränen siegten. Die alten Sabiner standen gerührt, das Vaterherz wuchs über, sie machten Frieden mit den Römern, unter der Bedingung, daß beide künftig ein Volk seyn sollten. Von der Stadt Cures *) sollten nun alle römische Bürger Quiriten heißen, König Tatius sollte Mitregent des Romulus seyn, und der Senat durch 100 edle Sabiner vermehrt werden. Es geschah. Die Stadt Rom gewann nun einen größern Umfang, die Römer behielten den palatinischen Berg inne, die Sabiner besetzten den capitolinischen und quirinalischen Hügel, und das Thal, welches zwischen diesen drey Hügeln lag, ward der Versammlungsplatz des ganzen Volkes, das in der Folge so berühmt gewordene Forum. Nach diesen Verschmelzungen war es kein Wunder, daß die 3300 römischen Bürger, die die neue Stadt erbaut hatten, nach 20 Jahren schon zu 47,000 streitbaren Männern angewachsen waren.

*) Nach andern von der sabinischen Waffe Quiris.

49.

Romulus Tod.

(v. Chr. 717.)

Die Bedingungen, unter denen man die mächtigen Sabiner in Rom aufgenommen hatte, mußten dem Herrschergeiste des Romulus bald sehr drückend werden. Vor allem legte ihm die Mitregentschaft ihres Königs Tatius den unerträglichsten Zwang auf, denn kein Herrscher, der es wirklich ist, kann auf seinem Gebiet einen zweiten neben sich dulden. Und wie einst sein Bruder Remus, so mußte auch jetzt dieser Tatius seiner überlegenen Macht — oder List vielleicht — unterliegen. Er ward in einem Tumulte bey einem Opferfeste erschlagen. Aber man kann denken, daß die sabinische Partey dies nicht so ruhig werde hingenommen haben. Sie stellte dem allgefürchteten Despoten lange heimlich nach, und endlich gelang es einer Rotte Verschworner, den Mord ihres Königs an ihm zu rächen. Als er einmal auf einem Felde vor der Stadt, am Ziegensumpfe, eine allgemeine Heeresmusterung hielt, und ein fürchterliches Gewitter das anwesende Volk zerstreute, ward er plötzlich niedergestoßen und über die Seite gebracht. Das Volk war bey seinem Verschwinden nicht gleichgültig, sondern forderte den Senat zur Rechenschaft.

Dieser half sich durch einen plumpen Betrug. Ein gewisser Julius Proculus mußte in die Volksversammlung treten, und mit wehmüthiger Geberde erzählen, Romulus Geist sey ihm diesen Morgen in glänzender Gestalt vom Himmel schwebend erschienen, und habe ihm zugerufen, er solle den Römern verkündigen, es sey der Wille der Götter, Rom zum Haupte der Erde zu machen, sie sollten nur ihren Kriegersinn bewahren; den römischen Waffen werde keine menschliche Gewalt jemals widerstehen. Ihn selber sollten sie aber von nun an unter dem Namen Quirinus göttlich verehren, denn er sey zum Gott erhoben.

Das Volk beruhigte sich bey diesem Gaukelspiele, da es nur seinen König unsterblich wußte, und diejenigen, die auch nicht an das Mährchen glaubten, wurden vermuthlich durch die Furcht vor der Macht der Sabiner im Schweigen erhalten.

50.
Numa Pompilius.

(v. Chr. 715 — 672.)

Wie groß diese Macht gewesen sey, geht sehr deutlich aus dem Umstande hervor, daß nach

einem zweijährigen, vermuthlich sehr heftigen Streite über die Besetzung der Königswürde doch endlich ein Sabiner, und zwar der Schwiegersohn des ermordeten Königs Tatius, Numa Pompilius, gewählt ward. Glücklicher Weise hatte dieser Mann Sanftmuth und Klugheit genug, die Partey des Romulus nicht ferner zu kränken, sondern zur Verbrüderung des Volks aus allen Kräften hinzuwirken. Dies gelang ihm so gut, daß seit seiner Regierung nie wieder von Römern und Sabinern, als von zwey verschiedenen Parteien, sondern immer nur von einem einzigen Römervolke die Rede gewesen ist.

Leider haben wir nur sehr unsichere Nachrichten von diesem merkwürdigen Manne. Spätere unkritische Erzähler haben ihn zum Ideal eines weisen Regenten gestempelt, und ihm eine philosophische Kultur angedichtet, die er durchaus nicht haben konnte. Was sich aber durch allen Nebel verworrener Sagen und poetischer Träume doch mit ziemlicher Gewißheit erkennen läßt, ist das, daß Numa seine größte Sorge darauf gerichtet hat, die großen, ungeschlachten Volkshaufen, die Romulus im Kriege zusammengetrieben, und nur durch Krieg zusammengehalten hatte, durch die Fesseln der Religion zu zähmen, und so der Vorläufer eines künftigen Gesetzgebers zu werden. Eines künftigen, denn jetzt waren sie der Gesetze noch nicht fähig. Gesetze zwingen

durch Furcht vor Strafe, aber den Gedanken an willkührliche Strafe erträgt ein so kriegerisches, freiheitliebendes Volk noch nicht. Die Furcht vor göttlicher Strafe allein kann seine Begierden zähmen. Man mußte also, wenn man diese Furcht benutzen wollte, vor allen Dingen die Verehrung der Götter und den Gedanken an die Allgegenwart derselben durch tausenderley Erinnerungsmittel zu unterhalten suchen.

Dies that Numa. Ein dunkler Glaube, der im Volke herrschte, daß er in einem heiligen Haine oft geheime Zusammenkünfte mit einer Nymphe Egeria habe, die ihn mit göttlicher Weisheit ausrüste, kam ihm bey seinem Unternehmen treflich zu Statten. Wohl wissend, daß ein feierlicher Anblick auch eine feierliche Stimmung des Gemüths erwecke, führte er vor allen Dingen einen recht glänzenden Götterdienst ein. Er stiftete 8 verschiedene Priesterorden, viele Feiertage, Opfer, heilige Chorgesänge, feierliche Aufzüge, und erbaute verschiedene neue Tempel. Doch gewöhnte er die Römer zuerst, ihre Schutzgötter als unsichtbare Wesen zu verehren, weil sie zu sehr über alle menschliche Begriffe erhaben wären, als daß sie durch Abbildungen würdig vorgestellt werden könnten. Man sahe auch wirklich in den ersten 170 Jahren nach Erbauung der Stadt keine Statue einer Gottheit in derselben; erst nach dieser Zeit verbreitete die

griechische Kunst ihren Einfluß bis dahin. Numa war fast bey allen religiösen Handlungen selbst zugegen, und sein feierlicher Ernst theilte sich allen Römern mit. Es mußte auch jedesmal vorher durch Herolde in der ganzen Stadt verkündigt werden, wenn etwas festliches geschehen sollte, damit kein Geräusch, kein Lärmen und Schreien, kein Ton der Handarbeit den Gottesdienst störte, ja es war eine völlige Enthaltung von Geschäften verordnet, damit jedes Gemüth einzig auf die heilige Handlung und auf die Götter gerichtet seyn sollte.

Um die Römer von hinterlistigen Ueberfällen ihrer friedlichen Nachbarn abzuhalten, setzte er eigene Priester ein, die er Fecialen nannte, welche künftighin allemal erst unter gewissen Ceremonien einem andern Volke den Krieg ankündigen mußten, ehe von Seiten der Römer die geringste Feindseligkeit ausgeübt werden durfte. Ein schöner Beweis, daß es schon mit zu seinem Begriffe von der Würde eines Mannes gehörte, Offenheit und Ehrlichkeit auch dem Feinde zu zeigen.

Den Weibern Sittsamkeit, diese erste Tugend ihres Geschlechts zu empfehlen, nahm er den Gottesdienst der keuschen Göttin Vesta von den Albanern auch in seinen Staat auf. Er erbaute ihr einen Tempel, und verordnete zum täglichen Dienste und zur Unterhaltung des hei-

ligen Feuers in demselben vier Jungfrauen, *) die den unbescholtensten Wandel führen mußten. Konnte man eine solche Priesterin der Vesta einer offenbaren Vertraulichkeit mit einem Manne überführen, so war ihre Strafe fürchterlich: eine entehrte Vestalin ward lebendig begraben. Am sogenannten collinischen Thore, noch innerhalb der Stadt, war ein breiter Hügel, in welchen man eine tiefe Höhle grub. In die Höhle setzte man ein Bett und einen Tisch mit wenigen Lebensmitteln, Brodt, Wasser, Milch und Oel, und stellte eine brennende Lampe daneben. Die Verurtheilte ward in einer ganz verhüllten Sänfte durch die Stadt hierher getragen. Wer dem traurigen Zuge begegnete, ging still vorbey, oder folgte mit wehmüthigem Blicke und schweigend nach. Am Eingange der Höhle verrichtete der oberste Priester einige Gebete, hob dann die tief verschleierte Vestalin aus der Sänfte, und stellte sie auf die Leiter, an der sie hinabsteigen mußte. Die Leiter ward zurückgezogen, und eingeschlossen in den engen Grabeskerker hörte die Unglückliche die auf ewig verriegelte Thür zum Leben mit Erde bewerfen, und die Seite des Hügels wieder füllen.

Zucht und Ehrbarkeit in Sitten und Worten forderte Numa von jedem römischen Weibe

*) Späterhin sechs.

und Mädchen, und zeigte dadurch ein weit feineres Gefühl des Schicklichen, als der spartanische Lykurg, welcher, um seine Jungfrauen zu starken Müttern starker Söhne zu bilden, sie nackt in männlichen Spielen öffentlich sich üben ließ, und die Scham aus den jugendlichen Herzen ganz verbannte. Numa führte eine sittsam verhüllende weibliche Kleidung ein, gewöhnte die Jungfrauen in Männergesellschaften zum Schweigen und zur Enthaltung vom Weine, und gebot, daß kein Weib sich in männliche Händel mischen sollte. Das Letztere war auch wirklich in Rom so unerhört, daß einsmals, als eine Frau sich vor Gericht einfand, um ihren Streithandel selbst zu vertheidigen, der Senat die Götter befragen ließ, was diese fremde Erscheinung wohl für eine Vorbedeutung für die Stadt Rom seyn könnte.

Die Weiber sollten nach Numa's Gesetzen ihren Männern mit treuer Liebe ergeben seyn, und sich gehorsam in ihren Willen fügen. Ein großer Beweis der Religiosität und der noch nicht durch Afterbildung verdrängten Einfalt der Naturgefühle jener Zeiten ist es, daß erst 230 Jahre nach Erbauung Roms die erste Ehescheidung unter den Römern vorfiel, und daß man erst unter dem siebenten Könige das erste Beispiel erlebte, daß eine Frau mit ihrer Schwiegermutter Streit hatte. Beide Vorfälle schienen den Geschichtschreibern jener Zeit so merk-

würdig, daß sie uns sogar noch die Namen der schuldigen Personen aufbehalten haben. *)

Sanfte Menschlichkeit ist überhaupt der Charakter aller Verordnungen des Numa. Durch eine derselben führte er die Gewohnheit ein, daß die armen Sklaven ein Paar Tage im Jahre, am sogenannten Feste der Saturnalien, mit ihren Herrschaften an einem Tische essen, und sich von diesen bedienen lassen mußten. Er gab der Treue und den Gränzen eigne Gottheiten, denen er Tempel erbaute, und Heiligthümer weihte, damit die Römer die Treue und das gegebne Wort als heilig und unverbrüchlich ehren, und die Gränzen des fremden Eigenthumes achten und schonen lernten. Er richtete endlich, so gut es sich damals thun ließ, einen bessern Kalender ein, und machte darin unter andern den Januar zum ersten Monat des Jahres, da dies bisher der März gewesen war. Da wurde der sonst zehnte Monat December nun der zwölfte, wie er es auch noch jetzt ist, ob er gleich noch seinen alten, jetzt unrichtigen Namen behalten hat.

Die schöne Ordnung, welche sich durch Numa's sanfte Gesetze über den ganzen römischen Staat verbreitet hatte, die Ehrfurcht vor dem Hei-

*) S. Plutarch in Lycurg. cum Numa, Vgl. Dionys. Hal. II. 25. Val. Max. II. 1. Gell. IV. 3.

Heiligen und die Liebe zum Frieden theilte sich unmerklich allen benachbarten Völkern mit. Romulus hätte sein Volk furchtbar gemacht, Numa machte es achtungswürdig, und mit liebendem Vertrauen schlossen sich die Völkerschaften rings umher an den römischen Namen an. Die Schwerdter ruhten im sichern Hause, Bogen und Pfeile wurden nur zur Jagd gebraucht, der Ackerbau und die Gewerbe verschafften den Römern Arbeit und Wohlstand, und bey feierlichen Zügen, Opfern und Gesängen zur Ehre der segnenden Götter ward Stadt und Land zur Freude begeistert.

Numa starb im hohen Greisenalter nach einer glücklichen Regierung von 43 Jahren, und sein Tod versetzte nicht die Römer allein in tiefe Trauer. Alle benachbarte Völkerschaften schickten Abgesandte zu seinem Leichenbegängnisse nach Rom mit Kränzen und köstlichem Schmucke. Patricier trugen das Leichenbett, auf dem er lag, die Priester begleiteten ihn, und das Volk, Männer, Weiber und Kinder, folgte dem Zuge weinend nach, mit einem Schmerze, als ob jeder Einzelne seinen Vater verloren hätte. Auf dem Berge Janiculus ward sein Leichnam in einem steinernen Sarge begraben.

51.
Tullus Hostilius.

(672 — 640 v. Chr.)

So hieß der junge König, welchen das römische Volk zu Numa's Nachfolger wählte. Er war seinem Vorgänger so unähnlich, daß er selbst noch den Romulus an Wildheit übertraf. Nach seiner Meinung hatten die Römer schon viel zu lange in träger Muße geruht, und damit sie das Kriegshandwerk nicht ganz verlernten, störte er mit Fleiß den Frieden, dessen Erhaltung dem sanften Numa so sehr am Herzen gelegen hatte. Eine unbedeutende Gelegenheit gab ihm Anlaß, den Einwohnern von Alba Longa, der Mutterstadt von Rom, den Krieg anzukündigen. Die Albaner rüsteten sich, und bezogen ein verschanztes Lager unweit Rom. Die Römer traten ihnen gegenüber in Schlachtordnung, und eben sollte das blutige Treffen beginnen, als der albanische Feldherr Fuffetius den Tullus Hostilius zu einer Unterredung einladen ließ. Beide Anführer kamen zusammen, und der Albaner sprach: „Wir können es uns nicht verbergen, o König, daß diese Heere hier zusammengeführt worden sind aus einer langen Eifersucht, um zu entscheiden, welche von beiden Städten, Alba oder Rom, die Beherrscherin der andern seyn soll. Darum laß

uns nicht in langen Gliedern verwandtes Blut vergießen; ein unparteiischer Zweikampf einzelner Männer aus deinem und meinem Heere mag es auf ewig entscheiden, wer dem Andern unterworfen seyn soll. Gehorsam wollen wir uns vor Roms Uebermacht beugen, wenn eure Kämpfer siegen. Versprecht ihr uns das Nämliche, so nehmt den Vorschlag an, und schont des Menschenbluts.

Das gefiel dem Tullus, und beide gingen aus einander, um, jeder aus seinem Heere, die Tapfersten auszusuchen.

52.

Die Horatier und Curiatier.

Zufällig fanden sich im römischen Heere drey Brüder, deren Vater Horatius hieß, und im albanischen drey andere, aus dem Geschlechte der Curiatier. Diese werden von beiden Seiten ausgelesen; man fragt sie, ob sie den Kampf für die Herrschaft ihres Volks ausfechten wollen, und sie weigern sich nicht. Die Fecialen oder Bundespriester rufen unter vielen Ceremonien die Götter zu Zeugen an, daß die Römer treue Erfüllung der Verabredung den Albanern gelobt haben, und nun greifen die Brüder zu den

Waffen. Ermahnt von ihren Parteien treten sie zwischen beiden Heeren in die Mitte. Erwartungsvoll und nicht ohne Furcht sitzen hier die Römer, dort die Albaner vor ihren Lagern. Das Zeichen wird gegeben, und mit feindseligen Waffen stürzen die Jünglinge auf einander. Nach langem, wüthenden Kampfe sinkt endlich ein Römer und noch ein Römer zu Boden. Schwer verwundet stehen alle drey Albaner dem einzigen noch übrigen Römer gegenüber; ein Jubelgeschrey ertönt aus dem albanischen Lager, und der tiefgebeugte römische Stolz wagt keine Hoffnung mehr zu fassen. Da plötzlich entflieht der Horatier, noch durch keine Wunden entkräftet, und nöthigt die drey Curiatier, ihn zu verfolgen. So trennt er die dreifache Gewalt, wohl voraussehend, daß die Feinde ihm einzeln nur ungleich, nach dem Verhältnisse ihrer größern oder leichtern Wunden folgen würden. Nach kurzer Flucht bleibt er stehen, und blickt zurück. Da sieht er die drey Feinde weit von einander getrennt, und einen nur nahe hinter sich. Auf diesen stürzt er mit gewaltiger Wuth, und indem das ganze albanische Heer den beiden andern Curiatiern zuruft, ihrem Bruder beizuspringen, hat der Horatier ihn schon durchbohrt, und rennt auf den zweiten los. Durch alle Lüfte schallt der tausendstimmige Zuruf der hofnungschöpfenden Römer, und kräftig gestärkt durch die Er-

munterung der Seinen, giebt der Horatier auch diesem Feinde den Todesstoß. Das Geschrey der Römer verdoppelt sich, und als er auch den dritten endlich, der schwer verwundet und athemlos herbeikeicht, mit leichter Mühe zu Boden streckt, da läuft alles von seinen Sitzen auf ihn zu, und umarmt und begrüßt ihn jauchzend als Sieger. Mit schwerem Herzen begraben die Albaner ihre drey Landsleute, jeden an dem Orte, wo er gefallen war, und unterwerfen sich traurig der römischen Herrschaft.

Stolz ging der Sieger Horatius, die Rüstungen der drey Curiatier im Triumphe tragend, an der Spitze des römischen Heeres nach der Stadt zurück. Am Thore begegnete ihm seine Schwester; sie war einem der gefallenen Albaner verlobt gewesen, und da sie nun dessen Gewand, von ihr selbst gewirkt, unter den Siegeszeichen ihres Bruders erblickte, fing das arme Mädchen laut zu jammern an; sie rang die Hände, lösete das Haar, und nannte schmerzlich klagend den geliebten Namen. Im Taumel seines Sieges erbitterte das den wilden Sinn des Bruders, ihm schien diese einzige Klage unter tausend Tönen der Freude ein Verbrechen zu seyn. Er fuhr die Schwester wild an, und da sie ihn den Mörder ihres Bräutigams schalt, stieß er sie mit seinem noch blutigen Schwerdte nieder. „Geh hin zu deinem Buhlen, sprach

er, mit deiner unzeitigen Liebe, Unwürdige, die du der todten Brüder und des lebenden, und deines Vaterlandes vergessen kannst! So fahre jede Römerin hin, die einen Feind betrauern wird!"

So vaterländisch gesinnt war kein Römer, daß nicht diese That ihn mit Abscheu und Entsetzen erfüllt hätte. Der Schwestermörder ward den Richtern übergeben, und diese verdammten ihn, nach vorher empfangenen Streichen an einen Baum aufgehängt zu werden. Selbst der König milderte nicht die Strenge des Urtheils, und schon war der Lictor im Begriff, ihn an den Pfahl zu binden, als sein alter Vater klagend unter das Volk trat. „Noch vor wenig Tagen, sprach er, war ich ein glücklicher Greis, glücklich durch vier brave Kinder. Drey habe ich nun an einem Tage verloren, und der vierte soll am Galgen sterben! O weh mir armen, alten Manne! So peitscht ihn dann, und knüpft ihn auf, der noch kurz zuvor euer Retter und euer Abgott war; vergeßt, was er für Rom gethan hat, aber schämt euch vor den Albanern: die würden so nicht mit ihm verfahren seyn!"

Diese Worte rührten alle Anwesenden. Der Sohn ward begnadigt, doch mußte er sich mit einer Geldstrafe lösen, und die Beschimpfung erleiden, daß ihn die Lictoren mit verhülltem Gesichte unter einer Art von Galgen hindurchführ-

ten, der aus zwey senkrecht eingegrabenen Pfählen, über welche ein Balken gelegt war, bestand, und der zum Andenken an diese Begebenheit, so wie das Grabmal seiner Schwester an dem Thore, wo er sie erstochen hatte, noch viele Jahrhunderte nachher erhalten, und von Zeit zu Zeit erneuert wurde.

53.

Die Zerstörung von Alba.

Die Albaner, denen das Kriegsglück ihrer Curiatier so ungünstig gewesen war, trugen das römische Joch mit dem größten Unwillen. Fuffetius, ihr Feldherr, sann sogar heimlich auf Mittel, seine Vaterstadt wieder zu befreien. Er hetzte die Fidenater und Vejenter, zwey andere Nachbarn Roms, zum Kriege gegen dasselbe auf, und versprach ihnen, wenn es zur Schlacht käme, mit allen seinen Albanern zu ihnen zu stoßen. Sie erscheinen vor Rom. König Tullus rückt ihnen entgegen, bietet in der Geschwindigkeit die Albaner auf, zu ihm zu stoßen, und stellt sie unter ihrem Feldherrn Fuffetius auf den rechten Flügel des römischen Heeres. Das Treffen beginnt. Tullus mit seinen Römern stürzt sich wüthend auf die Vejenter,

Fuffetius dagegen, anstatt auf die Fidenater einzuhauen, zieht seine Albaner allmälig rechts herum, zögert mit dem Angriffe der Feinde, und wagt es doch auch nicht, sich öffentlich mit ihnen zu vereinigen, sondern will es abwarten, auf welche Seite sich der Sieg neigen werde. So versetzt er die Römer und die Fidenater in die größte Bestürzung. Endlich sprengt ein Reiter zum Tullus heran, und meldet ihm laut: die Albaner entblößten die rechte Seite, und zögen sich hinter den Bergen herum zu den Feinden. Tullus erschrickt, doch faßt er sich schnell, und ruft mit scheinbarer Freude so laut, daß die Vejenter es hören: „Das ist recht, ich habs ihnen befohlen; sie umzingeln die Fidenater; seht, dort unten fliehen sie schon!" — Bey diesen Worten sinkt den Vejentern der Muth, und die Römer werden ermuntert, den Angriff lebhafter zu erneuern. Tullus gelobt der Furcht und dem Schrecken einen Tempel zu erbauen, wenn er hier Furcht und Schrecken allein unter zwey Feinde verbreiten würde. Es gelingt ihm, die Vejenter fliehen, die getäuschten und unschlüssigen Fidenater werden von den Geschlagenen mit fort gerissen, und die Römer erfechten den glänzendsten Sieg.

Nach der Schlacht vereinigten sich die Albaner wieder mit dem römischen Heere, und Fuffetius stattete dem Tullus seinen Glückwunsch

ab. Tullus stellte sich freundlich, und dankte ihm; dann ließ er eine allgemeine Volksversammlung zum folgenden Morgen ausrufen, in der er etwas vortragen wolle. Zugleich gab er den Hauptleuten allerley heimliche Befehle. Mit Tagesanbruch schloß das römische und albanische Heer einen Kreis um ihn, und er begann: „Römer, wenn uns jemals in einer Schlacht die Götter sichtbar beigestanden haben, so ist es gestern gewesen, denn ihr wißt es selbst noch nicht, mit wem ihr gekämpft habt; nicht mit den Feinden allein, sondern auch mit der Treulosigkeit und der Verrätherey unserer Freunde. Denn nicht auf meinen Befehl zogen sich die Albaner von unsrer Seite fort; es war ihr heimlicher Plan, zu den Feinden überzugehen, und es fehlte ihnen nur an Muth, die Bosheit auszuführen. Doch nicht auf das Heer schiebe ich die Schuld, es folgte nur den Befehlen seines Führers. Aber ich denke, niemand soll wieder etwas ähnliches wagen, so wahr ich an diesem ein schreckliches Exempel den Völkern geben will!"

Bewaffnete umringten den Fuffetius, der König fuhr darauf fort:

„Ich habe beschlossen, das ganze Volk der Albaner nach Rom herüberzuführen, den Plebejern das Bürgerrecht, und den Häuptern der Patricier Sitz und Stimme im Senate zu geben, und so aus beiden Städten **eine** zu machen, so

wie sie beide vormals aus einer hervorgegangen sind."

Hier ward die albanische Mannschaft schnell entwaffnet, und von römischen Bewaffneten eingeschlossen. Keiner wagte, ein Wort zu sprechen, und Tullus wandte sich nun zum Fuffetius.

„Hättest du, sprach er, gelernt, was Pflicht und Treue sey, so würdest auch du mir willkommen seyn. Aber dein unruhiger Sinn ist unheilbar, nur dein Tod kann lehrreich und heilsam für deines Gleichen werden. So wie du also zwischen Römern und Fidenatern doppelsinnig geschwankt hast, so soll auch dein Körper jetzt zwiefach zertheilt werden."

Er gab den schrecklichen Wink, und Fuffetius ward von angespannten Pferden lebendig zerrissen. Jedermann wendete von dem unmenschlichen Schauspiele die Augen weg, welches in der ganzen römischen Geschichte das erste und letzte in seiner Art gewesen ist.

Während dessen wurden albanische Reiter schon vorangeschickt, um die Menge nach Rom zu führen. Römische Legionen zogen dagegen in Alba ein, die Stadt zu zerstören. Sie hatte über 400 Jahre gestanden. Traurig zogen die Einwohner mit ihren Gütern und ihren kleinen thönernen Hausgöttern (Penaten) fort. Tullus räumte ihnen einen neuen, bisher unbebauten Hügel, den cölischen, zum Wohnsitz ein, und

dieser ward nun mit der Stadt vereinigt, die durch solche Verstärkungen allerdings in kurzem eine ansehnliche Größe erhalten mußte.

---

54. Tullus Tod.

(640 v. Chr.)

Das alles war noch nicht genug für die unbändige Herrschsucht und Kriegslust des Tullus. Keinen Tag konnte er seine Römer müßig sehen. Er fing sogleich wieder mit einem Sabinerstamme Händel an, und ruhte nicht eher, als bis er ihn überwunden und in das römische Gebiet aufgenommen hatte. Darauf brach eine Pest aus, auch diese konnte ihn nicht zur Schonung seiner Bürger bewegen; selbst die Priester legten sich drein, konnten aber nur eine kurze Frist der Ruhe von ihm erhalten. Endlich wurde er selbst von einer langen Krankheit befallen, und das erst machte ihn sanfter. Ja, er ward zuletzt so verzagt, daß er sich ganz zur frömmelnden Verehrung der Götter neigte, und das Volk glaubte schon, die alten Zeiten des feierlichen Numa wiederkehren zu sehen. Ein schnell zündender Blitzstrahl soll ihn mit seinem ganzen Hause verbrannt haben.

---

55. Ancus Martius.

(v. Chr. 640—616.)

So hieß der vierte König von Rom. Das Volk wählte ihn wegen seines edlen Charakters, da er vieles von der Sanftheit des Numa hatte, dessen Tochtersohn er war. Er gab seinem Volke die Ruhe wieder, deren es so lange hatte entbehren müssen, und gewöhnte es wieder zu der Verehrung der Götter, von welcher es während der kriegerischen Regierung des Tullus ganz zurückgekommen war. Die Feste wurden wieder mit ihrem vormaligen Glanze gehalten, Opfer und öffentliche Aufzüge mit Gesang und Tanz erhielten ihr altes Ansehen wieder. Da glaubten die Lateiner, unruhige Nachbarn, nun sey es Zeit, sich von den Römern loszureißen, da ihr König zwischen Altären und Opferthieren ruhe, und fingen an, die römischen Gränzen zu verheeren. Aber König Ancus hatte nicht Numa's Sanftheit allein; er spürte auch etwas von Romulus Geiste in sich, und wie ein Adler schoß er hinter seinen Altären hervor, und stand den Feinden gegen über. Er zerstörte ihnen mehrere Städte, und führte nach der hergebrachten Weise die Einwohner derselben nach Rom, wo sie sich auf einem andern, noch wüsten Hügel, dem aven-

tinischen, anbauen mußten. Den Einwohnern von Veji nahm er den Hafen Ostia, an der Mündung der Tiber, weg, sammt den dabey gelegenen Salzquellen. Nun hatte er Friede, und dachte an die Verschönerung der Stadt. Vor derselben, auf der andern Seite der Tiber, lag ein Hügel, Namens Janiculus; auf diesem legte er starke Verschanzungen an, und verband ihn durch eine kleine hölzerne Brücke, Subliciusbrücke genannt, mit der Stadt. Dies war die erste Brücke, welche in Rom gebaut ward. Auch vergrößerte und verschönerte er den ältesten Jupiterstempel, welchen Romulus auf dem kapitolinischen Hügel erbaut hatte. Nach einer glücklichen Regierung von 24 Jahren starb endlich Ancus Martius, und hinterließ zwey Söhne, mit dem Wunsche, daß einer von ihnen sein Nachfolger werden möchte.

56.

Tarquinius der ältere (priscus.).

(616—578 v. Chr.)

Während der Regierung des Ancus war ein reicher Fremdling, Lukumo, mit seiner Frau nach Rom gezogen, dessen Vater, Demarat, ein Grieche aus der Stadt Korinth, um den

Bedrückungen eines dortigen Tyrannen zu entfliehen, nach Italien geschifft war, und sich in der etruscischen Stadt Tarquinii niedergelassen hatte. Nach dem Tode des Demarat höffte sein Sohn leichter in Rom sein Glück zu machen, er wandte sich also lieber dahin, und man nannte ihn daselbst, anstatt Lucumo, Lucius den Tarquinier. Seine Reichthümer gaben ihm bald ein Ansehen, seine Freundlichkeit gegen die Römer und seine lebhafte, uneigennützig scheinende Theilnahme an den öffentlichen Geschäften machten ihn allgemein beliebt. Er wollte völlig als ein Römer angesehen seyn, er focht tapfer mit in der Schlacht, bewies Klugheit und Ernst im Senate, und schmeichelte sich dadurch selbst bey dem Könige Ancus so ein, daß ihm dieser vor seinem Tode sogar die Vormundschaft über seine beiden Söhne anvertraute.

Allein Lucius Tarquinius war ein treuloser Vormund, denn anstatt die königliche Würde einem seiner Mündel zu verschaffen, suchte er sie bey dem Volke für sich selbst nach, und erhielt sie auch durch seine Gewandtheit und Beredsamkeit. Es war indessen für die Römer kein Unglück, daß er zur Regierung gekommen war, denn er bewies in allen seinen Unternehmungen Einsicht, Muth und Entschlossenheit. Den aufs neue ausgebrochenen Krieg mit den Lateinern endigte er sehr glücklich, und bereicherte dadurch Rom

mit vieler Beute. Bald darauf demüthigte er auch durch glänzende Siege die Etruscer und Sabiner. Die besiegten Etruscer übersandten ihm die bey ihnen gewöhnlichen Zeichen der königlichen Würde, einen elfenbeinernen Stuhl, und ein mit Goldstreifen durchwirktes Oberkleid, Ehrenzeichen, welche nun auch in Rom eingeführt wurden.

Die bisherigen Könige hatten nur für die Vergrößerung Roms gesorgt, Lucius Tarquinius dachte zuerst auf die Verschönerung desselben. Die reiche Beute aus so vielen Kriegen setzte ihn in den Stand, mehr und prächtiger zu bauen, als seine Vorgänger hatten thun können. Er legte innerhalb der Hügel, auf denen Rom stand, in einem Thale einen großen Platz zu öffentlichen Kampfspielen und Leibesübungen an, der nachher den Namen Circus maximus erhalten hat. Dieser Circus war von gewaltigem Umfange, länglicht rund, und ringsum mit einer Mauer umzogen, auf welcher viele Reihen Bänke zu Sitzen für die Zuschauer angebracht waren. Mitten in der Rennbahn stand eine lange Mauer, welche spina hieß, und an jedem Ende mit einer kegelförmigen Säule (meta) versehen war. Um diese Mauer wurde herumgelaufen, geritten oder gefahren. An dem einen Ende des Circus waren die Behältnisse angebracht, in denen die Pferde und Wagen bis zum gegebenen Zeichen

sich aufhielten, und das Aeußere der großen Ringmauer wurde späterhin mit Buden für allerley Verkaufswaaren besetzt.

Auch Wasserleitungen legte dieser König zuerst in Rom an. Da nämlich die Stadt so hoch auf lauter Hügeln lag, so hatte sie keine Brunnen, und das Wasser mußte mit vieler Mühe weit her aus der Tiber heraufgetragen werden. Da ließ er nun ein Druckwerk erbauen, welches die Stadt mit Wasser versorgte, und desgleichen in Rom späterhin noch weit mehrere angelegt worden sind, worunter einige als Meisterstücke der alten Baukunst gepriesen werden. Unstreitig waren auch davon Etrurier die Urheber.

Was man aber, als ein Werk so früher Zeiten, vorzüglich bewundert, sind die Cloaken, zu denen Tarquinius der ältere gleichfalls den Grund legte. Dies waren lange unterirdische Gewölbe, durch welche aller Unflat aus Rom, sowohl von den Straßen als aus den einzelnen Häusern in die Tiber geleitet wurde. Man muß sich diese Cloaken nicht als enge, niedrige Kanäle denken, sondern als weite Gewölbe, zuweilen über 12 Fuß hoch. Die Mauern dieser Gewölbe waren so stark, daß sie in der Folge die größten über ihnen erbauten Thürme und Palläste trugen, ja, daß sie an vielen Stellen noch bis auf den heutigen Tag vorhanden sind. Freilich wurden auch diese Anstalten erst in folgenden besseren

ren Zeiten zu ihrer höchsten Vollkommenheit gebracht, aber es ist doch immer bewundernswerth, daß man sich schon zu Tarquinius Zeit an so große Unternehmungen wagte. Da indessen dieser König aus Griechenland herstammte, so läßt sich seine Baulust aus diesem Umstande leichter erklären.

Ferner ließ auch eben dieser König zuerst eine steinerne Mauer um die ganze Stadt ziehen, und legte den Grund zu dem nachmals so berühmten Jupiterstempel auf dem capitolinischen Hügel.

Tarquinius erreichte beinahe das achtzigste Jahr seines Lebens, starb aber dennoch keines natürlichen Todes, sondern fiel als ein spätes Opfer einer lange verhaltnen Rache. Die beiden Söhne des Ancus Martius räumten ihn nämlich aus dem Wege, da sie sahen, daß er damit umging, sich einen Nachfolger festzusetzen, wobey sie wieder übergangen werden sollten, da sie doch ein nahes Recht zum Throne zu haben glaubten. Auf ihr Anstiften mußten Hirten mit ihren Holzhauerwerkzeugen zankend und lärmend in das Haus des Königs dringen, und den König zu sprechen begehren, der ihren Streit entscheiden sollte. Der alte Tarquinius kam heraus auf den Flur, und indem er der erdichteten Erzählung des Einen aufmerksam zuhörte, schlug ihn der Andere mit der Axt plötzlich nieder, worauf beide schnell entflohen.

57.

Servius Tullius.

(578—534 v. Chr.)

Dem Tarquinius war in den ersten Jahren seiner Regierung bey der Bezwingung der Lateiner unter mehreren Sklaven und Sklavinnen auch eine Fürstin einer eroberten Stadt in die Hände gefallen, deren Gemahl bey der Eroberung ums Leben gekommen war. Nach damaliger Sitte war nun diese Fürstin Tarquin's Sklavin, allein Tanaquil, die Gemahlin des Königs, hatte Mitleid mit ihr, zumal da sie kränklich war, und bald nachher im Hause des Tarquinius mit einem Sohne niederkam. Tanaquil, aus Liebe zu der unglücklichen Fürstin, brachte es bey ihrem Gemahle dahin, daß dieser Knabe nicht zum Sklaven auferzogen, sondern frey gemacht wurde. Sie behandelte ihn auch fernerhin wie ihren eigenen Sohn, nannte ihn Servius Tullius, und als er erwachsen war, verschaffte ihm der König den Rang eines Senators, und gab ihm sogar seine eigene Tochter zur Ehe. Der junge Mann zeigte sich der Wohlthaten nicht unwerth, welche er von seinen Pflegeeltern empfangen hatte.

Tanaquil hatte längst heimlich die Hoffnung genährt, ihren geliebten Schwiegersohn einst als König von Rom zu sehen, allein seine Sklaven-

geburt stand dieser Hoffnung mächtig entgegen. Sie wußte indessen durch den Schein des Wunderbaren das Volk für ihn zu interessiren, und hatte daher unter andern schon früh ausgesprengt, ihm hätte einst, noch als zartem Kinde, im Schlafe das Haupthaar wie in hellen Feuerflocken gebrannt, die bey seinem Erwachen auf einmal verschwunden gewesen wären; ein Wunderzeichen, welches sie als eine etruscische Wahrsagerin so deutete: es hätten die Götter dadurch die hohe Bestimmung des Kindes anzeigen wollen.

Als nun der König ermordet war, die Lictoren den Mördern nachsetzten, und das Volk neugierig und bestürzt zusammenlief, ließ Tanaquil sogleich das Haus verschließen, und den Servius holen. Sie zeigte ihm den entseelten Leichnam, und beschwur ihn, den Tod seines Schwiegervaters zu rächen. Zugleich entflammte sie seinen Ehrgeiz; „nicht die Mörder, sagte sie, müssen herrschen; dein ist das Königreich, wenn du ein Mann bist."

Drauf rief sie aus einem obern Fenster des verschlossenen Hauses dem gewaltig stürmenden Volke zu, der König lebe noch, und sey nicht gefährlich verwundet; Servius werde während der Krankheit dessen Amt verwalten, und ihm solle jeder, wie dem Könige selbst, gehorchen. Wirklich ließ sich auch bald darauf der junge Servius mit dem Königsmantel und den zwölf Lictoren vor dem Volke sehen, entschied Streitigkei-

ten, stellte sich in manchen Fällen, als ob er darüber erst mit dem kranken Könige sprechen müßte, und gewöhnte so das Volk einige Wochen lang an sich, welches auch mit seiner Amtsverwaltung wohl zufrieden war. Die beiden Söhne des Ancus, da sie hörten, der König lebe noch, und habe die Mörder einziehen lassen, flohen eiligst davon, und ließen sich nie wieder in Rom sehen.

Endlich wurde der Tod des alten Tarquinius bekannt gemacht, und Servius Tullius dem Volke vom Senate als neuer König vorgestellt. Das lief nur kaum noch ohne Aufruhr ab, doch murrte das Volk noch lange im Stillen, ungeachtet der junge König sehr weise und sanft regierte. Er gab der Staatsverfassung eine ganz neue Gestalt. Die Eintheilung des Volks in 3 Tribus und 30 Centurien war jetzt sehr unbequem geworden, da die Volkszahl seitdem so erstaunlich angewachsen war. Servius Tullius dachte auf eine Einrichtung, durch welche man diese Volkszahl jederzeit übersehen könnte. Er verordnete zu dem Ende ein Opferfest auf dem Marsfelde, Suovetaurilia genannt, welches alle 5 Jahre wiederholt werden, und mit welchem eine allgemeine Volkszählung und Vermögensschätzung verbundeh seyn sollte. Und um die Zahl der Gebornen und Gestorbenen zu erfahren, befahl er, daß für jeden der erstern ein Geldstück in den Tempel der Juno Lucina

(⏑-⏑ der Geburtshelferin), und für jeden der letztern eins in den der Leichengöttin Libitina (⏑-⏑⏑) bezahlt werden sollte.

Bey der ersten Zählung und Schätzung (census) fand man 84,700 waffenfähige Bürger zusammen, folglich kann die ganze Volksmenge ohne die Sklaven, über 300,000 betragen haben. Man machte bey dieser Schätzung einen sechsfachen Unterschied unter den sämmtlichen Bürgern, nach dem Betrage ihres Vermögens. In die erste Klasse setzte man die, welche über 100,000 römische As (2132 thlr.) im Vermögen hatten; zur zweiten Klasse gehörte ein Vermögen von 75,000 As (1600 thlr.), zur dritten 50,000 As (1066 thlr.); zur vierten 25,000 As (533 thlr.), und zur fünften 11,000 As (266 thlr.). Wer auch soviel nicht einmal hatte, gehörte in die sechste Klasse.

Auf diese Eintheilung wurde nun eine neue bestimmtere Verpflichtung zum Kriegsdienste gegründet. Die ganze sechste Klasse, da sie aus den Aermsten bestand, die nichts zu verlieren hatten, und denen daher wenig Patriotismus zuzumuthen war, ward ganz und gar, bis auf die äußersten Nothfälle, von allem Kriegsdienst ausgeschlossen. Die fünfte Klasse lieferte bloß Schleuderer und Steinwerfer, die vierte brachte Spieß und Wurfpfeil mit, die dritte mußte schon einen großen, länglichten Schild, und Spieß und Schwerdt haben, die zweite hatte überdies

noch Beinschienen, und die erste endlich Beinharnisch, Panzer, Spieß, Schwerdt, Helm und einen runden Schild. Für dies alles, so wie für seine Nahrung, mußte der römische Soldat, d. h. der römische Bürger in Kriegezeiten, selbst sorgen, denn an Besoldung und Montirung, wie bey uns, darf man gar nicht denken.

Wie aber der ganz gemeine Haufe vom Kriegsdienste entfernt ward, so suchte Servius ihn auch auf den Volksversammlungen (Comitien) so sehr als möglich zu beschränken, die erste Klasse hingegen aus allen Kräften zu heben. Zu diesem Ende nahm er eine zweite Eintheilung sämmtlicher Bürger in 193 Centurien vor, d. i. Compagnien, die nach oben hinauf sehr klein, nach unten hinab hingegen sehr zahlreich waren. So zerfiel die erste Klasse allein in 98 Centurien, indeß jede der drey folgenden nur in 21, die fünfte in 31 getheilt war, und die sechste Klasse gar nur eine einzige Centurie ausmachte. Kamen nun sämmtliche Bürger zu einem großen Comitium auf dem Marsfelde zusammen, um zu irgend einem Vorschlage des Senats, einem Gesetze, einer Wahl, oder dergleichen ihre Stimme zu geben, so mußten sie sich nach ihren Centurien stellen, und gewöhnlich gab dann jede Centurie nur eine Stimme (comitia centuriata) so daß also die erste Klasse allein mehr Stimmen, als alle übrige zusammengenommen, und die unterste Klasse so gut als

gar nichts mitzureden hatte. Diese außerordentliche Begünstigung des Adels brachte in der Folge heftige Streitigkeiten hervor.

Um der bequemern Erfragung und policeilichen Aufsicht willen nahm endlich Servius Tullius noch eine dritte Eintheilung aller Bürger, nach ihren Wohnungen, vor. Alle in der Stadt wohnende wurden nämlich in vier Tribus abgetheilt, (tribus urbanae) die bey weitem größere Zahl der Landbewohner hingegen in 15, (tribus rusticae) welche letztern in der Folge bis auf 31 anwuchsen, da es bis in die spätesten Zeiten römische Sitte blieb, daß die vornehmsten Bürger auf ihren Landsitzen wohnten, indeß die Hauptstadt selbst nur die allerärmste Klasse in sich schloß, daher es auch ein Schimpf war, wenn jemand aus einer der ländlichen Tribus in eine städtische versetzt wurde.

Unter der Regierung des Servius sollen auch die ersten römischen Münzen geprägt worden seyn. Sie trugen das Bild eines Opferthieres, daher der Name pecunia. Staatsausgaben hatte man noch nicht, daher waren auch noch keine Auflagen nöthig: als man aber der letztern in der Folge bedurfte, trieb man sie verhältnißmäßig von den Centurien ein.

Noch waren, ungeachtet aller Kriege, nicht alle Städte Latiums besiegt. Servius Tullius verband sie seinem Reiche auf dem Wege der Güte, indem er sie zu Bundesgenossen der

Römer aufnahm, und auf dem aventinischen Hügel einen Tempel der Diana erbaute, in welchem hinfort durch Abgeordnete von diesen Städten und von Rom jährlich einmal alle Streitigkeiten zwischen ihnen ausgeglichen werden sollten. Die Puncte des darüber geschlossenen Vertrags wurden in griechischer Sprache auf einem ehernen Pfeiler dieses Tempels eingegraben.

Aus wahrer Bescheidenheit, einem schönen Zuge in Servius edlem Charakter, erbaute er der Göttin des Glücks (Fortuna) einen Tempel, dieser Göttin, die ihm so vorzüglich wohlgewollt hatte; und angetrieben von unauslöschlicher Dankbarkeit, die ihm nicht weniger zur Ehre gereicht, hängte er in einem gleichfalls neu erbauten Tempel den Spinnrocken seiner Wohlthäterin Tanaquil nach ihrem Tode zum ewigen Gedächtnisse auf. Ja, um diese Frau noch in ihren Kindern zu ehren, ließ er die Letztern immer in seinem Hause wohnen, und als er alt wurde, und selbst zwey erwachsene Töchter hatte, verheyrathete er sie beide an die zwey hinterlassenen Söhne *) des Tarquinius, Lucius und Aruns. Der sanften ältern Tullia gab er den wilden Lucius zum Gemahl, die ungestüme jüngere Tullia dagegen verheyrathete er an den friedlichen Aruns. So hoffte er die heftigen Gemüther durch die die Verbindung mit den sanften zu mildern. Aber er hatte sich verrechnet; dem Tarquin ward

*) Vielleicht auch Enkel.

seine allzuzarte Gemahlin verhaßt und verächtlich, und der sanfte Aruns ward seiner wilden Gattin ein Spott, die ihre Schwester beneidete, daß sie an einen Mann gekommen sey, der Muth und Feuer besitze. Ja wäre sie mit diesem Tarquinius gepaart worden, ließ sie sich oft verlauten, so würde Rom ganz andere Dinge sehen.

Die gleiche Gesinnung machte die beiden Herrschsüchtigen bald vertraut, und kurz hinter einander fielen Aruns und die Frau des Tarquin als Opfer dieser Vertraulichkeit. Der Brudermörder Tarquin heyrathete die Schwestermörderin Tullia, und der unglückliche alte Servius konnte nicht verhindern, was er doch unmöglich billigen konnte.

Aber dies war nur das Vorspiel zu weit empörendern Gräuelthaten. Der alte Servius hatte sich durch seine kühne, kräftige Regierung viel Feinde gemacht, und diesen Umstand wollte der herrschsüchtige Tarquinius benutzen, ihn noch vor seinem Tode der königlichen Würde zu berauben. Er wiegelte eine Menge Senatoren und einen Theil des Volks durch Geschenke und noch weit größere Versprechungen auf, und verklagte den alten König öffentlich bey dem Volke als einen Tyrannen, der noch dazu aus sklavischem Geblüt entsprossen sey, und schon zu lange ungestraft mit seinen neuen Einrichtungen das Volk drücke. Aber Servius, der kurz zuvor ein großes Gebiet von Aeckern und Wiesen, vom

Feinde erobert, unter die Bürger vertheilt hatte, siegte diesmal, ward einstimmig als ein guter und rechtmäßiger König anerkannt, und Tarquin ward zu einer verstellten Aussöhnung genöthigt. Doch bald zog dieser die Larve ab. Eines Tages trat er, mit allen Zeichen der königlichen Würde bekleidet, in die Rathsversammlung ein, und ließ sich auf dem gewöhnlichen Sitze des Königs nieder, wo er eine lange Rede gegen die Regierung desselben hielt. Jedermann hielt den alten König für todt, bis er endlich zu Aller Erstaunen an der Thür erschien. Der alte Mann, vom lange verhaltenen Zorne hingerissen, wollte den Unverschämten von dem elfenbeinernen Königsstuhle herunter ziehen, aber Tarquinius faßte ihn um den Leib, trug ihn zum Saale hinaus, und stürzte ihn von der obersten Stufe des Rathhauses auf den Markt hinunter. Ein Theil der Senatoren, die auf der Seite des Tarquinius waren, traten zusammen, und andere, die nicht wußten, wie groß oder klein die Verschwörung sey, wagten es nicht, gegen den Frevler etwas zu unternehmen. So gelang es demselben, sich eigenmächtig die Herrschaft anzumaßen, und das Volk, welches die Senatoren so unthätig sahe, ließ es auch bey einem bloßen Auflaufe bewenden. Der arme blutende Greis, der sich mit Mühe vom Boden aufgerichtet hatte, und sich von mitleidigen Menschen nach Hause bringen ließ, ward auf dem Wege von nach-

geschickten Anhängern des Tarquin völlig ermordet. Und nun noch eine Schandthat, die kaum ihres Gleichen hat: des alten Servius eigene unnatürliche Tochter Tullia, die von Allem wohl unterrichtet war, und ihrem Gemahle gern die ersten Glückwünsche abstatten wollte, befahl dem Kutscher, als sie durch die Straße kamen, in welcher ihr Vater ermordet lag, die Räder des Wagens über den Leichnam hinrollen zu lassen, ja sie soll das Blut am Wagen zu Hause den Penaten (Hausgöttern) zum Opfer gebracht haben. — Was ist die Wuth eines Tigers gegen die Kraft menschlicher Leidenschaften!

58.

Lebensart der Römer in diesem Zeitraume.

Da der Tod des Servius Tullius und die Stiftung der persischen Monarchie durch Cyrus so ziemlich in einerley Zeit fallen, so müssen wir hier wohl die Geschichte der Römer einstweilen abbrechen, und wir wollen nun noch diesen Zeitraum mit einer kurzen Betrachtung der Sitten und der Lebensart der ersten Römer beschließen.

An die feinen Sitten der heutigen Welt, und an Sprache, Kleidung und häusliche Verfassung, wie sie bey uns ist, wird nun wohl keiner der Leser mehr denken. Richtiger stellt man sich vielmehr diese ersten Römer als ein

derbes, kraftvolles Landvolk vor, roh und ohne Kunst, mit braunen, von der Sonne verbrannten Gesichtern, ohne Hut, die Haare frey um den Kopf hängend, den Bart lang und ungeschmückt, *) Arme und Beine nackt, eine wollene Weste (tunica) auf dem bloßen Leibe, vom Halse bis fast an die Knie reichend, und darüber beim öffentlichen Ausgehen noch einen Mantel (toga) der aus einem bloßen vierkantigen Tuche von wollenem Zeuge bestand, etwa wie die Shawls unserer Damen, nur daß er fast eben so breit als lang war, und das eine übergeschlagene Ende auf der Achsel mit einem Knopfe oder einer Nadel befestiget wurde. **) Im Kriege wurde die Toga wegen ihrer Beschwerlichkeit mit einem kurzen Rocke ohne Aermel und vorn und hinten zugenähet, vertauscht, den sie Sagum nannten, und über welchem die Vornehmern noch eine Rüstung trugen.

Im Frieden war der Ackerbau ihr Hauptgeschäft, welches sie nicht, wie die Spartaner, den Sklaven überließen. Sie hatten zwar auch Sklaven, denn sie machten ihre Kriegsgefangenen dazu, die sie nicht im Ganzen als Bürger in ihre

*) 454 Jahre lang hatte man in Rom noch keine Barbiere, und 580 Jahre lang keine Bäcker. Plin. VII, 59 und XVIII. 10.

**) Statt dieser Toga trugen die Griechen einen ähnlichen Shawl, welcher Pallium hieß, aber viel kürzer war.

Stadt aufnahmen; aber die Sklaven der Römer haben, besonders in der frühsten Zeit, niemals einen harten Druck erfahren. Senatoren hielten es damals noch nicht für schimpflich, selbst hinter dem Pfluge her zu gehen, oder sich ihr frugales Mittagbrodt selbst zu kochen. Das Korn ward von Sklaven oder Sklavinnen auf Handmühlen gemahlen, und von dem Mehle ward Anfangs noch nicht einmal Brodt gebacken, sondern man verzehrte es in Form von Klößen und Brey. Außerdem lebten sie von Fleisch, Bohnen, Feigen, Honig, Oel, Wein und Wasser. Den Wein ungemischt zu trinken, hielt man auch in Rom, so wie in Griechenland, für unanständig und für schädlich, daher goß man mehr als die Hälfte Wasser darunter. In südlichen Ländern wird nicht soviel gegessen, als bey uns, daher hielten auch Römer und Griechen nur eine tägliche Hauptmahlzeit (coena) und zwar gegen Abend, etwa um sechs Uhr. Nach dieser Zeit war das Weintrinken erst erlaubt, früher am Tage hielt man es für unanständig. Ein kleines Morgenbrodt (prandium) ward nicht früher als gegen 11 oder 12 Uhr eingenommen, und damit reichte man aus.

Geld hatten die ersten Römer nicht viel, und was sie hatten, war Kupfermünze. Jene Asse, nach denen die Klassen geschätzt wurden, waren römische Pfunde, denn zuerst wurde das Silber in Stücken gewogen. Handlung und

Schiffarth trieben sie wenig, Malerey, Bildhauerkunst und Dichtkunst kannten sie noch gar nicht. Sie lebten ja nur im Felde und auf dem Felde. Mit der letztern Lebensart sah es zuletzt sehr mißlich aus, denn wenn gleich Romulus seinen gesammten Acker gleichmäßig unter seine ersten 3300 Bürger vertheilt hatte, so kamen doch unter ihm und seinen Nachfolgern so viele neue Bürger hinzu, daß selbst bey allen nachmaligen Vertheilungen neu eroberter Felder viele sehr zu kurz kamen, zumal da die Patricier gern das Meiste an sich rissen, und den armen Plebejern das Wenigste und Schlechteste übrig ließen, woraus allmälig ein sich immer forterbender Haß der Niedern gegen die Vornehmen entstand, der zuletzt zu schlimmen Ausbrüchen kam.

So roh und unwissend die Römer in diesem Zeitraume noch in allen Dingen waren, so unansehnlich war auch ihre Hauptstadt Rom. Was auch vorhin von Tempeln erwähnt worden ist, so waren doch das noch alles höchst elende Gebäude. Die Palläste der Könige waren Lehmhütten mit Strohdächern, und noch lange nach diesem Zeitraume waren an der Sonne getrocknete Ziegel und Schindeln die einzigen Baumaterialien, welche der Römer brauchte. Da ferner die Stadt so planlos und willkührlich in der Eil angelegt worden war, so war an keine einzige gerade Straße zu denken, sondern die einzelnen armseligen Hütten standen ins Kreuz und

in die Queere gebaut gegen einander, man stieg die Hügel bergauf und bergab, und, wenn es geregnet hatte, im tiefsten Kothe; denn vom Pflastern der Straßen wußte man damals noch nichts. Daher kam Tarquinius der ältere auf den Gedanken, diesen garstigen Koth durch Kloaken oder unterirdische Kanäle abzuleiten. Er und sein Nachfolger Servius Tullius vollendeten auch die Mauer, welche die sämmtlichen sieben Hügel, auf welchen die Stadt zerstreut lag, umfaßte und zu einem Ganzen vereinigte. In spätern Zeiten, nachdem Rom mehrere Feuersbrünste und Zerstörungen erlitten hatte, wurden die Vertiefungen zwischen den Anhöhen durch vielen Schutt und neues Bauen so ausgefüllt, und vielleicht auch die Höhen allmälig so geebnet, daß man zuletzt die ursprünglichen sieben Hügel wenig mehr unterscheiden konnte.

Von der Gesetzgebung findet man in jenen Zeiten nur wenige rohe Anfänge. Jeder Vater hatte die Erlaubniß, seine Kinder zu tödten oder als Sklaven zu verkaufen, wenn er sie nicht leiden, oder nicht ernähren konnte, oder keine andern Mittel hatte, seine Schulden zu bezahlen. Denn nach eben diesen rohen Gesetzen wurde ein Schuldner, der nicht zur rechten Zeit zahlen konnte, der Rache seiner Gläubiger Preis gegeben, die sogar die Macht hatten, ihn zu tödten, zu zerreißen, zu viertheilen, und sich in seine Glieder zu thei-

len. Dies geschah jedoch niemals, denn man konnte ihn ja als Sklaven besser nutzen.

Die Todten wurden bey den Römern gewaschen, mit dem besten Gewande angethan, und so auf den Hausflur, mit den Füßen gegen die Hausthür gekehrt, hingesetzt, wobey die Leidtragenden ein lautes Klagegeschrey erhoben, sich mit Asche bestreuten, ihre Kleider zerrissen, und noch lange nachher zum Zeichen der Trauer mit geschornem Haupte und ungewaschener, schmutziger Toga gingen, sich auch aller Ergötzlichkeiten enthielten. Der Leichnam wurde, wie bey den Griechen, am achten Tage verbrannt, und Asche und Gebeine wurden in Urnen gesammelt, welche man Anfangs in der Stadt, nachher aber außerhalb in die Erde vergrub, und mit einem kleinen Hügel überdeckte.

59.

Beschluß.

Wolltet Ihr nun fragen, junge Leser, wie es um diese Zeit, 530 Jahre vor Christi Geburt, hier in unserm Deutschlande, oder in Rußland, Schweden, England, Frankreich, oder gar in Amerika, oder am Vorgebirge der guten Hofnung ausgesehen habe, so würdet Ihr darauf

keine Antwort erhalten können. Denn weder Aegypter noch Perser, weder Griechen noch Römer wußten etwas von diesen Ländern; dahin hatte sich noch kein Schiff und kein Reisender gewagt, und wie weithin dort hinaus noch Menschen wohnten, und was es für Menschen seyen, darüber konnte Niemand Auskunft geben. Man fabelte daher viel von Riesen und Ungeheuern, die fernhin wohnen sollten, und hatte im Allgemeinen die Vorstellung, daß da, wo die (tellerförmig gedachte) Erde endlich aufhörte, ein breiter Strom rings herum laufe, den man Ocean nannte. In den ganz frühen Zeiten glaubte man, die untergehende Sonne tauche sich in diesen Ocean, und stehe auch des Morgens aus seinem Bette wieder auf.

So wären wir denn der Entwickelung des großen Menschengeschlechts durch etwa anderthalbtausend Jahre nachgegangen, von dem ersten, hordenähnlichen Zustande der Gesellschaft an, auf welchen die ältesten Sagen uns zurückführen, bis dahin, wo beinahe ein halber Welttheil einem Beherrscher gehorchte. Ueberall haben wir aus dem herrschsüchtigen, ehrgeizigen oder eigennützigen Bestreben einzelner Menschen Vereinigung vieler zu einem Zwecke, Verdichtung und Vergrößerung der Gesellschaft, Erfindungen und Gesetze hervorgehen sehen. Ueberall haben die Triebe, die wir gewöhnlich als so niedrig verschreien,

weil sie sinnlich sind, einen nicht geringern Antheil an der Bildung der Gesellschaft gehabt, als die geistigen Kräfte des Menschen, ja diese letztern sind durch jene erst hervorgelockt und geübt worden. Hunger und Liebe, Noth und Ueberfluß, Stärke und Schwäche, Herrschsucht und Furcht, niedrige Eifersucht und idealistische Begeisterung, alles zusammen mußte, jedes an seinem Orte, zum Hebel der Entwickelung dienen. Jeder einzelne Bürger, jede Staatengesellschaft glaubte ihrem eigenen Willen zu folgen, und ging doch so gehorsam in den Schranken, die eine höhere Hand ihr vorgezeichnet hatte. Gerade wie es sich noch jetzt mit jedem einzelnen Menschenleben verhält. So daß die Betrachtung dieses, wie der ganzen Weltgeschichte, sich zuletzt nothwendig auflösen muß in religiöse Bewunderung und stumme Anbetung.

Register.

Druckfehler.

S. 241, Z. 8. lese man Echoe, nicht Echos.

— 275, Z. 13. und 14. ist das dieser und jener verwechselt.

— 296, Z. 4. v. u. lese man Andromache (◡ – ◡◡), nicht (◡◡ – ◡)


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 24 04 10 008 7